

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

IV. Jahrg.

Düsseldorf, Januar 1925

Heft 10

Die volkswirtschaftliche Entwicklung und Bedeutung des Ruhrbezirks

Von A. Heinrichsbauer, Essen

I.

Eine Schilderung der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Ruhrbezirks hat sich zu stützen auf eine Darlegung der wirtschaftshistorischen Entwicklung, da nur auf dieser Grundlage ein tieferes Verständnis für das Werden und die jetzige Gestalt des Reviers möglich ist. Ganz allgemein läßt sich die wirtschaftshistorische Entwicklung — sie ist im folgenden hauptsächlich auf Kohle und Eisen eingestellt, da im weiteren Rahmen die Darlegungen zu undurchsichtig und zu weitgehend sein würden — dahin kennzeichnen, daß die Tendenz, von kleinen und kleinsten Verhältnissen ausgehend, immer eindeutiger zur Massenproduktion geführt hat, und daß auf der national-wirtschaftlichen Grundlage allmählich ein Hineinwachsen in international-weltwirtschaftliche Zusammenhänge entstanden ist. Daraus erwuchsen besondere Schwierigkeiten in bezug auf die Entwicklung der Arbeiterverhältnisse, die überwunden werden mußten unter vorsichtiger Abwägung des rein sachlich-materiellen Faktors und der persönlich-menschlichen Bedürfnisse unter gleichzeitiger Wahrung der für die bestmögliche Betätigung des Unternehmertums notwendigen Imponderabilien.

Maßgebend bestimmt wurde die Entwicklung des Ruhrbezirks in der Hauptsache von dem örtlichen Vorkommen bzw. von der Beschaffung der Brenn- und sonstigen Rohstoffe sowie von den Möglichkeiten der Verarbeitung und des An- und Abtransportes. Merkwürdig berühren wird, daß das industrielle Leben des westlichen Deutschlands zuerst in der Eifel größeren Umfang angenommen hat, da die dortigen mannigfaltigen Erzvorkommen (Eisenstein, Zinkblende, Bleierze usw.) eine gute Grundlage des Produktionsprozesses bildeten, der in dem großen Walddreichtum der dortigen Gegend (Holzkohle als Brennstoff!) und in den vielen kleineren und größeren Wasserläufen (Betriebskraft und Transportwege!) ihre ebenso notwendige wie glückliche Ergänzung fanden. Der eigentliche engere rheinisch-westfälische Industriebezirk (die Gegend zwischen Hamm und Düsseldorf) war ursprünglich von geringerer Bedeutung. Größeren Aufschwung nahm das industrielle Leben hier erst um 1800 herum; bis dahin hemmte der Mangel an Erz — nur in der Gegend von Oberhausen befand sich ein abbaufähiges Vorkommen — sowie der Mangel an Brennstoffen; Steinkohle im Tiefbauverfahren konnte damals noch nicht gewonnen werden, Holzkohle stand wegen des unzureichenden Walddreichtums der Gegend nicht zur Verfügung; auch zeigten sich Transportschwierigkeiten, da die Wasserläufe wohl günstige Transport-

möglichkeiten von Osten nach Westen und umgekehrt boten, nicht aber von Süden nach Norden und umgekehrt. Das sogenannte bergische Land war damals dem eigentlichen Ruhrkohlenrevier in der industriellen Entwicklung weit voraus, da es in den nahegelegenen Siegerländer und Lahnerzen eine vorzügliche Rohstoffquelle besaß, deren Ausnutzung durch die auf dem großen Walddreichtum beruhende Holzkohle und durch den starken Wasserreichtum des Landes außerordentlich begünstigt wurde.

Im engeren Kohlenrevier trat industrielles Leben größeren Umfangs erst dann ein, als die Steigerung der Steinkohलगewinnung im verbesserten Stollen- und im Tiefbaubetrieb die notwendigen bisher fehlenden Brennstoffe zur Verfügung stellte, und als der Ausbau des Eisenbahnwesens die für Massenfabrication unbedingt erforderlichen Transportwege schuf. Für den verhältnismäßig späten Beginn der großindustriellen Entwicklung des Herzens des Industriegebietes ist kennzeichnend, daß erst im Jahre 1849 der erste reine Kokshochofen (und zwar auf der Friedrich-Wilhelms-Hütte in Mülheim an der Ruhr) gebaut wurde. In den ersten Jahren und Jahrzehnten ging die Entwicklung ziemlich langsam vor sich. Noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts kamen die kleinen Stollenzechen des Ruhrtales nicht über eine Durchschnittsbelegschaft von 10 bis 12 Mann hinaus; Betriebe mit 15 bis 20 Bergleuten gehörten schon zu den größeren. Bis in die dreißiger und vierziger Jahre schob sich die Kohलगewinnung immer mehr nach Norden hin; eine größere Kohlenausbeute war aber auch damals noch nicht zu verzeichnen, da auch die tiefsten Schächte nicht über 50 Meter Teufe herabgingen, so daß die wichtigsten und mächtigsten Kohlenpartien nach wie vor unaufgeschlossen blieben. In der eisenerzeugenden und eisenverarbeitenden Industrie ging die Entwicklung ähnlich langsam vor sich. Noch in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden die Lokomotiven für die westdeutschen Eisenbahnen von Lütticher Fabriken geliefert, da sie im eigenen Lande nur unvollkommen hergestellt werden konnten; die maschinelle Einrichtung der Textilindustrie des Wuppertales wurde von England gebaut.

An dem langsamen Tempo der Entwicklung hatte aber nicht nur die unzureichende Rohstoffgewinnung und deren Verarbeitung schuld. Lange machten sich vielmehr noch hemmend bemerkbar die Auswirkungen der Französischen Revolution und der napoleonischen Kriege und die in ihrem Gefolge auftretenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten (Kontinental Sperre, Schaffung

mehrerer kleiner Zollgebiete usw.). Sie verursachten eine derartige Verschuldung, einen solchen Absatzmangel und eine so große allgemeine Verarmung, daß die um 1800 herum blühenden Betriebe in den folgenden Jahren fast alle zugrunde gingen, und daß diejenigen Betriebe, die diese Zeit glücklich überstanden, noch lange in ihren Ausbaumöglichkeiten behindert wurden. Von jener Zeit berichtet der Essener Magistrat, „daß Handel und Industrie namenlos unbedeutend seien; Handels- und Fabrikationswesen seien erbärmlich; ein Haus nach dem andern stürze ein“. Daneben machten sich außerordentlich hemmend bemerkbar die Schwierigkeiten in der Arbeiterbeschaffung und die weitgehende technische Abhängigkeit vom Ausland, das den deutschen gewerblichen Betrieben jener Zeit weit voraus war. Feinmechanische Arbeiten konnten damals von deutschen Arbeitskräften überhaupt nicht ausgeführt werden, deutsche Maschinen zur Ausrüstung der Werkstätten waren in jener Zeit nicht vorhanden. Noch im Jahre 1852 mußte die Gutehoffnungshütte für eine neuerrichtete Hammerschmiede englische Fabrikationsstätten sich zum Vorbild nehmen und englische und belgische Arbeiter heranziehen. Auch sehr üble finanzielle Schwierigkeiten traten auf. Männer wie Friedrich Krupp und Harkort haben immer mit den größten Geldverlegenheiten zu kämpfen gehabt; fast alle Industriepioniere der damaligen Zeit sind arm gestorben. Erst die Heranziehung ausländischer Kapitalien (vor allem aus England, Frankreich und Belgien) ermöglichte die Gründung größerer Bergwerks- und IndustriegeSELLschaften; lange Zeit war ausländisches Kapital im Industriebezirk maßgeblich beteiligt; bis 1860 hatte französisches Kapital beim Phönix die Majorität; noch im Jahre 1887 erschien bei einer der größten BergwerksgeSELLschaften der damaligen Zeit, dem Nordstern, der Geschäftsbericht in französischer Sprache. Absatzgelegenheiten für die Fabrikation mußten erst mühsam geschaffen werden. Krupp hatte jahrzehntelang zu kämpfen, ehe seine mustergültigen Stahlerzeugnisse für die preußische Geschütz- und Gewehrfabrikation angenommen wurden; das Eisenbahnmaterial, in dem in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts zuerst größerer Bedarf sich zeigte, wurde fast ausschließlich in England und Belgien hergestellt. Auf allen Seiten zeigte sich Mißtrauen gegen die neuentstehende Industrie an der Ruhr, ein Mißtrauen, das auch im Ruhrbezirk selbst zum Ausdruck kam. Als Krupp im Jahre 1835 seinen Betrieb auf Dampfkraft einstellte, wurde er allgemein als Wagehals bezeichnet; die Projekte, den Bergbau vom Stollenbetrieb auf den Tiefbaubetrieb umzustellen, wurden geradezu als irrsinnig angesehen. Erst um 1840 herum wurden die ersten Tiefbauschächte (Graf Beust, Helene und Amalie, Viktoria-Matthias) niedergebracht. Freilich muß zugegeben werden, daß vom damaligen Standpunkt aus betrachtet das Mißtrauen nicht ganz unberechtigt war, da noch zu wenig technische und organisatorische Erfahrungen vorlagen. Noch in viel späterer Zeit mußten übelste Überraschungen mit in Kauf genommen werden; so hat z. B. der Ausbau der Zeche Graf Moltke, jetzt eine der besten Zechen des Reviers, nicht weniger als 22 Jahre, von 1873 bis 1895, gedauert; erst in letzterem Jahre konnte zum ersten Male eine Ausbeute verteilt werden.

Allmählich wuchs jedoch das Ruhrrevier in seine spätere Größe hinein. Das kam in der Hauptsache daher, daß der steigende Bedarf (man denke nur an den Ausbau des Eisenbahnwesens mit allen seinen Bedürfnissen) dazu zwang, alle Mittel der Produktion zur Deckung heranzu-

ziehen. Leicht war die Bewältigung der sich ergebenden Probleme nicht. Es war nicht nur nötig, die Betriebe auf die Massenhaftigkeit des für jene Zeiten ungeheuerlichen Bedarfs einzustellen und sich mit den bescheidenen, damals zur Verfügung stehenden Produktionsmitteln auf eine Erzeugung einzurichten, wie sie in solcher Menge niemals zuvor bewirkt worden war. Notwendig war auch, die Ware in der Güte zu erzeugen, wie sie die technische Beanspruchung erforderte und wie sie das Ausland schon längere Zeit kannte. Schließlich war noch notwendig, in der Preisgestaltung der ausländischen Konkurrenz, die bisher Deutschland als Absatzgebiet betrachtet hatte, im eigenen Lande entgegenzutreten, und allmählich sich auch im Ausland selbst Absatzgebiete zu erobern. Alles das bedang eine gegenseitige Unterstützung nicht nur der Unternehmer untereinander, sondern auch der Unternehmer und Arbeiter. Es tauchten damals zuerst die sozialen Probleme auf, die immer schwieriger werden mußten, je größer die zur Durchführung des Fabrikationswesens erforderlichen Arbeitermassen wurden. Ihren Abschluß fand der erste Abschnitt der großindustriellen Entwicklung des Ruhrreviers ungefähr um 1870. Zwei Daten sind kennzeichnend: die Inbetriebnahme des ersten Martinofens im Ruhrbezirk 1871 in der Kruppschen Fabrik und die allmähliche Vordringung des Ruhrbergbaues bis in das Gebiet der Lippe, das im Jahre 1870 erreicht wurde, während die Emscher schon im Jahre 1860 überschritten worden war. In der kurzen Zeit von 1830 bis zur Mitte der 60er Jahre hat das Ruhrgebiet seine Rohlenförderung von rund 35 Millionen Zentnern auf fast 150 Millionen Zentner steigern können, eine Leistung, die für die damalige Zeit außerordentlich war, wenn man bedenkt, daß erst vier Zechen über eine Million Zentner Rohlen förderten, daß die höchste Belegschaftsziffer 1300 Arbeiter betrug, während sonst eine Belegschaftszahl von rund 250 bis 300 Arbeitern den Durchschnitt bildete.

Die zweite Epoche in der industriellen Entwicklung an der Ruhr war, nachdem die Grundlage geschaffen war, vor allem der inneren Konsolidierung der Betriebe und der Rationalisierung der Betriebsführung gewidmet. Die Bemühungen auf Verwirklichung dieser Bestrebungen führten im Laufe der Zeit ganz von selbst zur Bildung des Großtypus des sogenannten gemischten Betriebes. Zur damaligen Zeit wanderte — umgekehrt wie später — das Erz zur Kohle, da der Koks zu jener Zeit infolge seiner Empfindlichkeit längere Transporte nicht vertrug und da zur Erzeugung von Roheisen viel mehr Koks als Erz verbraucht wurde (man rechnete 1 Zentner Erz auf 10 Zentner Rohkohle), so daß aus Ersparnisgründen der Weg des Erzes zur Kohle als der gegebene sich erwies. Auch machte sich vor allem die Notwendigkeit geltend, die in den einzelnen Werken erzeugten Produkte und Kraftquellen möglichst im eigenen Betriebe auszunutzen, und zwar nicht nur aus Gründen der Sparsamkeit, sondern auch, um im Interesse der Wahrung des guten Rufes des Unternehmens die Kontrolle über die Beschaffenheit des Endproduktes in die Hand zu bekommen. Umgekehrt ergab sich aber auch für die verarbeitenden Werke die Zwangslage, möglichst die Erzeugung vom Anfangsprodukt an (z. B. Erz oder Roheisen) zu kontrollieren, um dadurch Gewähr für gleichmäßige Belieferung und gleichmäßige Güte der zur Verarbeitung benötigten Rohware zu erhalten. Auf diesen beiden Wegen kam man schließlich zu dem Typus des gemischten Wertes, das von der Gewinnung der Roh-



Hamburger Hafen – Anlegestelle

Holzschnitt von Gerb Schniewind, Weimar

stoffe bis zur Herstellung des verarbeiteten Fabrikates seine Produktion unabhängig von anderen Werken selbständig durchführte und das schließlich auch den An- und Abtransport sowie die Lieferung von Kraft unter eigene Kontrolle und in eigenen Betrieb nahm.

Auch in der äußeren Form kam diese allmähliche aber grundsätzliche Umstellung des Fabrikationsprogramms zum Ausdruck. Von einzelnen Ausnahmefällen abgesehen, waren die Unternehmer nicht mehr in der Lage, die für eine derartige Erweiterung in verhältnismäßig so kurzer Zeit erforderlichen Kapitalien aus eigener Kraft aufbringen zu können. Sie sahen sich deshalb aus Gründen der besseren Kapitalbeschaffung vor die Notwendigkeit gestellt, ihren Privat- oder Familienbesitz allmählich in die juristische Person der Aktiengesellschaft oder einer ähnlichen Form umzuwandeln, wobei sie allerdings in der Regel ihren maßgebenden Einfluß auf die Leitung behielten. Gerade hier waren große Schwierigkeiten zu überwinden, da in Deutschland wegen seines vorwiegend agrarischen Charakters bis weit in die 80er und 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts die Kapitalbildung nur sehr langsam vor sich ging, ein Umstand, der — wie oben bereits gezeigt — vielfach zur Heranziehung ausländischer Kapitalien nötigte. Gefördert wurde die damalige Ent-

wicklung der Ruhrindustrie durch eine weitfichtige staatliche Wirtschaftspolitik. Nachdem sie bereits zu Beginn der stärkeren wirtschaftlichen Entfaltung des Ruhrbergbaues durch Aufhebung des staatlichen Bevormundungsprinzips und durch Einführung der Bergbaufreiheit dem Unternehmertum des Bergbaues die unbedingt notwendige Grundlage für seine schaffende Tätigkeit gegeben hatte, gewährte sie der Industrie im allgemeinen später durch die Schutzollgesetzgebung (1879) den Schutz vor der Überflutung durch ausländische Waren. Von ihr ist der rheinisch-westfälische Industriebezirk wegen seiner ungünstigen geographischen Lage stets bedroht gewesen, da wegen der günstigen Wassertransportverhältnisse die Ruhrindustrie von der englischen Konkurrenz sehr leicht zu erreichen ist, während das Absatzgebiet der Ruhr infolge der verhältnismäßig naheliegenden Grenzen im Westen ziemlich stark eingengt ist.

Der dritte Abschnitt der Entwicklung des westlichen Industriebezirks ist gekennzeichnet durch das Hinausgehen der westlichen Industrie über die Grenze Deutschlands und durch die steigende Gewinnung beherrschenden Einflusses auf dem Weltmarkt. Der Vorteil der Wasserstraßen des Rheines besteht neben seinen verkehrsgeographischen Nachteilen

darin, daß sie ein billiges und bequem zu benutzendes Ausfalltor zum Weltmeer bildet. Während im Laufe der Zeit die Einfuhr ausländischer Rohstoffe immer mehr zurückging, wurde die Ausfuhr deutscher Rohstoffe und verarbeiteter Fabrikate immer größer. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß im Jahre 1913 das rheinisch-westfälische Kohlen Syndikat an das Ausland nicht weniger als 15,6 Millionen Tonnen Kohle, 4,4 Millionen Tonnen Koks und 1,6 Millionen Tonnen Britetts ausführte. Neben der in ständig größerem Umfang erfolgenden Überschreitung der deutschen Grenze durch die westliche Industrie war für die Jahre nach 1900 noch kennzeichnend die allmähliche Abwanderung der eigentlichen Rohstoffproduktion — soweit sie auf die Erzeugung von Eisen und die ersten Stadien der Verarbeitung sich erstreckte — zum Südwesten unseres Vaterlandes. Diese Entwicklung wurde dadurch herbeigeführt, daß der Kohlenbedarf der Eisenindustrie sich von dem Augenblick erheblich verringerte, als man dazu überging, die im Hochofen- und Hüttenprozeß freiwerdenden Gas- und Wärmemengen zur Krafterzeugung zu verwerten und dadurch im Kohlen- und Koksverbrauch wesentliche Ersparnisse zu erzielen. Dadurch verschob sich das Verhältnis zwischen Kohle bzw. Koks zum Erz ganz erheblich, so daß es lukrativer wurde, die Kohle bzw. den Koks zum Erz zu fahren, als das Erz zur Brennstoffgewinnungsstätte kommen zu lassen. Welche Formen diese Standortverschiebung angenommen hat, geht daraus hervor, daß im Jahre 1913 die Produktionskraft der südwestdeutschen Industrie (in Gestalt der lothringischen, luxemburgischen und der Saarindustrie) mit 7,8 Millionen Tonnen Roheisen diejenige des Ruhrgebietes mit 8,2 Millionen Tonnen Roheisen fast ganz erreicht hatte.

In jene Zeit fällt auch die Blüte der großen Kartelle, deren Anfänge bis in das Jahr 1843 zurückgehen, als in Bonn zum ersten Male die Hütten- und Walzwerksbesitzer aus dem westlichen Teil des damaligen Königreichs Preußen zusammentraten. Die Kartelle haben sich zu ihrer endgültigen Form nur sehr langsam entwickeln können. Zuerst traten sie nur lose auf in Form von Konditionskartellen mit dem Zweck der Herbeiführung einheitlicher Verkaufsbedingungen; sie wurden vielfach dann allmählich zu Preiskonventionen, die sich mit der Festsetzung von Preisen beschäftigten, oder auch zu Verkaufskartellen, die zwar maßgebend waren für den Verkauf, die Erzeugung der angeschlossenen Werke jedoch noch nicht unmittelbar beeinflussten. Die strengste Form des Kartells, die im Kohlen Syndikat ihren kennzeichnendsten Ausdruck fand, stellt sich schließlich dar als Verkaufssyndikat mit Kontingentierung der Erzeugung und vollkommener Zentralisierung des Verkaufsgeschäftes. Bis zu dieser Entwicklung (das Kohlen Syndikat wurde 1893 und der Stahlwerksverband 1904 gegründet) brauchte es jedoch lange Zeit; es waren erst langjährige persönliche Beziehungen innerhalb der Verbände und vieljährige Erfahrungen mit einfacheren Verbänden nötig, ehe sich die Erkenntnis durchsetzte, daß die mit der Vereinigungsbildung verfolgten Zwecke sich tatsächlich nur durch strengsten Zusammenschluß unter weitgehendem Verzicht der Einzelnen auf ihre Sonderwünsche erreichen ließen. So entstanden allmählich aus der ursprünglich ganz durchsichtigen und losen Form des Absatzverbandes oder der Preiskonvention Gebilde, bei denen immer mehr die Belange der einzelnen Unternehmungen denen der Gesamtheit sich anpaßten. Schließlich entwickelte sich sogar das Bestreben,

den selbständigen Wirkungskreis der einzelnen Unternehmer immer mehr einzuschränken und dafür die Tätigkeit der Vereinigung zu erweitern. In ihrer Blütezeit zielte das Bestreben der Syndikate im Ruhrbezirk darauf ab, nicht nur den unmittelbaren Verkehr der einzelnen Werke mit der Kundschaft durch die Regelung des Absatzes von einer Hauptstelle zu besorgen, sondern es wurden auch der Umfang der Erzeugung und die Preise vom Kartell aus bestimmt. An sich bot diese Form Anreiz zu rücksichtslosem Vorgehen. Man muß aber anerkennen, daß die großen Kartelle und Syndikate des Ruhrgebietes ihre Macht niemals mißbraucht haben, wie vor allem die Verhandlungen des Jahres 1906 über das Kohlen Syndikat erweisen. Zweifellos haben diese Kartelle dahin gewirkt, der Industrie einen starken Rückhalt und eine gewisse Beständigkeit in der Geschäfts- und Betriebsführung zu geben, die sie zur regelmäßigen Fortführung ihres Betriebes unbedingt braucht.

In ihrer Entwicklung bis zur Kriegszeit hat die rheinisch-westfälische Industrie Leistungen vollbracht, die in der ganzen Welt als einzigartig bestaunt wurden. Sie brachte es im Zeitraum von nicht einmal fünfzig Jahren dahin, daß dieselbe Menge Eisen, zu deren Herstellung im Anfang der industriellen Entwicklung des Ruhrreviers ein volles Jahr erforderlich war, in wenigen Stunden erzeugt werden konnte, und daß aus den Becken, die um 1830 herum mit einer Belegschaft von 8 bis 10 Köpfen durchschnittlich 2- bis 3000 Tonnen jährlich förderten (um 1830 betrug die gesamte Kohlenproduktion im Oberbergamtsbezirk Dortmund 200- bis 300 000 Tonnen auf rund 170 Becken) Bergwerke mit 30- bis 40 000 Arbeitern werden konnten. Einige Produktionszahlen (in Tonnen) mögen zeigen, welchen Aufschwung das Ruhrrevier nach Überwindung der ersten Gründungsschwierigkeiten nehmen konnte:

	1870	1893	1913
Steinkohlenförderung	11 812 000	38 949 000	114 833 000
Koksproduktion	341 000	4 404 000	25 272 000
Roheisenerzeugung	560 000	1 569 000	8 209 000

An dem Aufschwung der Ruhrindustrie hat auch die Arbeiterschaft teilnehmen können. Der Durchschnittsjahresverdienst eines Bergarbeiters der Essener Gegend stieg von 739 Mark im Jahre 1870 auf 1107 Mark im Jahre 1893 und 2088 Mark im Jahre 1913. Vor dem Kriege wohnte fast die Hälfte sämtlicher Bergarbeiter in Werkswohnungen der großen Beckenkolonien, die auch für Landwirtschaft und Viehhaltung Betätigung bieten und deren Miete relativ niedrig ist. Allein die G. B.-A.-G. hatte bis zum Kriegeausbruch 2430 Häuser mit insgesamt 8980 Wohnungen für ihre Belegschaft erbaut bzw. gekauft; trotz der außerordentlich schwierigen Verhältnisse der Nachkriegszeit vermehrte sich ihre Zahl von 1919 bis Anfang 1922 um weitere 1316 Wohnungen. Dieselbe Gesellschaft ist bekannt geworden durch andere Wohlfahrtseinrichtungen; es seien nur genannt das System der sog. Wohlfahrtsgebäude, nach deren Muster andere Werke ähnliche Einrichtungen getroffen haben, das Lehrlingswesen der Schalter Abteilung, das für das ganze Revier vorbildlich geworden ist, die Rettungstruppen und die Feuerwehr, die Außerordentliches geleistet haben, usw.

Die Wohlfahrtseinrichtungen der rheinisch-westfälischen Werke sind vorbildlich geworden nicht nur für die Industriellen anderer Gegenden, sondern auch für den Staat. Sie hatten den Zweck, den Lohn

durch Wohlfahrtseinrichtungen zu ergänzen und dadurch den Arbeitern einen größeren Genuß ihres Geldes (in Gestalt der Darbietung billiger Wohnungen, Waren usw.) zu ermöglichen, hierbei aber der verschiedenartigen Gestaltung des Bedarfs der Arbeiter möglichst freien Raum zu lassen. Die gesetzlichen Beiträge der Firma Krupp zur Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung betrugen im Jahre 1912 rund 4,5 Millionen Mark, die freiwilligen Leistungen dagegen rund 5,7 Millionen Mark. Auch geistig konnte die Arbeiterschaft sich weiter ent-

wickeln; der Großbetrieb hat nicht, wie vielfach behauptet wird, die seelischen und geistigen Kräfte der Arbeiter verkümmert, sondern sie im Gegenteil infolge der hohen Ansprüche, die Maschinenarbeit in geistiger Beziehung stellt, an Intellekt, Umsicht und Rührigkeit außerordentlich gefördert. Dafür ist Beweis, daß fast alle bedeutenderen Unternehmerpersönlichkeiten des Ruhrgebietes sich entweder selbst aus innerer Kraft aus kleinsten Anfängen emporgearbeitet haben, oder daß sie vom Vater her aus Arbeiterkreisen stammen.

Werden und Vergehen im Weltenraum

Von Ernst Tiedge, Düsseldorf

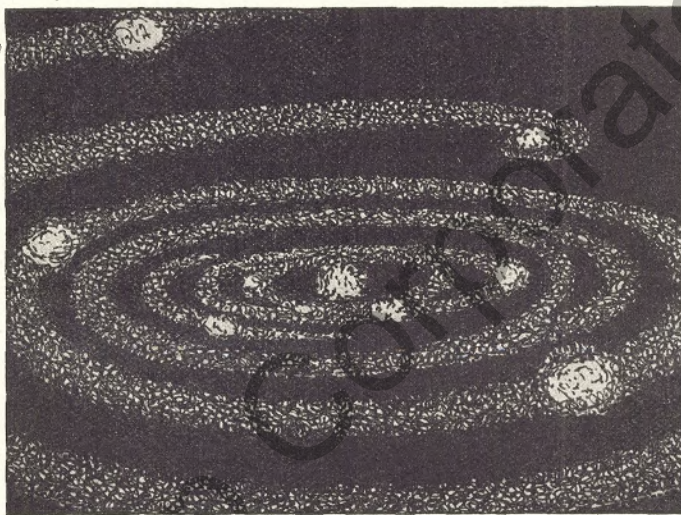
Die auffallende Tatsache, daß neben den leuchtenden Sternen im Weltenraum zahllose mehr oder weniger helle Nebel existieren, zum Teil von ungeheurer Ausdehnung, gab der Forschung immer wieder erneuten Anreiz, die Bedeutung dieser seltsamen, in vollem Umfange erst durch die Himmelsphotographie erschlossenen Gebilde zu ergründen. Einzelne zeigten das Spektrum der Fixsterne, waren also als Ansammlungen von Sonnen anzusprechen, so weltenweit entfernt, daß ihr Licht unsere Erde nur noch als schwacher Schimmer erreichte. Die große Mehrzahl bestand nach der Lichtuntersuchung aus leuchtenden Gasen in überaus verdünntem Zustande. In diesen, meist spiralförmigen, Gaswolken zeigten sich vielfach Verdichtungen. Manche Sterngruppen waren ganz von solchen Nebeln erfüllt, die sich um einzelne ihrer Sterne herumlegten und sich in Brücken von Stern zu Stern durch das ganze System hindurchzogen. So waren also zahllose Übergangsformen zwischen reinem Nebel und echtem Stern zu finden. Es lag deshalb nahe, diese leuchtenden Wolken zu den Sonnen in nähere Beziehung zu bringen.

Auf ein allmähliches Werden der Sterne, ein Entstehen, Altern und Wiedervergehen, wies auch der verschiedene Zustand hin, in dem sich die einzelnen, dem unbewaffneten Auge so völlig gleich erscheinenden Sterne befinden. Wir kennen helleuchtende Sonnen, deren Masse sich in hoher Weißglut befindet, daneben gibt es weniger helle, gelbleuchtende, zu denen auch unsere Sonne gehört, deren in stetem Wechsel auftretende dunkle Flecken deutlich zeigen, daß sie sich mehr und mehr abkühlt. So wird sie einst nur noch in dunkler Rotglut leuchten, wie der Arktur im Bootes, und schließlich ganz erlöschen, sich in einen dunklen Panzer von fester Masse einhüllen, wie unsere Erde schon seit langer Zeit und viele, nur aus ihren Schwerewirkungen erkennbaren Begleiter zahlreicher Doppelsterne.

Es steht also fest, daß ein unaufhörliches Werden, Wachsen und Vergehen keineswegs auf die irdischen Vorgänge beschränkt ist. Alle die zahllosen Sonnen unseres

weiten Himmelsraumes durchlaufen die verschiedensten Entwicklungsstufen, erleben eine Zeit der Blüte und des Niederganges. Das ist bedeutungsvoll auch für den erdgebundenen Menschen, da ja das Schicksal des Lebens

und der Menschheit unmittelbar mit dem Lose dieser Welten verknüpft ist. Seit er die wahre Natur der Himmelsleuchten erkannt hatte, mühte sich der forschende Verstand deshalb in zahllosen Versuchen, die Herkunft und die Zukunft der Gestirne zu enträtseln. Alles, was bis zum 18. Jahrhundert auf diesem Gebiete geleistet ist, besitzt heute, wenn wir von wenigen geradezu prophetischen Auslassungen der großen griechischen Naturphilosophen absehen, lediglich geschichtlichen Wert. Dann kommt aber gleich ein ganz großer Wurf. 1784 schrieb der



Die Entstehung des Sonnensystems nach Kant-Laplace

große deutsche Philosoph Kant seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes, nach Newtonschen Grundsätzen abgehandelt“. In diesem überaus lesenswerten Werk besitzen wir eine jener geistigen Großtaten, die zwar von den Zeitgenossen nicht in ihrer wahren Bedeutung erkannt worden sind — erst hundert Jahre später hat Alexander von Humboldt diese wichtige Schrift der unverdienten Vergessenheit entrißen — die aber dann um so nachhaltiger gewirkt haben. Alles, was bis in die letzten Jahrzehnte hinein an Lösungsversuchen dieser Frage allgemeinerer Anerkennung gefunden hat, ist lediglich Berichtigung in verhältnismäßig unwichtigen Einzelheiten oder Ergänzung in Punkten, die Kant nach dem derzeitigen Stande der Forschung noch nicht wissen konnte.

Das Kernstück der Kantschen Kosmogonie ist die sogenannte „Nebularhypothese“, der Zusammenhang zwischen Nebel und Stern. Er sieht in den kosmischen Nebelmassen den Urzustand der Sterne. Ursprünglich dachte er sich die gesamte Masse der zahllosen Sonnen und Planeten regellos über den ganzen ungeheuren Raum unseres Sternensystems als überaus dünne Gaswolke verteilt. Dieser regellose Urzustand konnte aber nur kurze Zeit dauern, da die spezifisch schwereren Teile der Materie

anziehend auf ihre Umgebung wirken mußten. Es bildeten sich allmählich kleine Klumpen sich zusammenballender Masse, die durch die gleichzeitig von den Gasmolekülen ausgehenden abstoßenden Kräfte in Drehbewegung versetzt wurden. Schließlich rotierte die ganze Masse, die sich dabei vorwiegend in der Äquatorebene des infolge der Drehung kugelförmigen Nebels ansammelte. Es entstand eine flache Scheibe mit einzelnen Verdichtungscentren, die mehr und mehr die Nebelmaterie anzogen und aufsaugten. Vielfach sonderte sich diese große Masse dann wieder in einzelne getrennte Körper, die als Planeten den zentralen Kern, die Sonne, umkreisten.

Im wesentlichen hält man diese Annahme noch heute für zutreffend. Nur in der Erklärung der Drehbewegung hat sich Kant, wie er später selbst einsah, geirrt. Lediglich aus zentralen, in der Verbindungslinie zweier Körper wirkenden Kräften läßt sich diese Bewegung nicht ableiten. Deshalb umging der große französische Mathematiker und Philosoph Laplace, der kurze Zeit nach Kant, aber sicher unabhängig von ihm, eine ähnliche Theorie aufstellte, diese Schwierigkeit, indem er gleich von einem schon in Drehbewegung befindlichen Nebel ausging. Die Eigenart seiner Hypothese liegt darin, daß er die Bildung von Einzelkörpern, die um die Hauptmasse kreisen, durch Abteilung von Ringen erklärt. Diese entstehen infolge der Fliehkraft als Wülste in der Äquatorebene, lösen sich dann los, zerreißen schließlich und rollen sich auf in einen oder mehrere Planeten. Diese Ringtheorie der Planetenentstehung, durch welche der merkwürdige Ring des Saturn, die ringförmige Gestalt mancher planetarischen Nebel und je zwei der Jupiter- und Saturnmonde mit ihrer nahezu gleichen Entfernung und Umlaufzeit eine überaus einfache Erklärung fanden, wurde lange Zeit als besonders auffallende Bestätigung seiner Theorie angesehen. Deshalb vereinigte man sie mit der weit eingehender ausgearbeiteten Theorie des Kant und hat den Doppelnamen auch dann noch beibehalten, als man die Verurteilung auf den Saturnring fallen lassen mußte, der ja nicht aus flüssiger oder gasförmiger Masse, sondern aus zahllosen festen Einzelkörpern besteht. Aber das war nicht die einzige Klippe für die Auffassung von Laplace. So hat der bekannte Mathematiker Poincaré unwiderleglich nachgewiesen, daß es gleichförmige Abplattung und Ringablösung nur bei Kugeln von gleicher Dichtigkeit geben kann. Bei ungleichförmiger Dichte, wie wir sie bei den Weltkörpern voraussetzen müssen, wird aus dem zunächst entstehenden Rotationsellipsoid schließlich ein eiförmiger Körper, der an der einen Seite immer dicker, an der anderen spitzer wird. Das Ei nimmt Birnform an, die Einschnürung wird stärker und stärker. Der Körper wird dadurch „hantelförmig“, das dünne Verbindungsstück zerreißt schließlich, und die losgerissenen Teile ziehen sich dann wieder zu Kugeln zusammen. (Letztes Bild auf S. 571.)

Wenn diese und andere Teilfragen der Kant-Laplace'schen Theorie auch noch nicht befriedigend gelöst werden konnten, so erklärt sie fraglos zwei besonders auffallende Eigentümlichkeiten unseres Sonnensystems ausreichend und zutreffend. Das ist zunächst die Tatsache, daß die Bahnen aller Planeten bis auf verschwindende Ausnahmen in derselben Ebene liegen. Und daß auch unser Milchstraßensystem, das ja nach Kant als Ganzes aus einem ungeheuren Nebel entstanden ist, die Gestalt einer flachen Scheibe hat. Sodann findet die „Rechtläufigkeit“ fast aller Planeten und Monde, ihre gleichgerichtete Drehung, eine sinnvolle Deutung durch die Kantsche Annahme über ihre Entstehung.

Auf jeden Fall hat sich keine der von anderen Voraussetzungen ausgehenden Theorien neben der Kantschen Nebularhypothese, der Entstehung der Sonnensysteme aus einem ungeheuren Gasnebel, behaupten können. Weder die Annahme Lockyers, der die Weltkörper sich aus einzelnen festen Sternschnuppen, den Meteoriten, zusammenballen läßt, noch die gleichfalls Ende des vorigen Jahrhunderts aufgestellte Hypothese des amerikanischen Astronomen See, der die Planeten nicht mit der Sonne aus derselben Nebelwolke herleitet, sondern sie für Fremdlinge hält, die sich an anderer Stelle des Weltalls gebildet haben und erst nachträglich von unserer Sonne eingefangen und zu Trabanten gemacht sind.

Gegen die Meteoritenhypothese spricht vor allem, daß z. B. unsere Erde aus der immerhin beträchtlichen Menge von 20 000 000 kg Meteoritenmasse, die sie im Laufe eines Jahres aufnimmt, erst in 3000 Billionen Jahren auf ihre jetzige Masse hätte anwachsen können. Zudem finden wir in den verschiedenen Schichten der Erdrinde nirgendwo Spuren von größeren Meteoriten, die für einen ausschlaggebenden Anteil an der Planetenentstehung zeugen könnten.

Ebenso ist es mit der Seeschen Hypothese. Der amerikanische Forscher will durch seine Hypothese vor allem erklären, daß einige der Monde sich nicht im gleichen Drehungssinne wie die übrigen bewegen, daß sie „rückläufig“ sind. Für diese Außenseiter mag es wohl zutreffen, daß sie nachträglich in unser Sonnensystem hineingeraten und dabei „eingefangen“ sind. Aber wenn das bei allen der Fall wäre, müßten nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit etwa gleichviel „rechtläufig“ und „rückläufig“ sein. Das ist keineswegs der Fall, die ganz überwiegende Mehrzahl ist rechtläufig.

Der von Kant nicht befriedigend gelöste Frage der Rotation des zunächst regellos verteilten Nebels suchten dann 1905 die Chicagoer Professoren Moulton und Chamberlin dadurch beizukommen, daß sie als ersten Anstoß zur Bildung der Planetensysteme die Begegnung zweier kosmischer Nebel annahmen. Die beiden aneinander vorüberstreifenden Massen ziehen sich an. Das verursacht eine gewaltige Flutbildung. Infolgedessen strahlt die leichtbewegliche Masse in zwei entgegengesetzt gerichteten Armen aus, die wegen der Drehung Spiralförmig annehmen. An Stellen, an denen dabei die Materie zu größerer Dichtigkeit zusammengeballt wird, werden sich Planetenkerne, Planetesimals, bilden, aus denen dann — wie bei Kant — infolge der Schwerkraft Planeten und Monde hervorgehen. Da durch diese „Planetesimaltheorie“ die so häufig vorkommende Spiralförmigkeit der Nebel erklärt wird, so hat sie viele Anhänger gefunden. Immerhin sind die Erscheinungen der Nebel und insbesondere die verschiedenen am Sternhimmel erkennbaren Entwicklungsstufen der Gestirne nicht so einfach und einheitlich, daß eine einzige der bisher aufgestellten Theorien restlos zur Erklärung ausreichte. Aber der Wert der Kantschen Theorie wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß sie gewissermaßen nur den normalen Entwicklungsgang darstellt. Dazu reicht sie auch heute noch aus und wird dabei aufs Beste ergänzt durch zahlreiche neue Entdeckungen der Physik und Chemie. So hat der große deutsche Physiker Helmholtz auf Grund des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft neue Folgerungen aus der Kantschen Hypothese gezogen, die er im übrigen als einen der glücklichsten Griffe in der Geschichte der Wissenschaft bezeichnet. Manche noch verbliebene Rätsel hat die Entdeckung der radioaktiven Stoffe gelöst. Und unsere Kenntnis

der fernen Gestirne ist neuerdings dadurch erheblich erweitert, daß Prof. Michelson in Amerika auf Grund von Interferenzerscheinungen des Lichtes neben den Helligkeitsunterschieden auch Größenunterschiede der Sonnensterne festgestellt hat. Danach übertreffen manche Fixsterne an Ausdehnung unsere, für uns schon so große Sonne ganz erheblich. Dieser verschiedenen Ausdehnung entsprechen nun keineswegs auch Unterschiede der Masse. Hier besteht die überraschende, durch die Theorie von Kant-Laplace nicht zu erklärende Tatsache, daß die Massen aller Fixsterne nahezu gleich sind, durchschnittlich 10^{33} — 10^{34} g betragen, oder, aus der Sprache der Wissenschaft in die des täglichen Lebens übersetzt, etwa 10 000 Quadrillionen Sonnen. Auf Grund eingehender Rechnungen hat Eddington festgestellt, daß der Gasdruck und der sogenannte Lichtdruck die Zusammenballung von Massen verhindert würden, die wesentlich größer sind als unsere Sonnenmasse. Die Schwerkraft könnte derartig große Gebilde nicht zusammenhalten, sie müßten auseinanderfallen, zerplazen. Da nun bei der Bildung der Sonne aus ungeheuren Nebelmassen an Materie sicher

der unregelmäßige Helligkeitsschwankungen zeigt, wie der sogenannte Wunderstern im Walfisch, bei dem sich offenbar auf der glühend flüssigen Masse dunkle unregelmäßige Schollen gebildet haben, die kein Licht mehr ausstrahlen. Die leuchtenden Vögel eines Sonnenfluges, wie ihn unser Milchstraßensystem darstellt, sind verschwunden, ihr Leben ist beendet.

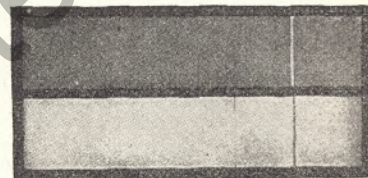
Daß diese Abnahme so überaus langsam erfolgt, die Dauer des Leuchtens weit größer ist, als man früher annehmen konnte, ist durch die Entdeckung der radioaktiven Stoffe wenigstens teilweise erklärt worden. Diese geben uns gleichzeitig ein mit völliger Regelmäßigkeit ablaufendes Uhrwerk, das den Zeitablauf dabei noch selbsttätig niederschreibt. In dieser Beziehung steht unser Wissen also auf weit festeren Füßen wie noch zu Helmholtz' Zeiten. Wir können das Alter der Erde ziemlich genau aus der Menge des in Blei umgewandelten Urans ablesen, und auch das Alter der Sonne auf Grund verschiedener Methoden recht sicher einengen. Der derzeitige Präsident der physikalischen Reichsanstalt, Professor Nernst, der die Kantische Theorie neuerdings in bemerkenswerter Weise



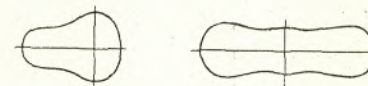
Spiralnebel im Großen Bären
Nach einer Photographie von Professor Wolf



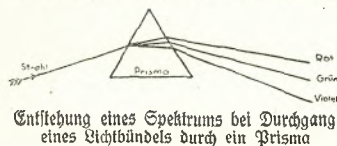
Das Algolsystem im Augenblick der größten
Verfinstörung



Die Auslöschung der hellen Natrium-
linien (unten) beim Durchgang von
Licht durch Natriumdampf



Rotationskörper bei ungleichförmiger Masse
nach Poincaré



Entstehung eines Spektrums bei Durchgang
eines Lichtbündels durch ein Prisma

lichkeit vorwiegend Sonnen von maximaler Masse bilden, wie sie auch tatsächlich bestehen.

Ausreichend wird dagegen wieder die Stufenfolge der verschiedenen Sternentypen, die wir heute kennen, durch die Theorie Kants erklärt. Bei der Zusammenballung der Sterne aus dunklen oder schwach leuchtenden Nebeln leistet die Massenanziehung eine gewaltige Arbeit, die sich zum Teil in Wärme umsetzt. Die zunächst noch ungeheuer ausgedehnte Masse gerät in Rotglut und leuchtet als heller roter Riesenstern.

Bei Fortschreiten der Kontraktion wird dieser kleiner und immer heißer, es entsteht schließlich ein weißglühender Zwergstern, eine im hellsten Lichte strahlende Sonne vom Typ des herrlichen Sirius im Großen Hund. Damit ist der Gipfel des Sonnendaseins erklommen, die Dichte kann nicht wesentlich mehr zunehmen, die in der Verdichtung gegebene gewaltige mechanische Wärmequelle verstiegt. Es überwiegt jetzt die Ausstrahlung. Der Stern fühlt sich mehr und mehr ab, er wird eine nur noch gelb-leuchtende Sonne von der Beschaffenheit unserer Erden-sonne.

Die sich infolge der ungeheuren Energieabgabe immer weiter abkühlende gelbe Sonne wird zum roten Zwergstern, schließlich erlischt sie ganz. Es entsteht ein Stern,

kein Mangel bestanden hat, so mußten sich nach den Gesetzen der Wahrschein-

ergänzt hat, gelangte auf Grund von Untersuchungen, die hier nicht näher auseinandergesetzt werden können, zu dem Ergebnis, daß das Alter der Fixsterne erheblich über der zu rund 1500 Millionen Jahren festgestellten Zeit liegen muß, die unsere Erde seit Bildung der festen Erdkruste erlebt hat und beträchtlich unter den 100 000 Millionen Jahren, in denen sie etwa ein Hundertstel ihrer Masse ausstrahlen würde. So hält Nernst heute für die sicherste Schätzung der Lebensdauer einer leuchtenden Sonne die Zeit von 10 000 Millionen Jahren. Eine derartige Dauer hat allerdings zur Voraussetzung, daß die ungeheuren Verluste durch Strahlung aus bisher unbekannten Energiequellen ausgeglichen werden, etwa durch noch höher radioaktive Stoffe, wie wir sie auf der Erde kennen.

Was wird dann weiter? Das Erlöschen der Sonne braucht nicht das unerbittliche Ende, der große Weltentod zu sein. Hin und wieder flammt plötzlich ein neuer Stern auf. Eine vorher nicht sichtbare oder nur noch schwach leuchtende Sonne erstrahlt in neuem Glanze. Die Ursache kann ein Zusammenstoß zweier erloschener Sterne sein, die dadurch zu neuer Glut erhitzt, gleichsam verjüngt werden. Archenius läßt aus derartigen Zusammenstößen, bei denen die erstarrte Masse verdampft, den Weltennebel wieder hervorgehen, aus dem dann aufs neue Himmelskörper hervorgehen, Sonnensysteme der verschiedensten Art entstehen können. Häufiger wird ein

solcher Weltenbrand wohl durch das Zusammentreffen einer sterbenden Sonne mit einer jener zahllosen kosmischen Wolken verursacht werden. Wenn die Materie in diesen auch viel dünner ist, wie z. B. in unserer Luft, so sind sie doch von so gewaltiger Ausdehnung, daß die rasend schnelle Bewegung solch einer Sonne schließlich doch gehemmt, daß diese eingefangen werden muß. Die verlorene Bewegungsenergie wird sich dabei in Wärme umsetzen, die erkaltete Masse zu neuem Leuchten kommen.

Das Ausleuchten neuer Sterne hat man vielfach beobachten können. Berühmt ist in unserer Zeit die Nova Persei, der neue Stern im Perseus geworden, der am 21. Februar 1901 plötzlich in so hellem Glanz aufflammte, daß er mit unserer schönsten Sonne, dem Sirius, an Helligkeit wetteiferte. Die photographische Aufnahme zeigt deutlich, wie glühende Gase in ungeheuren Spiralen vom Ausgangspunkt des Weltenbrandes aus in den weiten Raum hinaustreiben. Es handelt sich also fraglos um eine gewaltige Katastrophe, wie sie auch unsere Sonne mit ihren Begleitern treffen würde, wenn unser Sonnensystem auf seinem Fluge durch den weiten Raum in eine derartige kosmische Staubwolke hineingeriete. Für die Sonne würde das nur eine Steigerung der Temperatur, ein helleres Leuchten zur Folge haben, für unsere Erde allerdings den Untergang alles Lebens bedeuten.

Aber wenn damit auch der Entwicklungsgang einer Sternenwelt um einige Stufen zurückgeschraubt würde und infolgedessen ihre Lebensdauer um Milliarden Jahre oder mehr verlängert, so wäre damit ihr schließliches Ende nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Das Ende, das unsere durch alle bisherige Erfahrung bestätigten allgemeinsten und sichersten Naturgesetze unserem Sonnensystem und der ganzen Sonnenwelt unabweislich voraussagen scheinen, ist der völlige Ausgleich aller Spannungen, von denen das Geschehen abhängt, die ewige Ruhe eines Friedhofes. Es scheint unabänderlich, daß die gesamte Materie sich schließlich zu einem ungeheuren Klumpen zusammenballt, daß alle Wärmeunterschiede sich ausgleichen und alle Bewegung aufhört.

Diese Konsequenz ihrer Theorien konnten allerdings Kant und Laplace noch nicht ahnen, sie ist erst später von dem großen englischen Physiker Lord Kelvin gezogen auf Grund der Gesetze der Wärmelehre. Der von Clausius gefundene zweite Satz der Wärmetheorie besagt, daß sich niemals die gesamte innere Energie eines Körpers in mechanische Arbeit umwandeln läßt. Ein Teil geht bei jeder Umsetzung als ausgestrahlte Wärme verloren. Infolgedessen muß der Vorrat der Welt an freier, in andere umwandelbarer Energie dauernd abnehmen. Die nicht mehr rückwandelbare Wärmeenergie bezeichnet man als Entropie. Diese Entropie muß also dauernd zunehmen und bewirken, daß alle Temperaturunterschiede sich schließlich ausgleichen und damit alle Bewegung, alle elektrische Spannung, kurz alle freie Energie aufhören muß, da bei jeder Umsetzung ja fort und fort ein Teil als nicht umwandelbare Wärme verlorengeht.

Und wie die Energie, so scheint nach unseren heutigen Kenntnissen auch die Materie rettungslos einem Endzustand entgegenzugehen. Bei Zerfall der radioaktiven Stoffe werden hochwertige Elemente unter Abgabe ungeheurer Energiemengen abgebaut zu einfacheren. Grundstoffe von hoher Ordnungszahl verwandeln sich in solche von minderer. Da wir annehmen müssen, daß ein radioaktiver Zerfall auch bei den Elementen stattfindet, bei

denen es sich bisher noch nicht nachweisen ließ, so müssen wir schließen, daß die Materie sich nach und nach in die einfachsten Stoffe, in Helium und Wasserstoff, umbildet. Da wir keine Möglichkeit einer Rückverwandlung kennen, so droht auch von dieser Seite her das absolute Ende all der bunten Mannigfaltigkeit, neben dem „Wärmethod“ der „Materietod“ des Weltalls.

Gibt es keine Rettung aus dieser Zwangslage? Nun, zunächst gilt der Entropiesatz nur für abgeschlossene, isolierte Systeme. Man kann ihn also nicht ohne weiteres auf ein unendlich gedachtes Universum übertragen. Bei jeder Schlußfolgerung muß man prüfen, ob man die bestehenden Grenzen auch nicht überschritten hat. Eine festgestellte Bedingung irgendwelchen Geschehens kann zwar notwendig, braucht deswegen aber noch nicht hinreichend zu sein. So kann man z. B. auch aus dem ersten Entropiesatz, dem sogenannten „Erhaltungsgesetz“, nach dem alle Energie sich wohl umsetzen, aber nicht verlorengehen kann, keine bestimmte Aussage über Anfang und Ende der Welt herleiten. Der Entropiesatz ist zudem nur für „molare Dimensionen“ abgeleitet, also für Abmessungen, die groß sind im Vergleich zu den Größen der Moleküle. Schon Maxwell und Fick haben auf Möglichkeiten hingewiesen, die unter Umständen die Konsequenzen des zweiten Wärmesatzes aufheben, bei denen sich also Wärme ohne Ausgleich in Bewegung umsetzen würde. Und Arrhenius weist darauf hin, da ein- und zweiatomige Gase, aus denen die kosmischen Nebel bestehen, eine negative spezifische Wärme haben, daß also bei der Bestrahlung der Gasnebel von den Fixsternen die Temperatur der letzteren erhöht, die der Nebel erniedrigt wird. Auf diese Weise würde sich also der Temperaturunterschied nicht ausgleichen, sondern er müßte größer werden.

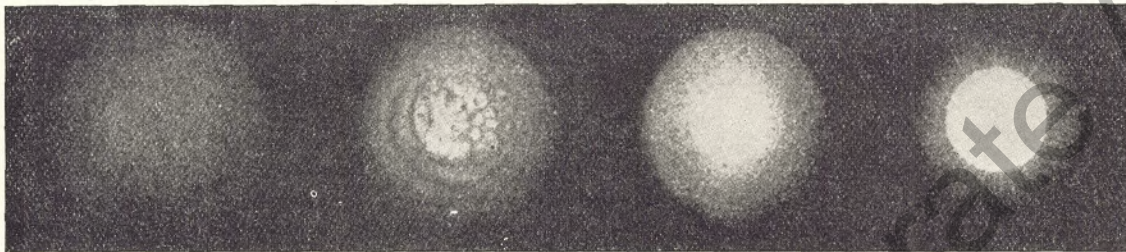
Die Aufgabe, auch bezüglich des „Materietodes“ einen Ausweg aufzuzeigen, versucht nun Nernst in seiner 1921 erschienenen Schrift „Das Weltgebäude im Lichte der neueren Forschung“ zu lösen. Er geht dabei aus von der so bedeutungsvollen Entdeckung der Radioaktivität und der von Einstein gefundenen Beziehung zwischen Masse und Energie. Da die Masse auf Energieansammlung beruht, so wird mit der Energie zugleich auch die Materie der Sonnen unausgesetzt hinausgestrahlt in den Lichtäther. Wenn dessen Existenz neuerdings auch vielfach in Frage gestellt wird, so gibt es doch eine ganze Reihe von Vorgängen, für deren Erklärung das Vorhandensein eines unwägbaren Zwischenträgers mit bestimmten Eigenschaften nicht entbehrt werden kann. Nernst hält also an der Ätherhypothese fest und folgert auf Grund der heutigen Atomtheorie, daß auch bei der tiefsten Temperatur, die theoretisch möglich ist, beim sogenannten absoluten Nullpunkt, im Innern der Atome noch lebhafteste Bewegungen stattfinden. Das sind die Bewegungen der Elektronen um den Atomkern. Auf der Entdeckung des Aufbaus der Atome aus Elektronen, den letzten Einheiten der Elektrizität, beruht die Beziehung, die zwischen den Begriffen „Masse“ und „Energie“ hergestellt ist. Nernst nimmt nun einfach an, daß die gesamte Masse aus sogenannter Nullpunktsenergie besteht, also dem Energieinhalt der Atome beim absoluten Nullpunkt der Temperatur, und daß diese Energie im Gleichgewicht ist mit der Energie des Lichtäthers. Wenn das so ist, so bildet dieser Träger der den weiten Raum erfüllenden Strahlungen gleichsam einen mit ungeheuren Energiemengen angefüllten Behälter.

Aus diesem bleibenden Energievorrat, in den sich dauernd ungeheure Mengen von Massen- und Bewegungsenergie verflüchtigen, läßt Nernst nun „durch gelegentliche

Schwankungen des Energieinhaltes“ sich Atome chemischer Elemente wieder neu bilden. Und zwar „fast oder ganz ausschließlich Elemente von sehr hoher Ordnungszahl“, also solche, die noch oberhalb des Urans in der Reihe der Elemente stehen. Diese stark radioaktiven schweren Atome können dann wieder als Konzentrationskerne für die Zusammenballung der Masse dienen. Es läßt sich aus der bekannten Lebensdauer der radioaktiven Stoffe folgern, daß die verschiedenen Grundstoffe über eine Milliarde Jahre als solche existieren können.

Um einen Einblick in die zeitlichen Bedingungen dieser angenommenen Rückverwandlung der Materie zu gewinnen, berechnet Nernst die mittlere Dichte unseres Milchstraßensystems. Diese ist so gering, daß man sich jedesmal in hundert Raumlitern nur ein einziges Uranatom zu denken braucht. Da nun die mittlere Dichte des

bildung von Atomen vor allem dadurch, daß sie die lähmende und bedrückende Aussicht auf ein schließliches Ende alles Geschehens als unbedingte wissenschaftliche Konsequenz der Naturgesetze beseitigt. Die Vorgänge im All werden zum unaufhörlichen Kreislauf. Es besteht nicht nur der engere Wechsel zwischen Nebeln und Sonnen, auch die bei dieser Umsezung in den „leeren Raum“ ausstrahlende Masse und Energie fügt sich dem großen Kreislauf wieder ein. Neue Nebel bilden sich aus dem Äther zurück, die Weltmaschine kommt infolgedessen nicht endgültig zum Stillstand, die Materie zerfließt nicht rettungslos ins Nichts. Der unstoffliche Äther, in den alles Stoffliche verschwindet, gibt, wenn Nernst recht hat, die verlorengegangene Masse wieder zurück. Der chaotische Urnebel stellt sich immer „von selbst“ wieder her, die uns tragende Welt befindet sich in unzerstörbarem Gleichgewicht.



Planetarischer Nebel

Verdichteter Nebel

Nebelstern

Siriusstern



Sonnenstern

Roter Stern

Veränderlicher Stern

Erloschener Stern



Der Große Wagen vor 50000 Jahren, heute und in 50000 Jahren

Weltalls noch ungeheuer viel geringer anzunehmen ist, so braucht sich noch sehr viel seltener als einmal in einer Milliarde Jahren auf die angegebene Weise ein Uranatom aus dem Weltäther zu bilden, um die Masse der Welt auf einem festen, mittleren Wert zu erhalten.

Diese Annahme des großen Physikers steht mit keiner Erfahrungstheorie in Widerspruch, ist also durchaus möglich. Aber sie hat den Übelstand, daß keine Möglichkeit besteht, diese theoretische Forderung durch praktische Beobachtung oder gar durch das Experiment zu bestätigen. Die Annahme Nernsts ist also durchaus hypothetisch. Sie kann sich vorerst lediglich auf die Tatsache berufen, daß man neuerdings eine überaus harte, sogenannte „Gammastrahlung“ festgestellt hat, die anscheinend aus den Gebieten der Milchstraße herkommt, in denen die jungen roten Riesensterne vorherrschen. Diese Strahlung könnte also von den neugebildeten, sehr hochwertigen, radioaktiven Atomen im Weltraum herrühren.

Wertvoll wird die Nernstsche Annahme über die Rück-

Unendlich vertieft wäre dadurch unsere Vorstellung von der unerhörten Größe und Herrlichkeit des Weltalls. Wo die Alten nur ein schönes Schauspiel, einen bloßen Funkenregen, oder bestenfalls den Tummelplatz ihrer durchaus menschlich gedachten Götter sahen, da sehen wir eine lückenlose Kette der gewaltigsten Ereignisse, eine Stätte ewig erneuten Werdens, in der „wie Gras der Nacht Myriaden Weltenkeimen“. Die gewaltige Vision

Goethes, der wie kein zweiter tiefste Naturerkenntnis mit meisterhafter Gestaltungskraft in sich vereint, nimmt greifbare Gestalt an:

„Um umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Tun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.
Es muß sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln,
Nur scheinbar stehts Momente still.
Das Ewige regt sich fort in allem,
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.“

In diesem Bilde ist in wunderbarer Zusammenschau alles enthalten, was Kant und Nernst in der Sprache der Wissenschaft vom Weltall lehren. Haben wir nun damit eine restlos befriedigende Antwort? Sind alle Rätsel gelöst durch das Bild des ewigen Wechsels von Geburt und Tod, das Auf und Ab von Neubildung und Zerfall? Die Physik wäre damit wohl zu einem gewissen Abschluß gekommen, es entfielen die Frage nach dem Anfang und Ende, wenn sich das ganze Geschehen endgültig als ein großer Kreislauf herausstellte. Aber das grübelnde Menschenkind, das all diese gewaltigen Zusammenhänge

vermöge der Denkkraft überschaut, zu der ihm die komplizierte Stoffanhäufung in seinem wunderbaren Gehirn verhilft, will mehr. Es gibt sich nicht zufrieden mit den bloßen Tatsachen, es will darüber hinaus etwas wissen von der Ursache all dieses Geschehens. Was sollen all diese Sonnenwelten und auf ihnen das Leben? Welchen Sinn und Zweck haben Nebelspiralen und Milchstraßensysteme und wozu dieser ewige Kreislauf von Äther und Nebel und Stern und wieder Äther.

Für diese Fragen wäre es auch belanglos, wenn sich herausstellen sollte, daß unsere Sternenvwelt endlich ist, wie Einstein annimmt. Der Raum nicht eben, sondern gekrümmt, so daß man beim Wandern in einer Richtung schließlich wieder an den Ausgangspunkt zurückkäme, wie es auch bei der gekrümmten Kugelfläche der Fall ist. Die Frage nach der Ursache und dem Sinn des Weltganzen würde weiter brennen, weil hier eine absolute Schranke des menschlichen Geistes vorzuliegen scheint, eine höhere Wirklichkeit, in die er nicht hineinzuschauen vermag. Wer auf dem Boden des neuen Weltbildes steht, das uns die wissenschaftliche Forschung erschlossen hat, der wird den Gedanken abweisen, der für den geozentrischen Standpunkt selbstverständlich war, daß Leben und Geist auf die kleine Erde beschränkt ist. Wenn auch die Grenzen für die Bildung und Erhaltung von Lebewesen sehr eng gezogen sind, nur zeitweilig auf einzelnen Planeten eines Sonnensystems erfüllt sein können, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß inner- und außerhalb unseres Milchstraßensystems eine ungeheure Menge von Planeten vorhanden sein wird, deren Zustand dem irdischen sehr nahe kommen muß. Es wäre geradezu absurd, anzunehmen, daß all die unendliche Mannigfaltigkeit und Schönheit, die alles, was wir Erdenbewohner zu schauen vermögen, vielfach noch gewaltig übertrifft, als sinnloser Tanz von Sonnenkugeln ablief, ohne sich in sehenden Augen und empfänglichen Gemütern zu spiegeln. Es wäre doch eine ganz ungerechtfertigte Verkleinerung der all unser Begriffsvermögen so weltenweit hinter sich lassenden Größe und Herrlichkeit der Natur, wenn gerade das Schönste und Höchste in ihr, der seiner selbst bewußte Geist, nur einmal und in einerlei Ausgestaltung in einem abgelegenen Winkel vorkommen sollte. Eine solche Auffassung paßt nur zu der früheren großen Erde im Weltmittelpunkt, für welche die anderen Sterne nur kleine Lichter waren, festgeheftet an einem starren Gewölbe. Aber für die unendliche Welt mit ihren unzähligen gleichartigen Sonnen und Planeten wäre es doch undenkbar und ungereimt, daß in der gewaltigen Fülle des wechselnden Geschehens alles tot und öde geblieben und gerade eine der aller-

kleinsten Welten zum Schauplatz der höchsten Seinsstufe, des Lebens, ausersehen ist.

Wem die Rätsel der Welt noch nicht erschlossen sind durch das Schlagwort „Kraft und Stoff“, wem das Weltall mehr ist als ein Haufen von sinnlos hin und her tanzenden Molekülen, und wem die Geistesvorgänge mehr bedeuten als ein bloßes Rechenexempel, das sich restlos lösen läßt, wenn man nur die stofflichen Bewegungen im Gehirn kennt, den wird die unergründliche Majestät des Naturzusammenhangs, in den wir in all unserer Winzigkeit hineingestellt sind, immer wieder überwältigen. Wie ist es möglich, daß all diese ungeheuren Welten mit der wunderbaren Harmonie ihres Zusammenhangs wahrgenommen und erfaßt werden können vom Menschen, diesem Eintagswesen im Weltall, im Vergleich zu den Sternen nicht größer wie ein Batterium auf der Schale eines Apfels. Bei solchen Gedanken erstehen Gefühle, wie sie der Prophet ausspricht, der, anders wie seine Zeit, in den Sternen mehr sieht als bloße Lichter: „Wenn ich den Himmel anschau, den Mond und die Sterne, was ist der Mensch, daß du sein gedenkst und des Menschen Sohn, daß du dich seiner annimmst.“

Derselbe dunkle Drang, der uns nicht ruhen läßt, bis wir das Erforschliche erforscht haben, der treibt uns auch, das Unerforschliche zu verehren. Je weiter wir fortschreiten in der Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze, desto klarer erkennen wir auch, daß „Naturgesetze nicht das ganze Feld möglicher Dinge umspannen“. (Rant.) Wer einmal ein großes und schönes Naturbild in all seinem Frieden und seiner Harmonie ganz tief auf sich hat wirken lassen, einen Sonnenaufgang hoch oben in den Bergen, oder den Untergang des Tagesgestirns bei fernem Glockengeläute im einsamen Wiesental, der hat ein Erlebnis in sich aufgenommen, dessen Eindrücke sich nicht verwischen lassen in allem Lärm und aller Heze unseres Großstadtlebens. Dadurch gewinnt es seine tiefste Bedeutung, daß es Kräfte weckt und wachhält, die weiter weben und wirken in den Tiefen des menschlichen Gemüts, das seine besten Kräfte aus diesen Bildern zieht.

Darin liegt für uns eine Lösung der letzten Rätsel, die alle Wissenschaft nicht zu lösen vermag. Im steten Wechsel der Erscheinung hat Dauer allein der große und gute Gedanke. Und im wildesten Kreisen der äußeren Gewalten beharrt fest und ruhig ein starker Geist:

„Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreift,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.“

(Schiller.)

Neuerungen und Fortschritte auf dem Gebiete des Eisenbahnoberbaues

Von Fricke-Timpfenfeld, Dortmunder Union

Die uns durch den Friedensvertrag aufgebürdeten Reparationslasten zwingen mehr denn je, durch äußerstes Anspannen aller Kräfte diese Überbürdung der deutschen Wirtschaft auf ein erträgliches Maß herabzudrücken. Auf fast allen Gebieten der Technik hat man es verstanden, sei es durch rationelle Bearbeitungsmethoden und geeignete Konstruktionsgrundlagen, sei es durch Veredelung des Materials und der Werkzeuge, die Produktionskosten wesentlich herabzumindern. Auch auf dem

Gebiete des Güterverkehrs und des Güterumschlages ist man auf dem Wege, die Transportkosten durch Verbesserung der Beförderungsmittel zu vermindern. Das Dienstgewicht der Lokomotiven mußte vergrößert werden, um das durch den Großraumgüterwagenverkehr vermehrte Zuggewicht zu bewältigen.

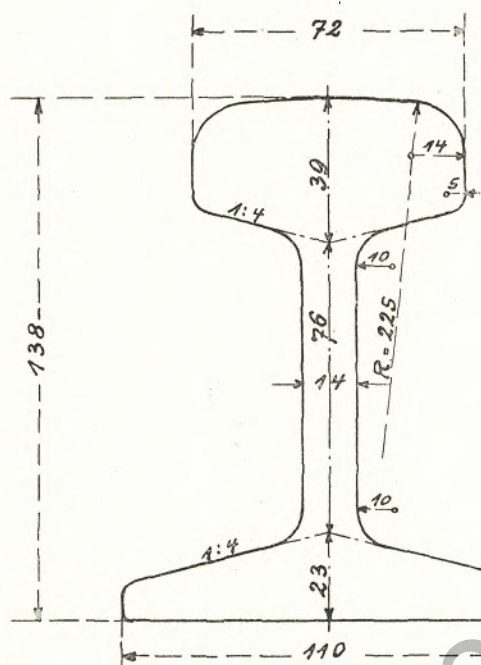
Diesen Anforderungen entspricht der jetzige Eisenbahnoberbau nicht mehr, und man sah sich gezwungen, ihn zu verstärken bezw. neu zu schaffen. Während man bis

jetzt mit 9—10 t Raddruck auskam, muß man den neuen Oberbau für 10—12,5 t Raddruck konstruieren.

Um folgenden soll nun kurz über den bisherigen Oberbau und die bisherige Weichenform das Wesentliche gesagt werden und im Gegensatz dazu an Hand von Skizzen die neue Oberbau- und Weichenform erläutert werden.

Die erste Normalisierung des Oberbaues und der Weichen in Preußen geschah durch die Einführung der Schienenform 6, die sich bis heute auf Nebenbahnen und Anschlußgleisen erhalten hat. Bald jedoch zeigte es sich, daß diese Form den fortschreitenden Entwicklungen des Lokomotiv- und Wagenbaues und den dadurch bedingten

Prof. 8a.



erhöhten Raddrücken nicht mehr gewachsen war. Man schritt in Preußen zur Einführung der Oberbauformen 8 und 15, die den höchst zulässigen Raddrücken von 9—10 t entsprach. Den stärker werdenden Betriebsbelastungen begegnete man auch mit Vermehrung der Schwellenzahl, Ausbildung der Schwellen mit Rippen, Verbesserung der Bettung, Vereinigung der Stoßschwellen zu einer gemeinsamen Breitschwelle, Schienenklemmen für Wanderschuh, Leitschienen in scharfen Krümmungen.

Die Konstruktion der Weichen, die in Preußen nur mit Schienenform 6 und 8 hergestellt werden, blieb — von einigen Verbesserungen abgesehen — dieselbe. Als Verbesserungen sind zu nennen: Die federnden Zungen für einfache Weichen und Bogenweichen, die Herzstücke mit beweglichen federnden Flügelschienen, die Hakenweichenschlösser.

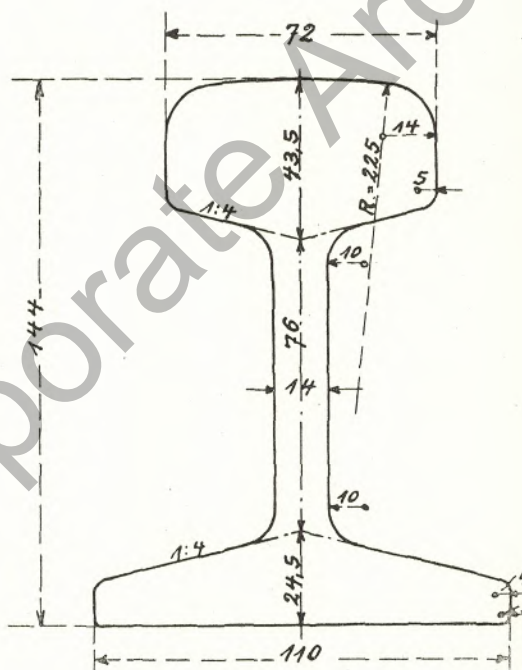
Ein Verstärken des Oberbaues, um den erhöhten Rad-
drücken von 12,5 t Rechnung zu tragen, war durch die ge-
schilderten Mittel nicht mehr möglich. Man war deshalb
gezwungen, einen neuen Oberbau zu schaffen.

Ein weiterer Grund hierfür lag in der Vereinheitlichung des gesamten Gleismaterials und der Verringerung seiner Mannigfaltigkeit, denn die bisherigen Länderverwaltungen hatten ihre Oberbaumstoffe nach den verschiedensten Gesichtspunkten entworfen, so daß bei der Vielseitigkeit und Unübersichtlichkeit der einzelnen Teile eine rationelle Gleiswirtschaft kaum möglich war.

Seit Jahren sind daher die maßgebenden Stellen der Reichsbahnverwaltung damit beschäftigt gewesen, den neuen Reichsüberbau durchzubilden. Die Arbeiten sind soweit fertiggestellt, daß schon in den nächsten Monaten der Reichsüberbau auf Eischwellen eingeführt wird. Auf der eisenbahntechnischen Ausstellung in Seddin waren in mustergültiger Weise die neuen Konstruktionen des Gleises und der Weichen neben den veralteten Formen ausgestellt.

Zunächst ging man daran, die Schienenform und die Befestigung der Schienen auf ihrer Unterlage zu verbessern. Man einigte sich auf zwei neue Profile mit einem

Prof. 15£.



Metergewicht von 45 und 49 kg für einen 20- und 25-t-Oberbau.

Profil	Querschnitt mm ²	Gewicht kg/m	Trägheits- moment cm ⁴	Widerstands- moment cm ³
8 a	5230	41,0	1351,6	193,1
15 c	5738,9	45,05	1582,9	216,8
S. 45	5764	45,25	1527	211
S. 49	6228	48,89	1781	234

In der obengestehenden Tabelle sind die Werte der alten und der neuen Schienen zusammengestellt; die Skizzen 1 bis 4 zeigen ihre Form. Beide Profile stimmen überein in der Form der Laschenkammer, der Kopf- und Fußbreite und der Fußform. Die Verbreiterung des Fußes der alten Form von 110 mm auf 125 mm der neuen Fußform vergrößert die Standfestigkeit der Schiene und verkleinert den spezifischen Flächenndruck des Fußes auf seine Unterlage. Die Änderung der Laschenkammerneigung von 1:4 in 1:3 ist als ein Fortschritt zu bezeichnen, die Abnutzung der Lashenanlagefläche ist geringer und die Nachspannbarkeit ist größer geworden. Auch die schräge Kopfform ist der Form des Spurkranzes besser angepaßt und läßt eine größere Abnutzung des Schienentopfes zu.

Die alte Form der Befestigung der Schiene auf der Schwelle mittels Hakenplatten ist vollständig verlassen.

Die Befestigung wird durch den Haken nach kurzer Zeit so locker, daß ein sicheres Festhalten der Schiene nicht mehr gewährleistet werden konnte. Man ging deshalb dazu über, eine Form zu wählen, wie sie ähnlich die badische Staatsbahn seit langen Jahren bei guter Bewährung in Betrieb hat. Die neue Befestigung auf

führung sind in die Schwellen keilförmige Rippen eingepreßt, das entsprechend geformte Klemmplättchen wird durch Anziehen der Hakenschauben fest gegen den Schienenfuß gepreßt.

Der Reichsüberbau auf Holzschnellen ist noch nicht durchgebildet worden, wird aber in allernächster Zeit in Angriff genommen. Eine Versuchsausführung mit Buchenschnellen ohne eiserne Unterlagsplatten ist bereits in großem Umfang erprobt worden und hat den Vorzug großer Einfachheit und Billigkeit. Die Befestigung der Schiene geschieht lediglich durch 3 Schnellenschauben. Zwischen Schienenfuß und Holzschwelle ist ein Doppelholzplättchen angeordnet. Hierdurch ist die Schnellenoberfläche vor Abnutzung geschützt, auch der Gleitwiderstand zwischen Schiene und Plättchen ist soweit vergrößert, daß ein Wandern kaum noch eintreten kann. Diese Anordnung kommt in erster Linie für Tunnels und feuchte Einschnitte in Betracht. Die Schnellenschauben werden hierbei zweckmäßig verzinkt.

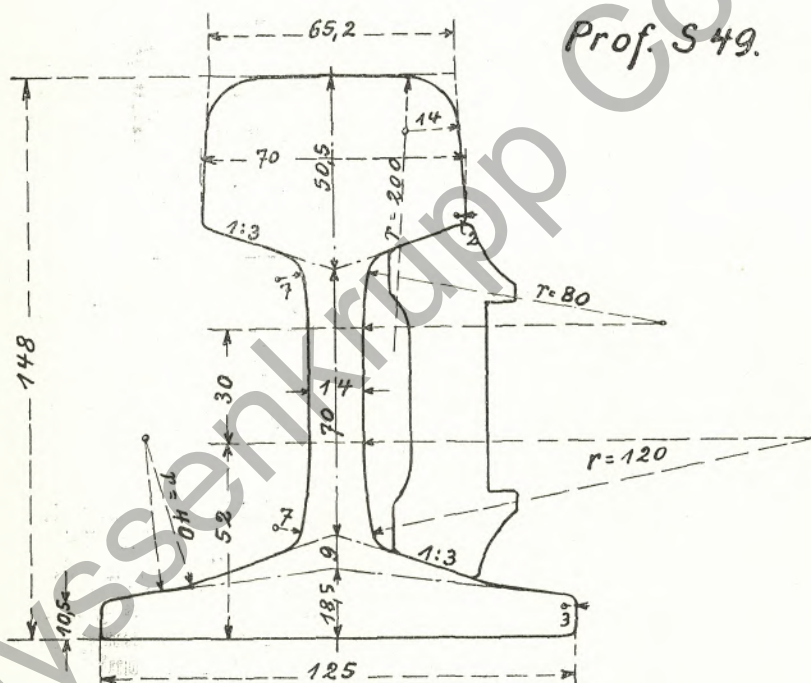
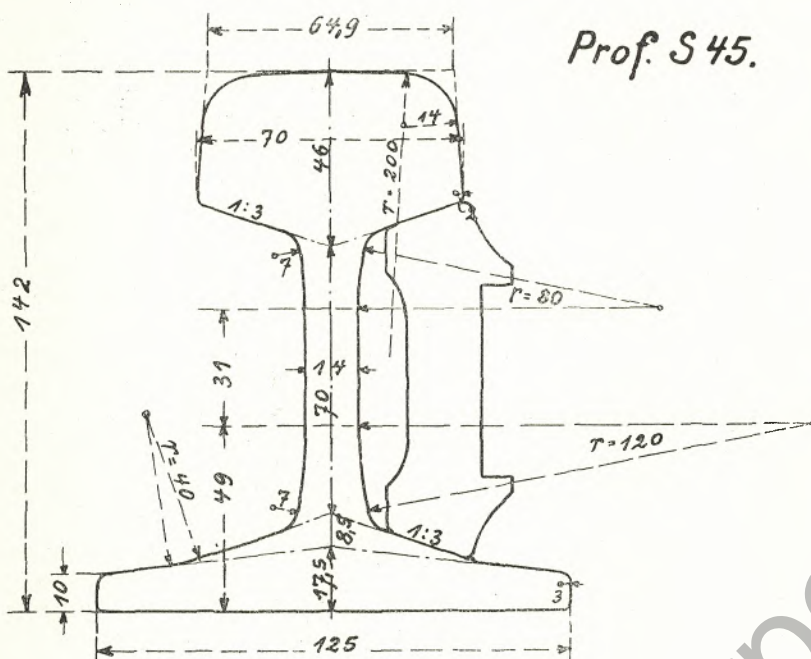
Die Schienenstoßverbindung wurde früher durch Wintellaschen betätigt. Die neue Ausführung zeigt nur Flachlaschen mit eingewalzten Rippen, die ein Drehen der Laschenschauben verhindern. Dadurch sind Außen- und Innenlaschen gleich, während bei der früheren Ausführung die Außenlaschen ovale Löcher erhielten, um das Drehen der mit entsprechenden Ansätzen versehenen Laschenschauben zu verhindern. Die Außenlaschen waren dadurch verschieden von den Innenlaschen.

Die eisernen Streckenschnellen sind gegenüber den früheren wesentlich verstärkt. Untenstehende Tabelle zeigt die Unterschiede. Die früher durch schräge Hakenplatten erreichte Neigung der Schiene 1:20 wird jetzt durch entsprechende Kröpfung der Schwelle erreicht.

Form	Gewicht kg/m	Trägheitsmoment cm ⁴	Widerstandsmoment cm ³
Mittelschwelle Form 51	20,33	147,9	29,4
Form 71	21,9	158,9	30,4
Breitschwelle Form 66	45	232,7	41,7
Mittelschwelle Form S.w. 1a	29,2	339	49
Breitschwelle Form S.w. 2a	48,4	445	60

Die Konstruktion der Weichen ist wesentlich geändert worden. Zunächst ist die Bauart des bisherigen Zungendrehstuhls vollständig verlassen. Die Einbettung des ausgefrästen Zungenendes in ein nußförmig ausgearbeitetes Drehzapfenlager hatte sich im Laufe der Zeit als zu schwach erwiesen, ein häufiges Brechen des Drehzapfens gab zu Betriebsstörungen Anlaß.

Bei der jetzigen Bauart ist das schwalbenschwanzartig gefräste Zungenfußende mit einem Gelenkstück, dessen Zapfen in die entsprechend ausgedrehte Drehstuhlplatte eingreift, mittels Keilstück und 2 Schrauben unverrückbar fest verbunden. Die Weichenplatte ist nicht mehr wie früher über die ganze Drehstuhlplatte hinweggeführt, sondern an die Drehstuhlplatte angelagert. Ein großer Vorteil besteht darin, daß Zunge, Backenschiene und



Eisenschnellen (siehe Skizze 5) besteht aus zwei Teilen: einem Klemmplättchen, das durch die Hakenschaube auf den Schienenfuß gepreßt wird und unabhängig hiervon das sogenannte Spurplättchen, das in die Schwelle eingelassen ist und die seitlichen Stoßkräfte aufnehmen soll. Verschiedene Dimensionierung des Spurplättchens und Drehen um 180° ermöglichen die in den Kurven notwendige Spurerweiterung. Bei einer anderen Aus-

anschließende Schiene durch Futterkeil und Lasche so miteinander verbunden sind, daß durch den Futterkeil eine Abstützung der Zunge gegen den Seitendruck der Räder, ein Niederhalten des Gelenkstücles und eine sichere Stoßverbindung mit der Anschlußschiene gewährleistet wird. Dieser Futterkeil wird auch durch senkrechte Schrauben mit der Drehstuhlplatte verbunden. Die Anordnung des Gelenkstücles bedingte die Einführung eines neuen Zungenprofils. Dieses hat die Höhe und Kopfbreite des alten Profils, in der Form entspricht es den süddeutschen Zungenprofilen; die Tragkraft ist dieselbe, trotzdem die Zunge 6,2 kg/m leichter ist als die alte Blockzunge der Form 8. Die in Bayern übliche Aufschumpfung des Gelenkstücles auf die Zunge ist nicht beibehalten worden, sondern es wurde eine lösbare Keilverbindung gewählt.

Die Schrauben sind durch Federplatten und Gegenmutter hinreichend gesichert. Diese Anordnung gestattet ein müheloses Auswechseln der Zunge. Die Keilverbindung läßt sich im Betriebe dauernd kontrollieren, auch lassen sich etwaige Lockerungen beseitigen, während bei aufgeschumpften Drehzapfen bereits Lockerungen festgestellt sind, die sich ohne Ausbau der Zunge nicht beseitigen lassen. Die an der Anschlußschiene angebrachte Schienenklemme, die gleichzeitig mit der Drehstuhlplatte verschraubt ist, und die an der Backenschiene angebrachten Knaggenwinkel zeigen eine wesentliche Verbesserung. Die neue Umstellvorrichtung ist vereinfacht.

Namentlich der Verschlusskasten ist einfacher und gedrungener als der bisherige ausgebildet und in dem breiten Zungenkloben so geführt, daß ein Herabsinken ausgeschlossen ist. Hierdurch fällt der früher notwendige Unterstütkloben, der auch beim Transport sehr leicht beschädigt wird, fort. Der neue Verschlusskasten kann in einer Form bei allen Weichen verwendet werden, während früher 6 verschiedene Haken, 2 verschiedene Verschlussstücke und 4 verschiedene Unterstütkloben nötig waren. Die Zungenkloben werden durch 2 kräftige Nieten und wie bisher durch Keile an den Zungen befestigt. Auch das Gestänge ist gegen früher vereinfacht.

Die Konstruktion des Herzstückes mit festen Flügel-schienen ist wesentlich verbessert worden. Die Spitzenschiene wird aus einer Vollschiene gebildet und über die theoretische Spitze hinaus bis in die Kammer der im gleichen Strang liegenden Flügel-schiene verlängert und mit ihr, wie mit der gegenüberliegenden Flügel-schiene,

verschraubt; dadurch wird ein mit der früheren Konstruktion verbundenes leichtes Lockern der Spitze vermieden. Dieselbe Konstruktion findet sich auch bei den doppelten Herzstückchen. Ob diese Herzstücke allgemein eingeführt werden, steht noch nicht fest und bedarf weiterer Prüfung.

Bei der doppelten Kreuzungsweiche ist ein Versuch mit drehbaren Spitzen in den doppelten Herzstückchen gemacht worden. Diese Spitzen sind durch Gestänge mit der Zungenstellvorrichtung gekuppelt. Der Zweck der Anordnung besteht darin, den Rädern bei der Durchfahrt durch das Doppelherzstück eine ununterbrochene Fahrbahn zu bieten, so daß sie nicht hinter der Brücke der jetzigen Anordnung auf die Spitze aufschlagen und diese breithämmern können. Die drehbaren Spitzen sind aus dem gleichen Profil wie die Zungen hergestellt und auch ebenso gelagert.

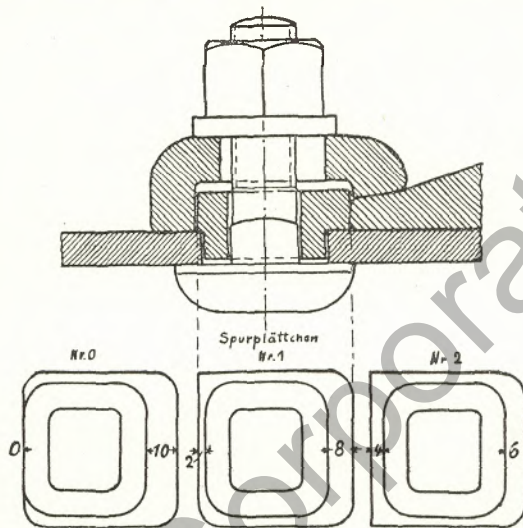
Zum Schluß soll noch auf die verschiedenen Aufbereitungsmethoden gebrauchter Oberbaustoffe eingegangen werden, die in mannigfaltiger Weise auf der eisenbahntechnischen Ausstellung zu sehen waren.

Die abgenutzten Laschen werden rotwarm aufgepreßt, so daß sie wieder in ihrer ganzen Länge am Kopf und Fuß der Schiene anliegen. Bei den Hakenplatten werden die Haken niedergedrückt, die übrigen abgenutzten Flächen nachgestaucht, die Löcher nachgestanzt, so daß sie wieder wie neue Teile Verwendung finden können. In gleicher Weise werden auch alte Klemmplatten aufgefrischt.

Die abgenutzten Holzschnellen werden abgedeckelt, die alten Löcher für die Schwellenschrauben ausgebohrt und mit neuen Dübeln versehen. Durch das sogenannte Rambacher Verfahren werden alte Kiefern-schnellen aufgebessert, indem man das abgenutzte Schienenlager bis zum Kern heraus-schneidet und durch Hart-holzplatten ersetzt.

Alles in allem kann gesagt werden, daß durch diese Aufbesserungen, deren Beschreibung im einzelnen hier zu weit führen würde, ganz außerordentliche Ersparnisse bei der Unterhaltung des gesamten Gleisbaues gemacht werden.

Zwecks Unterrichtung über die Einzelheiten der vorstehend geschilderten Neuerungen sei auf die Veröffentlichungen in der Wochenschrift für deutsche Bahnmeister und Eisenbahn-Ingenieure (Verlagsgesellschaft m. b. H. Otto Elsner, Berlin S 42), sowie in der Verkehrstechnischen Woche und Eisenbahntechnischen Zeitschrift (Verlag G. Hakebeil u. G., Berlin S 14) hingewiesen.



Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst zu beschäftigen, wenn es nur so nützlich wäre. Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes erkennen, denn er mißt nach eigenem Maß sich bald zu klein und leider oft zu groß. Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur das Leben lehret jedem, was er sei.

Goethe.

Eine Vorführungsfahrt des Rotorschiffes

Von Dr. G. Nonnenmacher, Köln

Die „Budau“ in Sicht? — Bei schwachem Wind und im Sturm. — Wie man den Winddruck regelt. — Hart am Wind. — Wenden, Halsen und Rückwärtsfahrt. — An Bord der „Budau“

Der Flettnerkonzern hatte Vertreter der Fachkreise und der Presse aus aller Welt zu einer Vorführungsfahrt des Rotorschiffes Budau nach Kiel geladen. Unsere Ankunft in Kiel bei diesigem Wetter, ganz mäßigem Wind und strammem Regen war eine leise Enttäuschung. Die aus Abbildungen schon wohlbekannte Budau, auf der wohl alle zu fahren gehofft hatten, lag nicht im Hafen, war schon draußen mit Flettner an Bord. Es war auch nicht möglich, die etwa 1000 Gäste auf dem Flettner-Schiff unterzubringen. Auf einem sehr normalen Rüstendampfer wurden sie aus dem Kieler Hafen heraus und in der Nebel hinein verfrachtet.

Diese erste Enttäuschung aber war auch die einzige des Tages. Starke Eindrücke folgten ihr. In der zweiten Fahrtstunde kam Backbord voraus die Budau in Sicht. Gespensterhaft löste sich das eigenartige Schiff aus dem Nebel und kam rasch näher, umkreiste uns in weitem Bogen, nahm dann hart auf uns Kurs, um in nächster Nähe vorbeizurauschen. Flettner grüßte von der Kommandobrücke und wurde mit begeistertem Hurra gefeiert.

Zum Glück war das Wetter noch sichtig genug, um die verschiedenen Manöver, die Flettner mit seinem Schiff vorführte, gut beobachten zu können. Mit optischen Signalen wurde jedes Manöver vorher angekündigt. Zunächst zeigte der am Lademaß aufsteigende Signalball an, daß die 230-pferdige Hilfsmaschine gestoppt war, daß die Budau also mit Windkraft fuhr. Den ganzen Tag herrschte Windstärke 1 bis höchstens 3, also ein Wind, bei dem ein Segelschiff nur noch langsam vom Fleck kommt. Die Budau machte trotzdem flotte Fahrt und elegante Wendungen. Man hätte diesmal gern recht schweres Wetter gehabt, um die noch ausstehende praktische Bewährung des Schiffs im Sturm zu erleben; wer aber das Rotorschiff zum ersten Male sah, auf den machte gerade die sichere und spielend-selbstverständliche Eleganz tiefen Eindruck, mit der sich die Budau in so schwachem Wind bewegte, der jeden Segler zur Schwerfälligkeit verurteilt.

Das Fahren bei schwachem Wind ist auch tatsächlich die schwerere Probe. Sturm und heftige Böen können dem Rotorschiff nach Flettners Darlegungen nichts anhaben; der Winddruck kann eine gewisse Grenze nicht übersteigen, denn er ist abhängig von dem Verhältnis $U:V$ (= Umfangsgeschwindigkeit des Rotors: Windgeschwindigkeit). Die Umfangsgeschwindigkeit (U) des Rotors bleibt, solange nicht der Bedienungsmann die Drehzahl des Rotorantriebs ändert, konstant; steigt nun plötzlich, z. B. durch eine Bö, die Windgeschwindigkeit (V), dann wird das Verhältnis $U:V$ kleiner; es wird also automatisch bei zunehmender Windgeschwindigkeit die relative Ausnutzung

der Windkraft geringer. — Die Bö rauscht mit kaum merklicher Wirkung an den Rotoren vorbei. Und im Orkan, der den Segler zwingt, eilig alle Leinwand zu bergen, sollen selbst die stillstehenden Rotoren weniger Widerstand bieten als die Masten, Rahen und Laue des abgetakelten Segelschiffs.

Für das erwähnte Verhältnis $U:V$ hat man als günstigsten Wert, dessen Überschreitung zwecklos ist, 3 bis 3,5 ermittelt. Die Rotoren laufen also dann mit drei- bis dreieinhalbfacher Windgeschwindigkeit um. Daß man durch Änderung der Drehzahl, also durch einen einzigen

Handgriff, jederzeit den wirklichen Winddruck nach Belieben begrenzen kann, ist eine der verblüffendsten Eigenschaften des Rotorschiffes. Solche Änderungen der Drehzahl sind zudem praktisch nur notwendig bei stark wechselnder Windstärke; außerdem wird beim In-den-Wind-Gehen die Drehzahl etwas verringert, beim Vor-dem-Wind-Fahren etwas erhöht.

Abgesehen von diesen Maßnahmen bedürfen die Rotoren überhaupt keiner besonderen Überwachung. Der Segler muß bei jedem Wechsel der Windrichtung die Segel neu einstellen; die Rotoren des Flettner-Schiffs aber laufen unbekümmert darum, ob und wie stark der Wind „schrallt“, in stetem Gleichmaß um ihre



Das Windkraftschiff

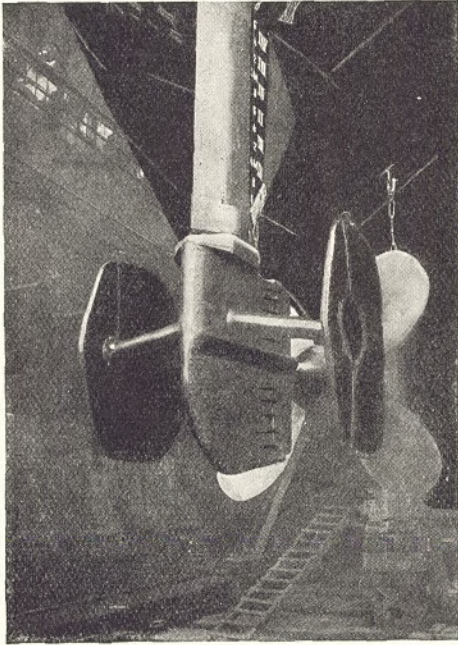
eine neue deutsche epochemachende Erfindung des Direktors A. Flettner. — Das Rotorschiff „Budau“ verläßt „segelnd“ den Kieler Hafen zu einer Probefahrt

Achsen. Nur wenn die Windseite wechselt, wird lediglich die Drehrichtung der Rotoren umgeschaltet.

Die oft gestellte Frage, wie das Rotorschiff die gewünschte Fahrtrichtung einhalten und wie es manövrieren könne, ist leicht beantwortet: genau wie das Segelschiff, nämlich durch Ruderlegen, nur mit dem Unterschied, daß das mühsame und viel Erfahrung und Geschicklichkeit voraussetzende Einstellen der Segel je nach Fahrt- und Windrichtung wegfällt. Auf der Seite der Rotoren, auf der Wind und Rotor die gleiche Bewegungsrichtung haben, entsteht ein saugender Unterdruck, der das Schiff vorwärtszieht. Diese Kraft, die Antriebskraft des Rotorschiffes, greift annähernd senkrecht, im Winkel von 100 bis 110 Grad, zur Windrichtung an. Im Idealfall, nämlich bei 90 Grad Angriffswinkel, würde bei genau seitlich einfallendem Wind das Schiff genau in seiner Längsrichtung angetrieben. Je mehr der Wind von vorn oder von achtern (hinten) kommt, desto mehr weicht die Antriebsrichtung von der Fahrtrichtung ab. Diese Abweichung wird genau wie beim Segeln ausgeglichen, indem man nach der jeweils entgegengesetzten Seite Ruder legt. Das Rotorschiff kann dabei, da der erwähnte Angriffswinkel so nahe am rechten Winkel liegt, besonders hart an den Wind gehen. Die Budau hat es trotz ungünstiger Schiffsform bis auf knapp 3 Strich, d. i. ungefähr 30 Grad, am Wind gebracht. In

diesem Fall kommt der Wind im Winkel von 30 Grad von vorn gegen das Schiff, beispielsweise gegen Backbord; das Schiff erfährt dann, wenn der Angriffswinkel des Seges 110 Grad ist, einen Antrieb in der Richtung 80 Grad nach Steuerbord, legt entsprechend Ruder nach Backbord und macht Fahrt voraus.

Wendemanöver! Auf der Buckau steigt als Ankündigung ein Signalkegel. Alle Gläser richten sich auf die Rotoren, deren sonst von weitem nicht sichtbare Drehung durch aufgemalte Spiralen eigens kenntlich gemacht ist. Der vordere Rotor läuft langsamer, stoppt. Der hintere Rotor bleibt im Gang und drückt, vom Ruder unterstützt, den Bug des Schiffes durch den Wind.



Das Flettner-Ruder

dessen Anordnung es ermöglicht, daß sich das Schiff fast um seine eigene Achse drehen kann

Sobald die andere Windseite erreicht ist, wird die Drehrichtung des hinteren Rotors umgeschaltet und auch der vordere Rotor, jetzt ebenfalls im umgekehrten Drehsinn, wieder in Gang gesetzt. Der Vorgang entspricht sinngemäß dem Wendemanöver im Segelboot: Vorsegel los (vorderer Rotor stoppt), das noch dichtgeholte Großsegel (der noch laufende hintere Rotor) drückt im Verein mit dem Ruder das Fahrzeug herum, das Großsegel kommt über und wird auf der andern Seite dichtgeholt (die

Drehrichtung des hinteren Rotors wird umgeschaltet), das noch lose Vorsegel wird ebenfalls auf der andern Seite wieder dichtgeholt (der noch stehende vordere Rotor wird ebenfalls in umgekehrter Drehrichtung wieder in Gang gesetzt). Gleich gut wie das Wendemanöver klappte auch das „Halten“. Dies Manöver unterscheidet sich vom Wenden dadurch, daß das Schiff nicht in den Wind hinein, sondern vom Wind weg gedreht wird. Wer einmal gefsegelt hat, wird nach dem vorstehenden die Halte an Bord der Buckau ohne weiteres im Geist kommandieren können. Diesmal muß der hintere Rotor stoppen, während der vordere Rotor (wie das Vorsegel beim Segelboot) das Schiff vom

Wind wegdrückt. Nach beendetem Manöver laufen beide Rotoren wieder in entgegengesetzter Drehrichtung.

Leider wurde ein besonderes Kunststück des Rotorschiffes diesmal nicht gezeigt, die Rückwärtsfahrt. Die Möglichkeit leuchtet aber ohne weiteres ein. Kommt der Wind z. B. von Backbord (links), dann müssen sich die Rotoren, um Fahrt voraus zu machen, von oben gesehen im Uhrzeigersinn drehen. Rotieren sie in diesem Fall entgegengesetzt, dann entsteht der Unterdruck (der Sog) auf der dem Schiffsende zugekehrten Rotorseite, das Schiff fährt rückwärts.

Erst nach dem Rotorschiff legt unser Dampfer wieder im Hafen an. Jetzt dürfen wir auch truppweise an Bord der

Buckau, den Erfinder begrüßen, der in unermüdlicher Geduld jedem die Hand schüttelt, für jeden ein Wort findet, und aus nächster Nähe das Wunderschiff bewundern. Sehr viel ist an Bord nicht zu sehen: die beiden mächtigen Rotoren, 2,8 m dicke und 15,6 m hohe Hohlzylinder, im Innern je ein 11-Kilowatt-Gleichstrom-Nebenschlußmotor, der über eine senkrechte Welle und ein Übersetzungsgetriebe den Zylinder in seinem oberen Lager dreht. Die beiden Elektromotoren werden durch ein besonderes kleines Dieselaggregat unter Deck angetrieben. Wichtig sind die ausladenden Abschlussscheiben am obern und untern Ende der Zylinder; sie verhüten, daß durch nachdrängende Luft das Unterdruckgebiet vorzeitig gestört wird.

In wenigen Minuten hat man diese paar wesentlichen Einrichtungen an Bord gesehen und in ihrer Funktion begriffen. Aber das ist gerade das Wunderbare dieser genialen Erfindung, daß hier mit den einfachsten technischen Mitteln und mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit ein Erfolg erzielt wird, der jahrtausendalten Erfahrungen Hohn spricht.



Das Windkraftschiff

Der Erfinder des Rotorschiffes Direktor Flettner (links) und der Marinesachverständige Gerhard (rechts) auf der Kommandobrücke der „Buckau“ während der Probefahrt

Ein Dieselmotorschiff mit Flettner-Ruder auf dem Rhein

Von Paul Freytag, Düsseldorf

Der unselige „Friedens“-Vertrag von Versailles hat wie fast allen deutschen Gewerbebezügen auch der deutschen Rheinschiffahrt schwerste Wunden geschlagen. Unsere großen Reedereien, die Haniel, Stinnes, Rannegieser, Köln-Düsseldorfer usw. mußten ihr bestes Schiffsmaterial an die Franzosen und Belgier, die sich außerdem in den Rheinhäfen festsetzten, ausliefern, Aktien an die Fremden übertragen, Lagerhäuser, Schuppen,

Hafengelände usw. hergeben. Mit der einstigen Herrlichkeit der deutschen Rheinreedereien war es vorbei. Die Vernichtung der deutschen Marktwährung fügte dem materiellen Zusammenbruch noch das finanzielle Chaos hinzu. Kein Wunder, wenn am Ende des Jahres 1923, nach Beendigung des passiven Widerstandes, die Lage unserer Rheinschiffahrtsgesellschaften geradezu katastrophal und ihr ehemaliger Unternehmungsgeist fast ver-

schwunden war. Franzosen und Holländer beherrschten damals den Strom, jedes dritte Schiff stammte aus dem Lande der Mynheers und Edamer Käse.

Aber wie hat sich das Bild in kurzen zwölf Monaten bereits wieder zu unseren Gunsten geändert! Die Schaffung neuen wertbeständigen Geldes brachte auch in die deutsche Rheinschiffahrt neues Leben. An allen Ecken und Enden begann es sich zu regen. In den Kontoren, Lagerhäusern, Hafenanlagen und Werften erwachte neues Leben, Optimismus und Tatkraft kehrten wieder. Die Werften machten sich die neuesten Erfindungen auf allen Gebieten der Technik zunutze und brachten Neubauten heraus, wie z. B. den großen Radschleppdampfer „Rotterdam“ des Hanielkonzerns, die berufen sind, Deutschland die ihm gebührende Führung in der Rheinschiffahrt wiederzugeben. Ein Ereignis von ganz besonderer Bedeutung für die Schiffahrt auf dem deutschen Strom ist das Erscheinen von Dieselmotorschiffen, die mit dem Flettner-Ruder gesteuert werden. Im November 1924 machte das erste mit Dieselmotoren ausgerüstete Rheinschiff, der „Jupiter“, seine durchaus befriedigend verlaufene Probefahrt von Walsum zum Oberrhein. Am 24. Nov. lief das prächtige Fahrzeug den Düsseldorfer Hafen an. Einer freundlichen Einladung der Reederei nachkommend, besichtigte ich am 25. November den „Jupiter“ und machte eine Fahrt bis Monheim mit. Meine Eindrücke auf der Fahrt seien jetzt geschildert.

Es ist kurz vor 12 Uhr mittags. Abfahrtbereit liegt der „Jupiter“, das neue Dieselmotor-Güterschiff der dem großen Fendel-Konzern angeschlossenen Rhenus-Transport-Gesellschaft m. b. H., im Düsseldorfer Hafenbecken. Vorsichtig gehen wir die schmale, steile Raitreppe hinunter, balancieren noch vorsichtiger über schwankenden Steg auf den Bug des Schiffes, bahnen uns über Berge von Eisenstangen und Fässern einen Weg und stehen schon unter der Kapitänsbrücke. Als erstes Lebewesen begrüßt uns Molly, der Hund, mit Augenblinzeln und Schweifwedeln. Respekt vor den Pressemenschen. Herr Köhler, Leiter der Düsseldorfer Niederlassung der Rhenus-Rheinau, stellt uns dem Kapitän des Schiffes, einigen Ingenieuren und Betriebsführern vor. Liebenswürdige, zuvorkommende Menschen, stolz auf den „Rast“, den sie gebaut haben und jetzt auf dem deutschen Strom einer staunenden Menschheit vorführen. Herr Hartwig, Direktor der Schiffahrts-Abteilung, fuhr drei Jahre im Weltkrieg deutsche U-Boote gegen den Union-Jack und das Sternenbanner und holte sich den Pour le Mérite.

Ein flüchtiger Gang durch das Schiff ergibt bereits vor-

zügliche Eindrücke. Was jedem Laien sofort auffällt: die Schornsteine fehlen. Für das Dieselmotorboot sind die qualmenden, alles mit Ruß zudeckenden Schloten ein überwundener Standpunkt. Der mit Rohöl betriebene Dieselmotor arbeitet reinlicher, ökonomischer, betriebssicherer als die Dampfmaschine, weiß nichts von Heizern, erfordert überhaupt ein unglaublich kleines Personal zur Bedienung. An den beiden hohen Masten des Schiffes sind je zwei starke Hebebäume befestigt, die elektrisch betrieben werden und eine Hubkraft von sechs Tonnen entwickeln. Überflüssig zu sagen, daß auch die Unterwinde elektrisch läuft. Im Maschinenraum alles so sauber, die beiden Motoren — der „Jupiter“ ist ein Doppelschraubenboot — warten auf Futter.

Ein Signal ertönt, der Maschinist macht einige Handbewegungen, die mächtigen Maschinen beginnen zu arbeiten, ein leises Zittern geht durch den Schiffskörper. Ich steige auf die Kapitänsbrücke. Der „Jupiter“ schwimmt bereits im Hafenbecken. Langsam steuert er dem Aus-

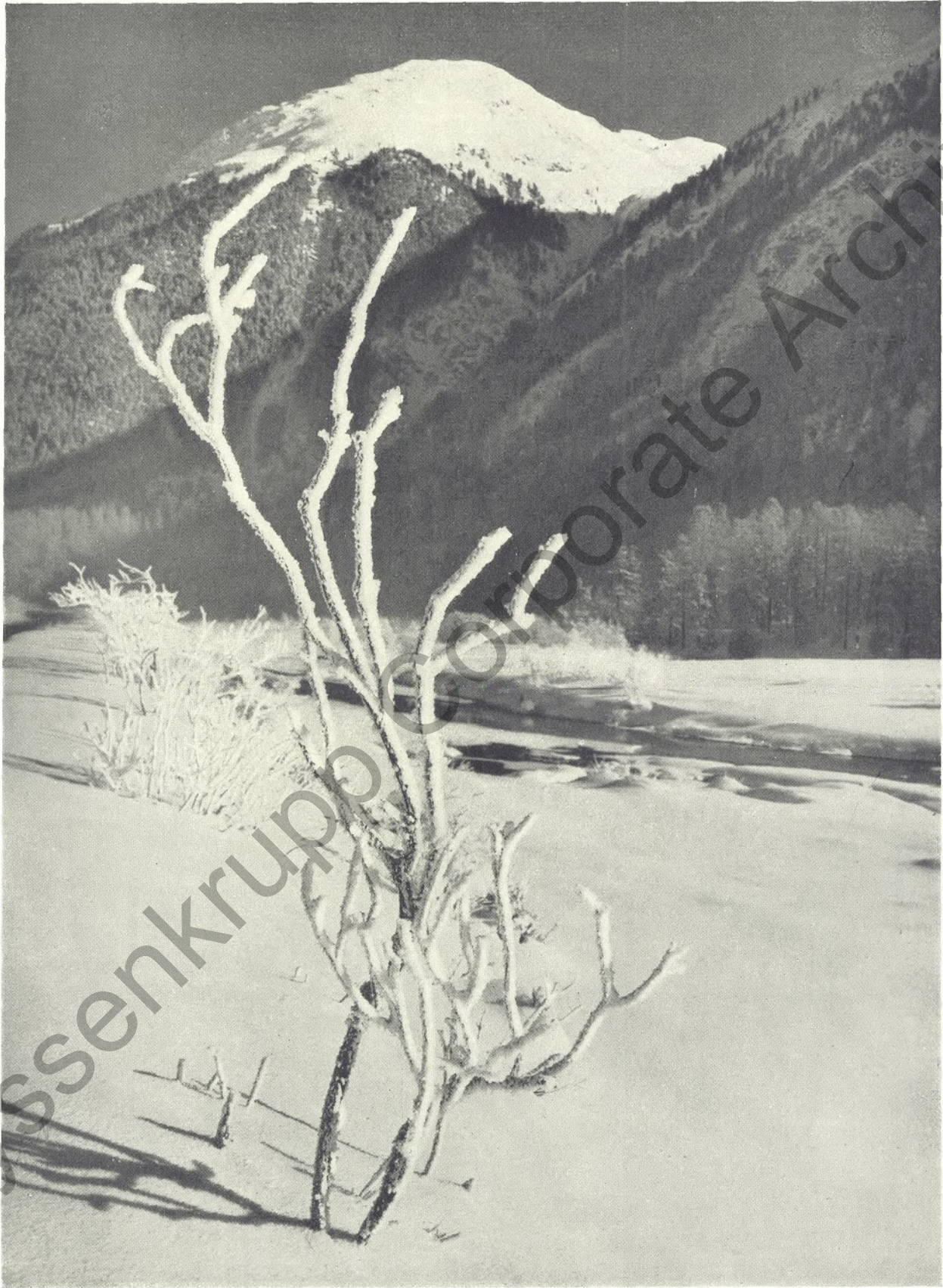
gang zu, dreht nach Backbord und liegt schon im breiten Strom. Rheinaufwärts geht der Kurs. Lustig flattern die Wimpel u. Flaggen des Schiffes im laulichen Wind, hin und wieder bricht die Sonne durch langsam ziehendes Gewölk und taucht die niederheinische Landschaft mit ihren ragenden Pappeln und puzigen Weiden in blendendes Licht. Auf dem Rhein brausendes Leben an diesem Tage. Stromauf, stromab zieht



Dieselmotor-Güterboot „Jupiter“ in unbeladenem Zustande
Das Schiff ist erbaut von der Rheinwerft Walsum der Gutehoffnungshütte, trägt bei 2,30 m Tiefgang 722 Tonnen einschließlich 30 Tonnen Del (Brennstoff)

Schleppzug an Schleppzug vorüber; er hat wieder Arbeit, der Vater Rhein. Die Flaggen der deutschen Länder herrschen vor, auch die Holländer sind noch zahlreich. Deutlich beobachten wir, welch großes Aufsehen der „Jupiter“ bei den Rheinschiffern erregt. Sie ahnen wohl, daß wir am Anfang einer neuen Epoche der Flußschiffahrt stehen.

Die frische Luft macht hungrig. Fünf Mann hoch versammeln wir uns in der Kapitänswohnung am Vorder- schiff, nehmen an kleinem Tischchen einen Imbiß und erfreuen uns am kühlen Mosel, dem wir einen oder zwei Rognats hinterherjagen. Zwischendurch wartet Herr Hartwig mit einigen Zahlen auf. Also: Der „Jupiter“ ist 65 Meter lang und 2,30 Meter tief. Die Ladefähigkeit beträgt 700 Tonnen, die 450 Pferdekkräfte der beiden Dieselmotoren geben dem Schiff während der Bergfahrt eine Geschwindigkeit von 10 bis 12 Kilometer. Erbaut wurde „Jupiter“ als erstes einer Serie von sechs Fahrzeugen auf der Werft der Gutehoffnungshütte in Walsum in sieben Monaten. Bereits Anfang Dezember soll das zweite Dieselmotorboot fahrtbereit sein. Die Reederei geht also mit Macht an die Vervollkommenung



Phot. Albert Steiner, St. Moritz

Wintertag
Oberengadin

und Vergrößerung ihres Schiffsparkes, der durch Beschlagnahme und Abgaben während der letzten Jahre dezimiert wurde. Ich erwähnte oben bereits einige besondere Vorzüge, die dem Dieselmotor eigen sind und ihn zum stärksten und erfolgreichsten Konkurrenten der Dampfmaschine machen. Hier nur noch eine bemerkenswerte Tatsache: Sobald der „Jupiter“ zum Laden und Löschen angelegt hat, hört jeder Verbrauch von Brennstoff auf, da ja die Motoren nicht arbeiten. Anders beim Dampfschiff. Da frisst der Kessel Kohlen, auch wenn das Fahrzeug stillliegt, und bei einem mehrstündigen Aufenthalt wird das ein ganz netter Berg sein. So ist es denn kein Wunder, daß das Dieselmotorboot mit weit geringeren Unkosten arbeitet als der Dampfer und noch eine große Zukunft vor sich hat.

Wir stehen auf dem Heck des „Jupiter“. Brav arbeiten die beiden Schrauben, wühlen das Wasser auf und lassen

hinter sich eine breite Straße von Schaum. Zur Rechten taucht Grimlinghausen mit seinen kleinen Bauernhäusern auf. Dann nähert sich dem Strom die Landstraße. Auch da Betrieb, Leben, Bewegung. Das Auto dominiert, Motorräder, Fahrräder flitzen hin und her. Und jetzt kommt wahrhaftig auch ein Fuhrwerk in Sicht. Unwirklich langsam zieht das Pferd die Fuhre Mist, noch langsamer womöglich zockeln die beiden Bauern hinter dem Wagen her. Wie mit

der Schere geschnitten steht die Gruppe vor dem Horizont — ein wundervolles Bild. Hauchzart legt sich Dunst über die Wasseroberfläche; den Schloten der Dampfer entquellen kilometerlange Rauchfahnen; weit ziehen sie ins Land hinein. Einen Schleppzug nach dem andern überholen wir, denn der „Jupiter“ macht flotte Fahrt, 11½ bis 12 Kilometer stündlich bringt er hinter sich. Schon wachsen aus dem silbrigen Dunst Reisholz und Benrath heraus, Borsum kommt in Sicht. Allmählich nähern wir uns dem Ziel der Fahrt: Monheim.

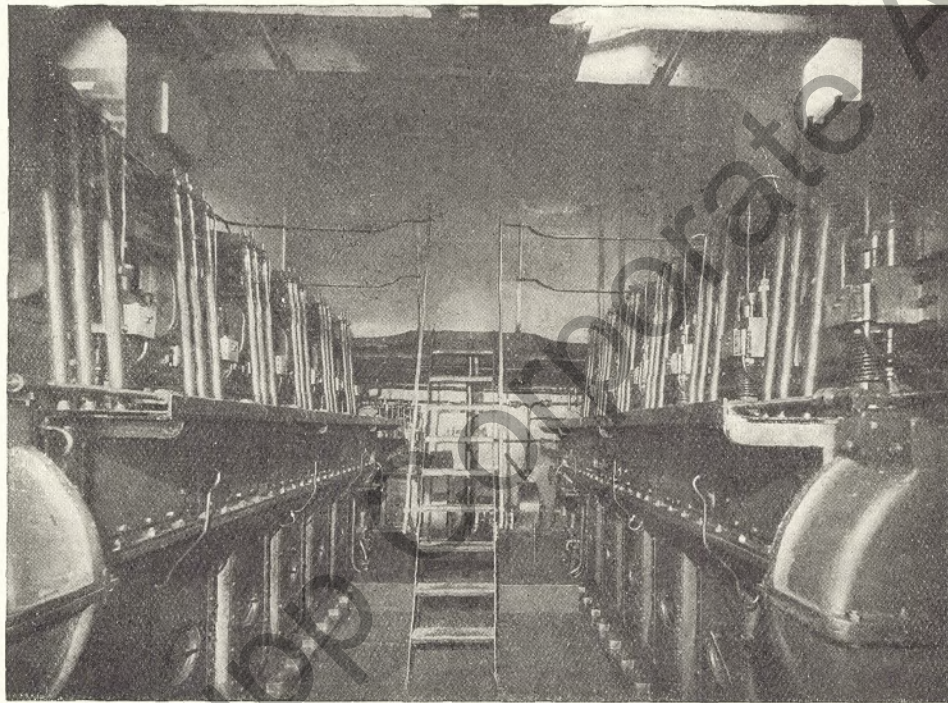
Da wird es Zeit, sich von berufener Seite einige Angaben über das Flettner-Ruder machen zu lassen, mit dem der „Jupiter“ gesteuert wird. Zu sehen ist von der Einrichtung nicht viel. Wir bemerken auf dem Hinterschiff zwei runde, mit zahlreichen Schrauben versehene übereinanderliegende, aber frei bewegliche Eisenplatten, von denen nur die oberste mit dem Steuerrad einerseits und mit dem Ruder, in diesem Falle dem Flettner-Ruder,

andererseits durch Drahtseile in Verbindung steht. Bekanntlich ist das kleine Flettner-Ruder an dem Hauptruder angebracht. Kommt jetzt durch entsprechende Drehung des Steuerrades das Flettner-Ruder in eine Winkelstellung zum Hauptruder, so staut sich das strömende Wasser in dem entstehenden Winkel und übt einen mächtigen Druck auf das Hauptruder aus, das infolgedessen nach dieser oder jener Richtung ausweichen muß. Es ist außerordentlich fesselnd zu beobachten, wie die untere Scheibe jeder, auch der kleinsten Drehung der oberen Platte in kürzester Zeit unbedingt nachfolgt und so die fabelhafte Wirksamkeit des Flettner-Ruders sinnfällig dokumentiert. Die Kapitäne sind von der Erfindung begeistert, wird doch die Manövrierfähigkeit eines Schiffes durch das Flettner-Ruder bedeutend gehoben, ganz abgesehen davon, daß dessen Bedienung nur geringe Kraftanstrengung erfordert. Wie mir einer der Ingenieure ver-

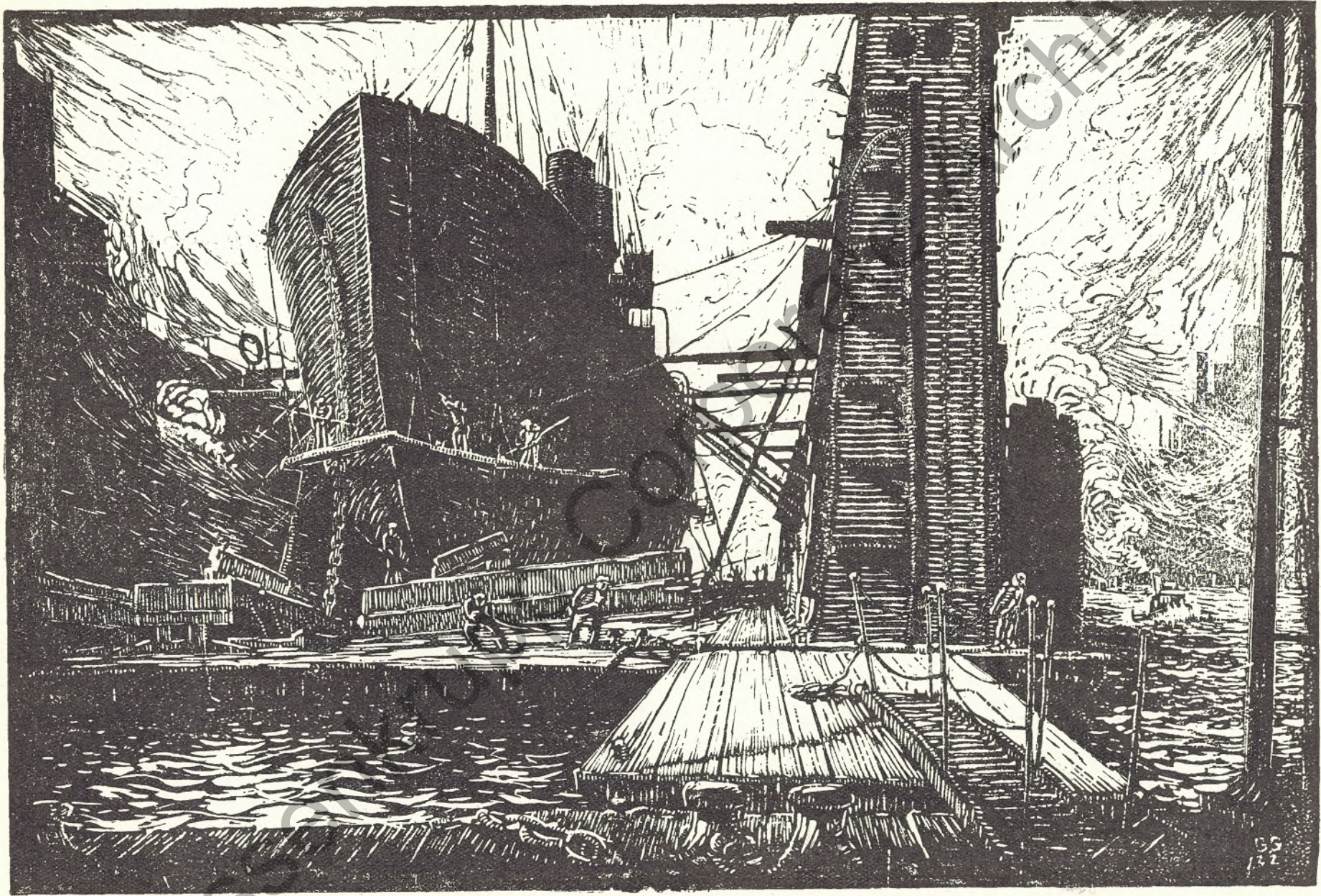
sicherte, erreicht das Flettner-Ruder seine höchste Leistungsfähigkeit in rasch fließendem Wasser. Aus diesem Grunde dürfte sich der „Jupiter“ für die schwierige Oberreinfahrt von Straßburg nach Basel ganz besonders eignen. Im nächsten Frühjahr schon will der Fendel-Konzern, zu dem die Rheinus-Gesellschaft gehört, die Probe aufs Exempel machen.

Die charakteristische Silhouette von Borsum liegt hinter uns. Der Tag ist alt geworden; verein-

zelte dunklere Schatten jagen schon über Land und Wasser. Vom Westen bläst kühler Wind gegen das Schiff und vertreibt uns von der Brücke in das von Abgasen des Dieselmotors mollig gewärmte Steuerhaus. Kapitän, Steueremann, Ingenieure und Betriebsführer sitzen in dem kleinen Raum und sprechen immer wieder mit Stolz und Begeisterung von dem prächtigen Schiff, das uns trägt. Es ist etwas Schönes um begeisterungsfähige Menschen, sie werden immer seltener in unserer hastenden und jagenden Zeit. Misttönig und laut heult die Windpfeife; wir nähern uns der Ladebühne von Monheim. Nach kurzen herzlichen Dankes- und Abschiedsworten gehen wir von Bord. Als die Sonne sank und das Dunkel herankam, standen wir auf dem hohen Monheimer Damm, warfen noch einen Blick auf den „Jupiter“, den breiten belebten Strom und gingen landeinwärts. Mit uns nahmen wir die frohe Zuversicht, daß Deutschland in der Rheinschiffahrt wieder führend geworden ist.



Blick in den Motorenraum des Dieselmotor-Güterbootes „Jupiter“



Hamburger Hafen – Schiff im Dock
Holzschnitt von Gerd Schniewind, Weimar

Die Tagung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute 1924

„Glück auf! Zwei Jahre sind wie finstere Gewitterwolken dahingezogen, seit die Eisenhüttenleute zuletzt zur Tagung in Düsseldorf zusammentraten. Schweres Unheil hat sich aus den Gewitterstürmen auf die Heimstätten der Eisenindustrie in Rheinland und Westfalen entladen, nicht zum geringsten über Düsseldorf, dem durch Jahrzehnte vertrauten Tagungsort der Eisenhüttenleute. Düsseldorf und die Eisenhüttenleute gehören zusammen. Darum tagen die Eisenhüttenleute wieder am alten Ort, obwohl gerade hier die schweren Wolken der Not noch nicht völlig verzogen, sondern nur gelichtet sind, und darum empfängt Düsseldorf mit aller Herzlichkeit seine Gäste!“

So lautete der Willkommgruß des Düsseldorfer Oberbürgermeisters Dr. Lehr.

Auch diesmal wieder gab der deutsche Eisenhütten tag seinem Tagungsort Düsseldorf sein Gepräge, und auch das Ausland blickte mehr noch wie in früheren Jahren auf diese, für das ganze deutsche Wirtschaftsleben bedeutende Tagung. Tausende Eisenhüttenleute aus dem ganzen Reich waren zusammengeströmt, um nach der Zeit der großen wirtschaftlichen Umwälzungen der verflossenen Jahre aus dem Munde der maßgebenden Industrie- und Wirtschaftsführer die Richtlinien für die zukünftigen wirtschaftlichen Aufgaben, für Wissenschaft und Technik zu hören. Der Besuch der verschiedenen Vorträge war überwältigend. Praktische, ernste Arbeit wurde geleistet. Daneben herrschte in den freien Stunden bei den geselligen Zusammenkünften frohe, herzliche Feststimmung. Alle Freunde feierten allenthalben ein Wiedersehen, gedachten der Jahre gemeinsam verbrachter Arbeit.

Die Versammlung begann am 29. November mit herzlichen Begrüßungsworten und kurzen geschäftlichen Mitteilungen des Vereinsvorsitzenden, Generaldirektors Dr.-Ing. Dr. phil.e. h. A. Vögler. Auf seinen Vorschlag hin wurden dem bekannten Hochofenmann H. Dresler-Kreuzthal, der seinen 75. Geburtstag feierte, ein Glückwunschtelegramm gesandt. Die geschäftlichen Mitteilungen über die Tätigkeit des Vereins im verflossenen Jahre sind mittlerweile durch die Presse allgemein bekannt geworden.

Die Vortragsreihe der Tagung eröffnete Professor Dr.-Ing. P. Oberhoffer, Aachen, mit seinen Ausführungen „Über den Sauerstoff im Eisen“.

Der Vortragende erörterte zunächst den Begriff „Sauerstoff“ im metallurgischen Sinne und zeigte, daß damit nicht freier Sauerstoff, sondern Sauerstoffverbindungen des Eisens und anderer Stoffe gemeint sind. Sodann wurde der Einfluß des Sauerstoffs auf eine Reihe von wichtigen Eigenschaften des Eisens und Stahls besprochen, insbesondere die Dichtigkeit der Blöcke, den Rotbruch, den Schieferbruch, die Schweißbarkeit, die Härtebarkeit, die magnetischen Eigenschaften und die Festigkeitseigenschaften, letztere auch ganz besonders für Grauguß. Die bestehende Anschauung über die Entfernungsmöglichkeit des Sauerstoffs oder Desoxydation wurde sodann einer Kritik unterzogen, und gezeigt, daß Voraussetzung für eine volle Erkenntnis dieses wichtigen Vorganges die Kenntnis der Beziehungen des Eisens zu den Eisen-Sauerstoffverbindungen und zu den übrigen im Eisen vorkommenden Sauerstoffverbindungen ist, ferner aber auch die Kenntnis der Beziehungen aller dieser Sauerstoffverbindungen untereinander. Daß nach dieser Richtung hin wenig zu-

verlässige Unterlagen vorliegen, führte der Vortragende hauptsächlich auf den Mangel zuverlässiger Verfahren zur Bestimmung des Sauerstoffs zurück.

Zu diesen übergehend, schilderte der Vortragende die Entwicklung seiner eigenen Arbeiten, die den Zeitraum etwa der letzten zehn Jahre umfassen. Den Ausgangspunkt seiner Untersuchungen bildete das zuerst von Ledebur in erhöhtem Maße angewandte Wasserstoffverfahren, bei dem die Reduktion der Sauerstoffverbindungen durch Wasserstoff erfolgt. Eine Verbesserung dieses Verfahrens wurde von dem Vortragenden gemeinsam mit von Reil dadurch erzielt, daß die zu untersuchenden Späne durch eine leicht schmelzende Legierung verflüssigt wurden. Immerhin bot auch dieses verbesserte Verfahren noch einige Nachteile; deshalb griff man auf das früher bereits von Goerens vorgeschlagene Verfahren zurück, die Sauerstoffverbindungen durch Kohlenstoff zu reduzieren. Die Entwicklung dieses Verfahrens unter Anwendung der vom Vortragenden gemeinsam mit Beutell gebauten Gas-Extraktions-Apparatur gestattete eine praktisch vollständige Erfassung des Sauerstoffgehaltes, wobei als Form des Reduktionkohlenstoffs nicht, wie früher einmal versuchsweise von amerikanischen Forschern, der schwer zu entgasende Graphit, sondern eine hochkohlenstoffhaltige Eisen-Mangan-Legierung angewandt wurde.

Die Notwendigkeit aber, nicht nur den Gesamt-Sauerstoff zu erfassen, sondern auch seine Verteilung auf die einzelnen Elemente, insbesondere auf Eisen, Mangan und Silizium, veranlaßte den Vortragenden, auch diejenigen Verfahren in den Kreis seiner Untersuchungen einzubeziehen, bei denen durch ein geeignetes Lösungsmittel die metallische Substanz gelöst wird und die oxydischen Bestandteile ungelöst zurückbleiben. Als Lösungsmittel kam das bereits von Schneider, später von Wüst und Kirpach angewandte Brom in Frage. Das Verfahren wurde wesentlich vervollkommenet, insbesondere durch Verbesserung des Waschmittels und durch Anwendung eines dichteren Filters. Zum Schluß wurde an Hand von Zahlen der Anwendungsbereich des Verfahrens erläutert und dabei manche interessante Qualitätsfrage besprochen. Auch der zweite Vortrag fand allseitig uneingeschränkte Aufmerksamkeit und Beachtung. Direktor Professor Dr. Fr. Körber sprach über „Verformen und Rekristallisieren (theoretische Betrachtungen zur Kaltverarbeitung der Metalle)“.

Wie der Vortragende ausführte, nehmen unter den in der Technik gebräuchlichen Verfahren zur mechanischen Weiterverarbeitung der Metalle diejenigen eine besondere Stellung ein, die ohne Erwärmung des Werkstückes, bei Raumtemperatur, ausgeführt werden. Ein kennzeichnendes Merkmal einer solchen Kaltverformung ist, daß das Metall hierbei eine tiefgreifende Änderung seiner Eigenschaften, vornehmlich seiner mechanischen Eigenschaften erleidet; das ursprünglich weiche und dehnbare Metall wird hart und spröde. Diese Änderungen können erforderlichen Falles durch geeignete Wärmebehandlung wieder zum Verschwinden gebracht werden. Die Untersuchung des Gefügebildes kalt verformter Metalle hat den innigen Zusammenhang der Eigenschaftsänderungen und der durch die Kaltbearbeitung hervorgerufenen Gefügeänderungen aufgedeckt und dabei die Erkenntnis von der als Rekristallisation bezeichneten Rückbildung des normalen Glühgefüges bei geeigneter Wärmebehandlung

gebracht. Eine vollständige Deutung des Mechanismus der Kaltverformung und der Rekristallisation konnte sie nicht geben; deren Gesetzmäßigkeiten und Ursachen sind in den feinbaulichen Änderungen der Metalle zu suchen, über welche die metallographische Gefügeuntersuchung nur geringe Aufschlüsse bringt. Solange keine Prüfverfahren ausgebaut waren, die hier einen tiefen Einblick gestatteten, waren die entwickelten Theorien zu mehr oder minder hypothetischen Annahmen über den Einfluß der Kaltverformung auf den Gefügebau der Metalle und dessen Rückwirkung auf die mechanischen Eigenschaften gezwungen.

Nach kurzen weiteren Ausführungen über den Raumgitteraufbau der Metallkristalle und Erläuterung der zu dessen Nachweis angewandten röntgenspektrographischen Verfahren wurden die Grundgedanken der hauptsächlich älteren Theorien der Kaltverformung entwickelt. Behandelt wurden die Translations-theorie G. Sammanns, die Verlagerungshypothese von J. Czochralski, die Theorie der amorphen Schichten von Beilby-Rosenhain, die besonders in England und Amerika zahlreiche Anhänger gefunden hat, und Ludwigs Theorie der Blockierung der Gleitflächen.

Mit der Anwendung der Röntgenverfahren zur Analyse der durch Kaltverformung erzielten Strukturänderungen gewann man eine Reihe neuer Erkenntnisse für den Mechanismus der Kaltverformung. Besprochen wurden die Gefüge kalt gezogener und gewalzter Metalle hauptsächlich im engen Anschluß an die Arbeiten im Röntgenlaboratorium des Eisenforschungsinstituts. Sie werden durch eine mit steigendem Bearbeitungsmaße sich immer stärker einstellende Gleichrichtung der kleinsten Kristallteilchen gekennzeichnet. Dabei hat die symmetrische Einstellung der Raumgitterelemente zu den Hauptformänderungsrichtungen den Anlaß zur Deutung der im Gebiete starker Formänderungen vor sich gehender Verfestigung durch Drehung der Kristallteilchen gegeben. Anschließend an die neueren Arbeiten von Polanyi und Groß wird ein Bild des Formänderungsmechanismus der Metalle gegeben, nach dem Aufspaltung der Kristalle in gleitfähige Lamellen längs Gleitebenen, gegenseitige Verschiebung derselben unter Verbiegung nach bestimmten kristallographischen Gesetzen und langsames Hineindrehen in die Endlage der Gleichrichtung aller Teilchen die wesentlichen Elemente der inneren Bewegungen des Metalles

sind, die als „Biegegleitungen“ bezeichnet werden. Die mit der Verbiegung der Gleitlamellen eintretende Verspannung, die als innerhalb der elastischen Grenzen bleibend, also mit den Raumgitterkräften vereinbar, anzusehen ist, wird als Ursache der Kaltverfestigung aufgefaßt.

In dieser örtlichen elastischen Verspannung des Raumgitters wird gleichzeitig die Ursache der Rekristallisation gesehen, indem das Metall bestrebt ist, aus dem instabilen wieder in den stabilen Zustand des unverzerrten Raumgitters zu gelangen, sobald bei genügend hoher Tempera-

tur die innere Beweglichkeit der Metallatome genügend groß ist. Unter Verzicht auf eine eingehende Schilderung der verschiedenen Theorien der Rekristallisation wird gezeigt, daß die wichtigsten Rekristallisationserscheinungen mit der Theorie der Biegegleitung in Einklang stehen. Nach Erörterung der Rekristallisationsdiagramme eines reinen Metalles und von technischem Flußeisen werden die Gesetzmäßigkeiten des bei der Rekristallisation vielfach zu beobachtenden ungewöhnlich starken Kornwachstums behandelt, das sich als eine Folge kritischer Kaltformänderung mit nachfolgender kritischer Glühbehandlung ergibt. Die Bedeutung dieser ungewöhnlichen Kornvergrößerung für die Festigkeitseigenschaften wurde an einigen praktischen Beispielen erläutert.

Den Schluß des Vortrages bildete eine Betrachtung über die Abgrenzung der Kaltformgebungs- gegen die Warmformgebungsverfahren. Hier wurde gezeigt, daß eine scharfe Abgrenzung unmöglich ist, da bei Formänderungen bei Temperaturen merklicher Rekristallisation für etwa ein-

tretende Eigenschaftsänderungen die Geschwindigkeit der Formgebung eine wesentliche Rolle spielt.

Den Schluß des ersten Tages bildeten die Ausführungen von Direktor A. Brüninghaus, Dortmund, „Über Gewinnung und Verwendung von sauerstoffangereicherter Luft im Hüttenbetriebe“.

Nach den Angaben des Vortragenden übersteigt die Menge der auf einem Hüttenwerk für die metallurgischen Prozesse verbrauchten Luft die aller übrigen Rohstoffe; ihrer physikalischen und chemischen Beschaffenheit hat der Hüttenmann deshalb schon früh seine Aufmerksamkeit zugewandt. Während die Vorwärmung der Luft schon lange in ausgedehntem Maße Verwendung findet und man auch die Lufttrocknung schon in größerem Maße versucht hat, ist die Anreicherung mit Sauerstoff bisher über theo-



G. Bieber, Hamburg

Dr. phil., Dr.-Ing. e. h. Wilhelm Beumer

76 Jahre alt, wurde zum Ehrenmitgliede des Vereins ernannt

retische Erörterungen nicht wesentlich hinausgekommen. Von den vielerlei Möglichkeiten, sauerstoffangereicherte Luft zu erzeugen, sind praktisch nutzbar heute nur die Verfahren, die auf Verflüssigung der Luft mit nachfolgender Trennung des Stickstoffs und Sauerstoffs beruhen. Der Vortragende schilderte die Entwicklung dieser Verfahren, für die in Deutschland Linde, in Frankreich Claude bahnbrechend vorgegangen sind, und beschrieb dann ein neues Verfahren von Mewes, bei dem die Trennung unter Druck stattfindet und der entfallende Stickstoff zur Arbeitsleistung verwandt wird. Bei Verwendung auf Hüttenwerken ergeben sich hierbei ganz neue Bilder für die Energiewirtschaft. Heute kann Sauerstoff mit einem Arbeitsaufwand von 0,7 bis 1 PS je cbm Sauerstoff hergestellt werden; bei vorsichtiger Rechnung würden sich die Erzeugungskosten auf 2,75 Pfennig je cbm stellen, und es besteht Aussicht, die Kosten noch weiter herabzudrücken.

Der Vortragende ging weiter auf die Anwendungsmöglichkeiten bei den einzelnen Verfahren der Roheisen- und Stahlerzeugung ein und stellte in Wirtschaftlichkeitsberechnungen die Verfahren bei dem Betriebe mit atmosphärischer und mit sauerstoffangereicherter Luft einander gegenüber. Aus diesen Berechnungen geht hervor, daß bei dem Preis von 2,75 Pfennig je cbm Sauerstoff die Betriebskosten mit sauerstoffangereicherter Luft im allgemeinen höher sein würden als bei Betrieb mit atmosphärischer Luft. Deshalb müßte durch praktische Versuche erst erwiesen werden, daß aus der Anreicherung besondere betriebliche Vorteile erwachsen, um die Verwendung von sauerstoffreicher Luft zu rechtfertigen.

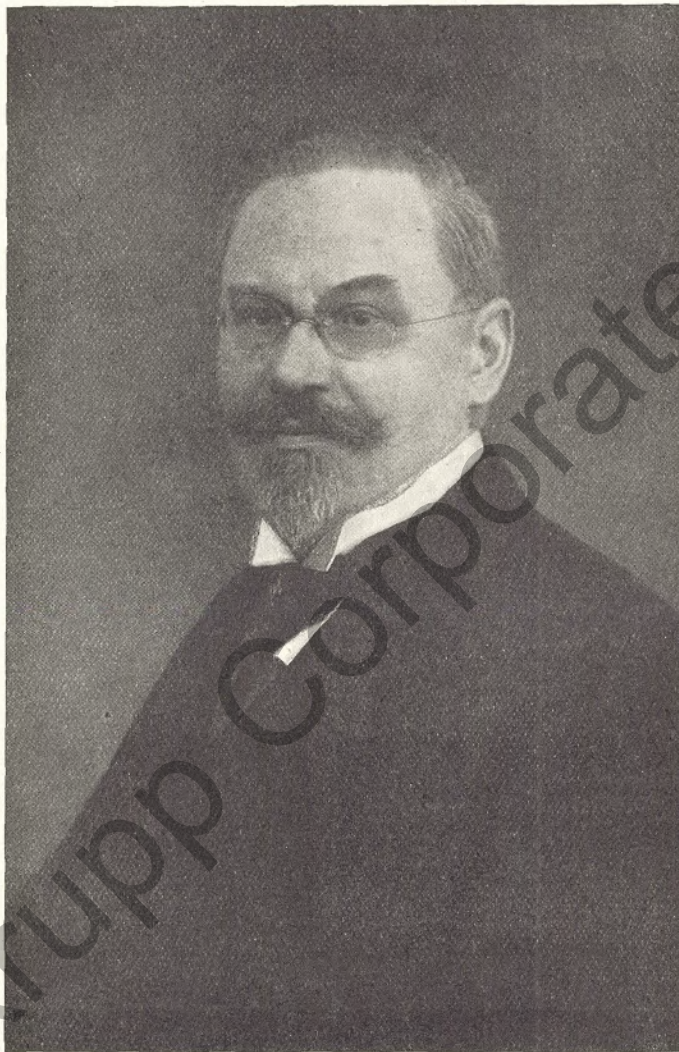
Hierüber kann nur der Versuch im Großen endgültige Ergebnisse zeitigen. Beim Thomasverfahren scheint man in beiden Fällen mit gleichen Kosten rechnen zu können. Weiter kann beim Siemens-Martin-Verfahren bei Einführung von Kohlenstaub ein Vorteil gegenüber der Beheizung mit Generatorgas erzielt werden, ferner dann, wenn man den mit sauerstoffreicher Luft betriebenen Siemens-Martin-Ofen als Ersatz für einen Elektrostaalofen verwenden kann. Hier sind aber manche, heute noch ungelöste Fragen zu beantworten. Man darf sich bei der Betrachtung der Möglichkeit der Verwendung von sauerstoffreicher Luft bei hütten technischen Verfahren nicht auf die heute üblichen beschränken, sondern es muß auch geprüft werden, ob aus den durch den Sauerstoffzusatz ge-

änderten Verhältnissen des Temperatur- und des Wärmehaushaltes sich nicht neue Verfahren ergeben können. Dabei wird auf das Windfrischverfahren verwiesen, bei dem vielleicht die Möglichkeit eines größeren Erzzusatzes sich ergeben kann.

Die Betrachtungen zeigen, daß, von welcher Seite man auch die Aufgabe ansieht, sich stets neue Fragen auftürmen sowohl in bezug auf die Erzeugung als auch auf die Verwendung von sauerstoffreicher Luft; ein noch undurchforschtes großes Gebiet ist durch Laboratoriums- und Betriebsversuche weiter zu bearbeiten.

Für den zweiten Teil der Hauptversammlung hatte das Düsseldorfer Stadttheater seine Pforten geöffnet. Im überfüllten Hause, in dem man fast alle markanten Charakterköpfe unserer großen Industrie- und Wirtschaftsführer sah, eröffnete wiederum der Vorsitzende, Generaldirektor A. Vögler, nach herzlicher Begrüßung der Mitglieder und Ehrengäste die Verhandlungen mit folgender Ansprache:

„Zur heutigen Tagung unserer diesjährigen, nach zweijähriger Pause stattfindenden Hauptversammlung entbiete ich allen Teilnehmern einen herzlichen Gruß. Besonders freue ich mich, auch eine große Anzahl von Gästen in unseren Reihen zu sehen. Ich begrüße die Vertreter der Staats- und Provinzialbehörden, der deutschen Reichsbahn und die Vertreter der Stadt Düsseldorf, in deren Mauern wir gastliche Aufnahme heute finden, mit Herrn Oberbürgermeister Dr. Lehr an der Spitze, die Professoren unserer Technischen Hochschulen und Bergakademien und der uns befreundeten wissenschaftlichen Institute,



Dr. mont. e. h. Otto Vogel, Düsseldorf
erhielt die Carl-Lueg-Denkmedaille

die Vertreter befreundeter Vereine und Verbände und die Vertreter der Presse, mit der zusammen zu arbeiten wir uns besonders angelegen sein lassen. Sehr erfreut sind wir, daß nach längerer Pause die Verhältnisse es unseren alten Freunden aus den Nachbarländern wieder erlaubt haben, heute in unserer Mitte zu erscheinen; unter ihnen heiße ich namentlich die Abgesandten der Vereinigung niederländischer Gießereien willkommen. Willkommen heiße ich besonders auch die Ehrenmitglieder, die unter uns weilen, und alle die Mitglieder, die in Wahrung unserer gemeinsamen vaterländischen Aufgaben in der verflossenen Zeit schwere persönliche Opfer auf sich genommen haben. In diesem Sinne sei ein besonders herzlicher Gruß unserem Ehrenmitgliede

Herrn Krupp von Bohlen und Halbach entboten. Gestatten Sie mir, daß ich eingangs einige allgemeine Mitteilungen über die Entwicklung und den Verlauf der Arbeiten im Verein deutscher Eisenhüttenleute mache, wobei ich noch insbesondere auf den eingehenden Geschäftsbericht, wie er in „Stahl und Eisen“ veröffentlicht wird, hinweise.

Die Mitgliederzahl ist mit 6030 etwas zurückgegangen. Wahrscheinlich haben neben wirtschaftlichen Verhältnissen auch unsere sehr verschärften Aufnahmebedingungen, die in erster Linie dahin zielen, wirklich nur mit dem Eisenhüttenwesen im engsten Zusammenhang stehende Mitglieder aufzunehmen, veranlaßt, daß der Zugang nicht ganz dem Abgang entspricht.

Aus dem an Zahl leider großen Kreis von Mitgliedern, die der Verein durch den Tod verloren hat, sind wieder viele Mitglieder zu nennen, die an führender Stelle der Industrie gewirkt oder sich besondere Verdienste um den Verein und seine Zeitschrift erworben haben. Es sind das u. a. aus der immer kleiner werdenden Zahl der Mitbegründer des Vereins C. Diesenthaler, Leopold Gildemeister, J. Lüders, H. Majert, Josef Masfenez und Wilhelm Schulte. Aus der Reihe der im übrigen verstorbenen Mitglieder beklagen wir weiter insbesondere den Heimgang von Theodor von Bauer, Theodor Becker, Paul Gasch, Bernhard Grau, Karl Gravemann, Alexander von Gumbert, Rudolf Hartwig, Friß Haumann, Emil Lange, Hugo von Noot, Reinhard Poensgen, Heinrich Schmitz, Hugo Stinnes und Heinrich Thomée. Ihnen und allen sonstigen Mitgliedern, die von uns gegangen sind, werden wir dauernd ein ehrendes Andenken bewahren.

Das Arbeiten und Wirken des Vereins ist trotz des ungeheuren Geschehens der letzten Jahre im allgemeinen unverändert geblieben. Insbesondere kann ich mit einer gewissen freudigen Genugtuung feststellen, daß die Stürme der letzten Jahre die Geschlossenheit und Einheit der Gesinnung bei den deutschen Eisenhüttenleuten nicht haben stören können.

Nach der sachlichen Seite hin gibt die Vereinszeitschrift „Stahl und Eisen“ den besten Überblick über unser Schaffen. Zwar hat ihr Gesicht sich im Laufe der Jahre erheblich gewandelt, der ursprünglich zwanglose Inhalt wurde im Laufe der Jahrzehnte immer mehr auf das eigentliche Arbeitsgebiet beschränkt, unter steter Berücksichtigung der Grenzgebiete der ganzen Technik. Krieg und Nachkriegszeit haben den Umfang zunächst zusammenschrumpfen lassen. Heute verzeichnen wir wieder den Höchststand der früheren Zeit. Aber nicht nur ihr Umfang, auch der Inhalt der Zeitschrift ist vom Wandel der Zeiten nicht unberührt geblieben. Die letzten Jahrgänge vor dem Kriege bringen in reicher Zahl Beschreibungen und Abbildungen von Neueinrichtungen und Neuanlagen. Diese Berichte sind stark zurückgetreten gegenüber den

Arbeiten betriebstechnischer Art und vor allem gegenüber den Untersuchungen der Materialkunde, soweit sie auf Anwendung wissenschaftlicher Forschungsmethoden beruhen. Neben der Zeitschrift erscheinen seit mehreren Jahren die Berichte unserer Fachausschüsse. Sie bilden den Niederschlag der Besprechungen in den einzelnen Fachausschüssen. Sie wissen, daß der erste Anlaß zur Bildung der Fachausschüsse die wachsende Teilnehmerzahl bei den Hauptversammlungen gewesen ist. In einem Gremium von 1000 und mehr Köpfen ist eine Diskussion naturgemäß ausgeschlossen, man kann nur im Großen Bericht erstatten. Das Arbeiten in den Fachausschüssen hat einen solchen Umfang angenommen und das Interesse hieran ist so stark, daß die einzelnen Sitzungen eine Teilnehmerzahl von 100 bis 200 Mitgliedern aufweisen. Da das Arbeiten in dem einzelnen Fachgebiet ein weitgehendes Eindringen in Einzelfragen voraussetzte, mußten wir dazu übergehen, für die Bearbeitung solcher Einzelaufgaben wiederum neue Unterausschüsse einzusetzen.

In der letzten Zeit ist für die Durchführung spezieller Aufgaben die Organisation noch weiter ausgebaut worden, indem die Geschäftsführung an ihrer Lösung durch Anregung, Anleitung und Sammlung mit Hilfe besonders hierzu eingesetzter Persönlichkeiten unmittelbar mitarbeitet. Ich weise in erster Linie auf unsere Wärmestelle und die ungewöhnlichen Erfolge gerade ihrer Arbeit hin, die

volle Berechtigung unseres Vorgehens erweisen. Für die Untersuchung an Blockstrahlen ist der Walzwerksauschuß ähnliche Wege gegangen, und wir sehen in der Geschäftsführung die Notwendigkeit, sehr bald weitere Unterteilungen auf verschiedenen Gebieten vornehmen zu müssen. So beschäftigt uns sehr die Aufgabe, wie wir an unserm Teil zur Lösung der Arbeiterfragen mitwirken können. Wir beabsichtigen insbesondere, uns der Lehrlingsausbildung und damit der Erziehung eines brauchbaren Nachwuchses für unsere Eisen- und Stahlbetriebe anzunehmen. Sie werden sich des einleitenden Vortrages erinnern, den wir auf diesem Gebiet im vergangenen Jahr veranlaßt haben. Wir hoffen, Ihnen bald geeignete Vorschläge für den weiteren Ausbau dieses Gedankens unterbreiten zu können. Es liegt auf der Hand, daß in den Fachausschüssen in erster Linie der vorgeschrittene Hüttenmann zu seinem Rechte kommt. Es bleibt die Aufgabe noch offen, die jüngeren, eben von der Hochschule kommenden Kräfte zu erfassen und vorzubilden. Es ist sehr schwer, seitens der Geschäftsführung nach dieser Richtung hin etwas Wirkames zu tun. Ich kann nur auf meinen Vorschlag in Hagen zurückgreifen und nochmals darauf hinweisen, daß es Aufgabe der Werke sein muß und ihrer Vertreter in den Fachausschüssen, die jungen und jüngsten Kollegen auf den Werken in geeigneter Weise zu den Arbeiten mit heranzuziehen.

Es liegt im Geist dieser Ausführungen, wenn ich einige Worte auch über die werdenden Fachgenossen sage. Wir fordern von unseren Hochschulen in erster Linie



Carl-Lueg-Denkmünze

die alljährlich einmal für hervorragende Verdienste um das deutsche Eisenhüttenwesen verliehen wird

eine vertiefte wissenschaftliche Ausbildung in den Naturwissenschaften, vor allem in den physikalischen und chemischen Grundlagen unseres Faches. Der metallurgischen Durchbildung muß, gerade bei unseren heutigen Verhältnissen, erhöhte Bedeutung zugemessen werden. Im Vergleich mit den zahlreichen Instituten der Chemie ist die Zahl der eisenhüttenmännischen Lehr- und Forschungsstätten gering zu nennen. Wir richten die dringende Bitte an die Staaten, diese Anstalten wenigstens voll arbeitsfähig zu erhalten. Ich will hier nicht einer Vermehrung der Zahl der Studierenden das Wort reden. Ganz im Gegenteil bereitet uns ihre dauernd wachsende Zahl nach dem Kriege ernste Sorge. Ist doch die Zahl der Eisenhütten-Studierenden trotz des Verlustes großer Gebiete der Eisen- und Stahlerzeugung fast auf das 1½-fache gestiegen. Ein Ausgleich liegt nur in der gegen früher wesentlich vertieften wissenschaftlichen Art der Betriebsführung, die eine größere Anzahl wissenschaftlich gebildeter Beamter mit sich bringt. Wir glauben aber doch, an dieser Stelle die Blicke der Allgemeinheit auf die sehr ungünstigen Aussichten für Studierende der Technik im allgemeinen und des Eisenhüttenfaches im besonderen hinlenken zu sollen.

An literarischen Unternehmungen habe ich noch kurz auf einige Arbeiten des Verlages „Stahleisen“ hinzuweisen. Die neueste Auflage der „Gemeinsächlichen Darstellung des Eisenhüttenwesens“ ist, wie alle vorhergehenden, ein voller Erfolg gewesen. Die letzte Neuerscheinung ist die auf Anregung von Paul Reusch in Angriff genommene „Geschichte des Eisens“. Herr Dr. Johannsen, der Bearbeiter des Werkes, hat nach dem Urteil der berufensten Fachgenossen eine geradezu vorbildliche Arbeit geleistet. Ihm sei auch an dieser Stelle hierfür herzlichster Dank gesagt.

Nachdem ich die regelmäßigen Arbeiten des Vereins vor Augen geführt habe, darf ich noch kurz einzelne Aufgaben, die uns in der Zukunft beschäftigen werden, herausgreifen. Ich habe hier in erster Linie der Arbeiten zu gedenken, die auf eine Verbesserung unserer Brennstoffe hinzielen. Bei der überragenden Bedeutung, die diese — ich erinnere nur an den Koks — für die Eisenhüttenwerke haben, hegen wir die Hoffnung, daß es uns, wie bei der wärmetechnischen Durchbildung unserer Betriebe, gelingen wird, Ersparnisse zu machen, die wie dort in die Millionen gehen werden. Wir hoffen, im engen Zusammenarbeiten mit unseren Freunden aus der Bergindustrie dieses Ziel in nicht zu langer Zeit erreichen zu können.

Auch mit den Qualitätsfragen im eigenen Lager werden wir uns weiter beschäftigen müssen. Die Werkstoffnormen für Stahl, die als eine Fortsetzung der früher geleisteten Arbeiten, der Vorschriften für Eisen und Stahl, aufzufassen sind, sind zu einem wesentlichen Teile abgeschlossen. Bei diesen Arbeiten sind die alten Grundlinien maßgebend gewesen, daß in erster Linie mangelhafte Lieferungen scharf erkannt und dementsprechend abgelehnt werden können. Auf der anderen Seite müssen auch die Verbraucher ihre landläufigen Forderungen den technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten anpassen. Solche Arbeiten können nie als Abgeschlossenes betrachtet werden, sie werden immer den Änderungen, die der Stand der Technik mit sich bringt, unterworfen sein. Der Sinn für Qualität kann nicht stark genug geweckt werden. Einmal aus Absatzgründen. Im Wettkampf um die Märkte der Welt wird die Qualitätsarbeit immer besser gestellt sein. Das Arbeiten auf Qualität ist aber zugleich

ein Erziehungsfaktor, der weit über den Rahmen der einzelnen Industrien hinaus für die ganze Nation Bedeutung haben kann.

Schließlich, glaube ich, ist es am Platz, noch ein Wort zu den Unfallsziffern, die in ihrer absoluten Zahl immer noch betrübend hoch sind, zu sagen. In den meisten Fällen ist die Schuld nicht auf Mängel der maschinellen Einrichtung oder auf ungenügende Sicherheitseinrichtungen zurückzuführen. Es ist vielmehr in erster Linie Unachtsamkeit und Sorglosigkeit die Ursache. Man könnte hieraus schließen, daß die weitere Verfolgung dieser Dinge nicht mehr in der Hauptsache die Arbeit des Unternehmers sei. Schon der Hinweis auf das unsagbare Unglück, das tagein, tagaus in zahlreiche Familien getragen wird, genügt, um uns eindringlich vor Augen zu führen, daß bei unserer Erziehungsaufgabe anfangend, bei der Lehrlingsausbildung, gerade diesem Punkt erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden muß. Unsere Kollegen, die aus Amerika zurückkommen, berichten von einem ganzen System von Sicherheitskreuzzügen, die man dort organisiert hat. Von den Dächern, von den Mauern, ja, aus den Rasenplätzen schreit einem ein „Sichere dich“ entgegen. Wir sind zu dem Entschluß gekommen, diesem Gebiet, wenn es auch den eigentlichen Arbeiten des Vereins ferner steht, erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wenn man so rein sachlich einen Bericht vor einer Hauptversammlung zu erstatten hat, könnte es erscheinen, als ob Zeiten friedlichster Arbeit hinter uns lägen. Doch schon die Tatsache, daß zum ersten Male seit Bestehen des Vereins im vergangenen Jahre unsere Hauptversammlung ausfallen mußte, weist auf das Gegenteil hin. In der Tat sind die beiden zurückliegenden Jahre jedenfalls für uns hier im Westen wohl mit die stürmischsten des ganzen kritischen Jahrzehnts gewesen. Es waren zwei Jahre, gedrängt voll von innen- und außenpolitischen Ereignissen und Erlebnissen. Als wir im November 1922 uns hier versammelten, hatten wir schwerste innere Wirren und die hemmungslose Flut der Inflation vor Augen. Die europäische Politik stand noch ganz unter machtpolitischen Zwangsvorstellungen. Das damalige Kabinett Wirth hatte, um die völlige Zerrüttung der deutschen Mark zu verhindern, den Antrag auf ein dreijähriges Moratorium bei der Reparationskommission gestellt, zu gleicher Zeit aber Maßnahmen angekündigt, die eine Erhöhung des Wirkungsgrades der Arbeit bedingten, um so zu einer Erzeugungssteigerung und damit zu einem Ausgleich der Handelsbilanz zu kommen. Die Parteien der Linken entzogen sich diesen Konsequenzen, und das Kabinett trat zurück. In diesen Tagen fand hier unsere Hauptversammlung statt, und es schien mir damals geboten, die deutschen wirtschaftlichen Fragen nach außen- und innenpolitischen Gesichtspunkten an Hand von Bildern und Zahlen vor Augen zu führen. Das Verhältnis von Bodenertrag und Industrieproduktion, die unheilvollen Wirkungen der Zwangswirtschaft, die gewaltigen Verschiebungen des Innen- und Außenhandels durfte ich Ihnen zeigen, um hieran die Bedeutung des organischen Wachstums der deutschen Wirtschaft nachzuweisen, und schließlich daraus die Folgerung zu ziehen, daß weder der deutsche Sozialismus noch der französische Imperialismus in der Lage seien, mit ihren Zwangsmaßnahmen die Wirtschaft ertragreich zu gestalten. Ich führte damals aus: Die Voraussetzung für eine Gesundung der ganzen Weltwirtschaft ist die Gesundung Europas. Alle Länder, auch Amerika, werden eine gesunde europäische Wirtschaft auf die Dauer nicht entbehren können. Nicht

die schweren Kriegsschäden sind die Hauptursachen, es ist vielmehr die brutale und verständnislose Machtpolitik der Nachkriegszeit, die der wirtschaftlichen Entwicklung des Festlandes Gewalt antut und die politischen Umwälzungen in dauernde wirtschaftliche zu überführen sucht.

Wenige Wochen nach unserer Sitzung wurde diese Gewaltpolitik durch die Ruhrbesetzung gekrönt. Damit begann aber auch der Umschwung. Der Widerstand hier an Rhein und Ruhr hat, ganz abgesehen von seiner sittlichen Selbstverständlichkeit, die Wirkung gehabt, unsere Gläubiger zur Besinnung zu rufen und sie erkennen zu lassen, daß der bisherige Weg nur weitere Vernichtung an Werten bedeutet. So ist auch wohl das Wort des General Dawes zu bewerten, daß es ohne die Ruhrbesetzung nicht zum Dawes-Bericht gekommen wäre.

Es liegt nicht in meiner Absicht und fällt aus dem Rahmen der allgemeinen Betrachtung an einem Tage wie dem heutigen heraus, auf den Ruhrkrieg näher einzugehen. Wenn aber heute der bei weitem größte Teil des deutschen Volkes und wenn seine berufenen Regierungen und Vertretungen in dem Dawes-Bericht den ersten Wendepunkt zum Guten sehen, so ist es doch wohl am Platze, an dieser Stelle die Frage einmal aufzuwerfen, wem es denn zu verdanken ist, wenn nach Abbruch des Ruhrkampfes ein ganzes Jahr Zeit gewonnen wurde, um den Dawes-Bericht reifen und zum Abschluß gelangen zu lassen. Das ist in erster Linie das Verdienst der rheinisch-westfälischen Industrie, die den Kopf für die Micumverhandlungen hinhalten mußte, eine Politik, die zuerst von gewissen Kreisen der eigenen Landsleute als Vaterlandsverrat gekennzeichnet worden ist. Man wird ein Gefühl der Bitterkeit nicht los, wenn man heute, wo ein gewisser Abschluß dieser Zeitperiode erreicht ist, an den Verlauf der letzten Jahre zurückdenkt. Wir verlangen gewißlich keine Dankbarkeitsbeweise, wohl aber eine gerechte Einschätzung der ungeheuren persönlichen und materiellen Opfer, welche die Leute an Rhein und Ruhr zum Besten der Allgemeinheit getragen haben.

Wenn ich vorhin ausführte, daß ein gewisser Abschluß erreicht sei, so entsteht die Frage, was ist denn erreicht? Sind die außenpolitischen, wirtschaftlichen, geldlichen und schließlich nicht zuletzt die sozialen Fragen soweit geklärt, daß wir auf eine ruhige, feste, wenn auch schwere Weiterentwicklung rechnen können? Gerade wir als Eisenhüttenleute müssen uns bei der Eigenheit unserer Betriebe immer von neuem fragen, ob die Grundlagen der ungestörten Weiterarbeit gegeben sind.

Will man unter diesem Gesichtspunkt den Dawes-Bericht und die Londoner Abmachungen kennzeichnen, so kann gesagt werden, sie enthalten die Darlegung einer Zahlungsweise und geben Richtlinien für ein großes wirtschaftliches Experiment an. Dieses Experiment lautet: Man stabilisiere die deutsche Währung, balanciere den deutschen Staatshaushalt, lege Obligationsschulden auf die deutsche Industrie und die deutsche Reichsbahn, lasse das deutsche Volk arbeiten und versuche nun, ob sich jährlich 2½ Milliarden abdestillieren lassen. Man kann es vielleicht als begrüßenswert erachten, daß man die Theorie endloser Milliarden-Forderungen zugunsten des Probierens aufgegeben hat; man muß auch anerkennen, daß der Versuch durch Einschaltung gewisser Vorbedingungen, wie Anleihen und Schonfristen, und durch die Wiederherstellung der staatlichen und wirtschaftlichen Selbstverwaltung theoretische Möglichkeiten für sich hat.

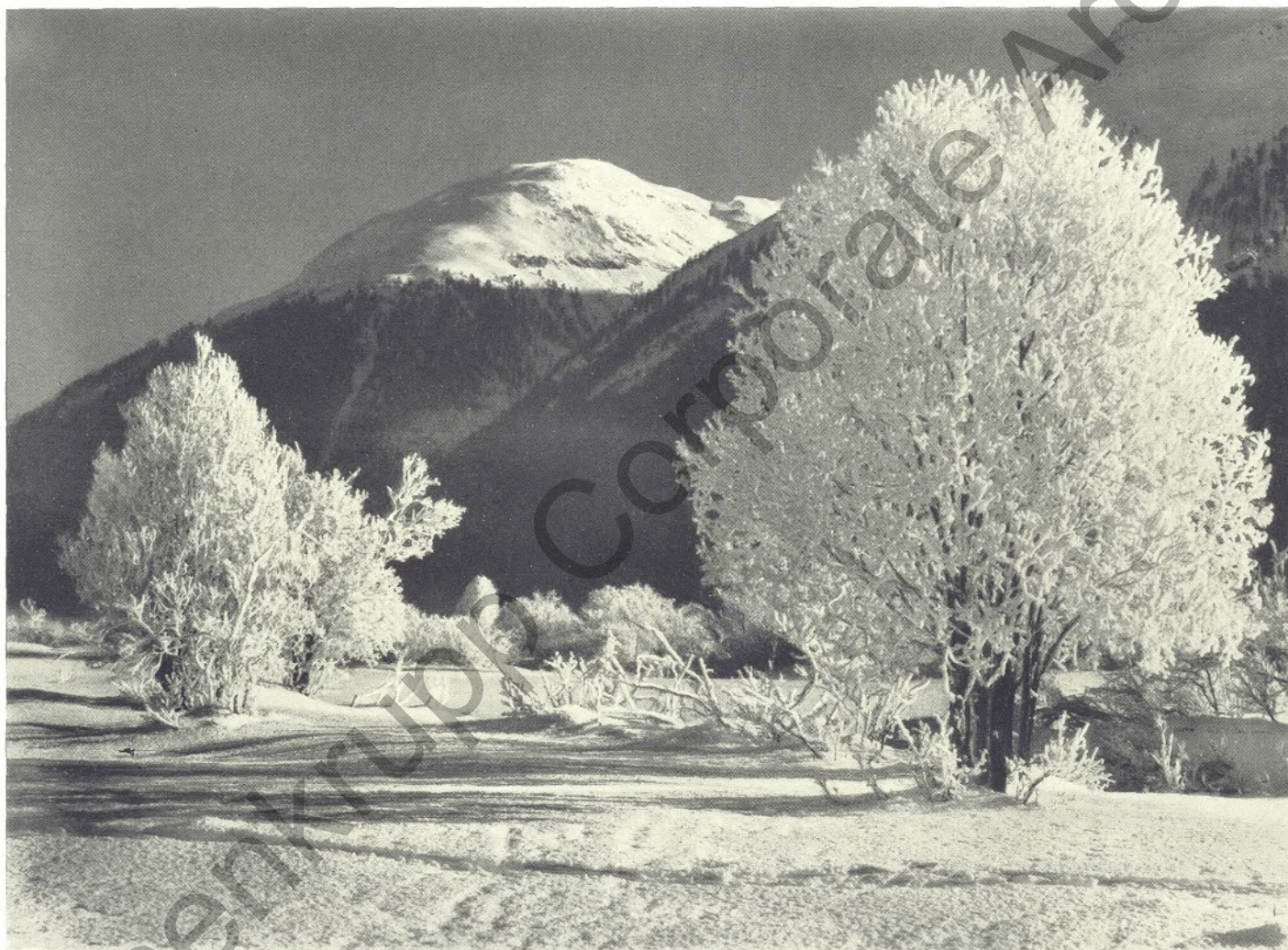
Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen: Das Londoner Abkommen ist doch nur eine Methode. Es bedeutet

keine Regelung unserer Verpflichtungen, es ist der erste Schritt zum Wiederaufbau.

Die Erkenntnis ist allmählich gereift, daß nur aus Ausfuhr-Überschüssen gezahlt werden kann. Man scheut sich aber, die Folgerungen aus dieser Tatsache zu ziehen. So fehlt auch in dem Londoner Abkommen jeder Hinweis auf die Regelung der handelspolitischen Beziehungen. Soweit die einzelnen Kontrahenten selbständig vorgehen, sehen wir, daß überall schärfste Kampfmaßnahmen ergriffen werden. Wie eine chinesische Mauer ziehen sich die Schutzzölle durch die europäischen Länder dahin. Und doch ist eine gemeinsame und umfassende Erneuerung der Zoll- und Handelspolitik die dringlichste wirtschaftliche und politische Aufgabe der nächsten Zeit. Ich betone ausdrücklich, daß es sich um eine schwere politische Aufgabe handelt, denn es gilt hier, auf alten Gegensätzen beruhende Vorstellungen aus dem Wege zu räumen, um auf eine vollständig neue Grundeinstellung zu kommen. Es muß die Einsicht auch bei diesen Verhandlungen vorliegen, daß ein so ungeheures Unglück, eine so verhängnisvolle Vernichtung von Werten, wie ein Weltkrieg sie mit sich bringt, ganz andere handelspolitische Gesichtspunkte und Maßnahmen zur Folge haben muß, als sie in der Vergangenheit üblich waren. Es muß, mit einem Wort gesagt, der veränderten Lage Rechnung getragen werden, die an Stelle der früheren gegensätzlichen Belange das gemeinsame Interesse am europäischen Wiederaufbau in den Vordergrund stellt. So sehe ich eine zweite Konferenz heranziehen, die eine Ergänzung der Londoner Abmachungen, einen handelspolitischen Dawes-Bericht, im Sinne der obigen Ausführungen mit sich bringen wird, der uns fair play auf dem Weltmarkt geben muß. Diese kommende Konferenz wird vor ähnlichen Schwierigkeiten stehen wie die erste; und doch, auch sie wird zu einem befriedigenden Abschluß kommen müssen, wenn nicht das ganze, jetzt begonnene System zusammenbrechen soll. Daß ein ausgesprochenes Schutzollsystem für die europäische Wirtschaft falsch ist, liegt auf der Hand. Die wirtschaftlichen Depressionen und in ihrem Gefolge die Arbeitslosigkeit sind kein Problem mehr des einzelnen Staates. Nicht in Zollmauern, sondern in Erleichterung des wirtschaftlichen Verkehrs von Land zu Land liegt die Lösung. Aber auch rein technisch gesprochen sind die heutigen Staaten über das Erziehungsalter ihrer Industrien hinaus. Nur da werden hohe Zölle am Platze sein, wo einschneidende geographische Verhältnisse völlig verschiedene Grundlagen geschaffen haben.

Wenn ich einer Erleichterung der wirtschaftlichen Beziehungen von Land zu Land das Wort rede, so ist es selbstverständlich, daß diese nur Zug um Zug erfolgen kann. Einer einseitigen handelspolitischen Abrüstung werden wir uns auf das schärfste widersetzen. Wir wollen nicht, daß Deutschland der Ablagerplatz für die Übererzeugung der anderen Länder wird.

Noch einer anderen deutschen Frage ist man in London aus dem Wege gegangen. Man hat sorgfältig vermieden, die Höhe der deutschen Schulden ziffernmäßig festzulegen. Damit würden aber die ganzen ungeheuren deutschen Zahlungen bis zum Dawes-Bericht null und nichtig gemacht werden. Es kann uns aber doch wirklich nicht gleichgültig sein, ob diese Leistungen, die selbst amerikanische Schätzungen auf über 25 Milliarden angeben, als nicht geschehen zu betrachten sind. Der Grund der Nichtregelung dieser Seite des Nachkriegsproblems liegt wohl in erster Linie darin, daß damit zu gleicher Zeit



Winterzauber
im Oberengadin

Phot. Albert Steiner, St. Moritz

auch die Frage der Festsetzung der interalliierten Kriegsschulden hätte angefaßt werden müssen. Unsere ebenfalls verschuldeten interalliierten Gläubiger werden sich darüber klar sein müssen, daß nur unter ganz besonders günstigen Umständen die erhofften Summen erbracht werden können, Umstände, die zum großen Teil außerhalb unserer eigenen Machtsphäre liegen. Die wirtschaftliche Lage in den Gläubigerstaaten ist, ebenso wie bei uns, alles andere als geklärt. Es liegt hier eine allen europäischen Ländern gemeinsame Lage vor, die aber, so kann man hoffen, auch gemeinsame Interessen erwecken wird. Es wird so oft versucht, die europäischen Verhältnisse mit den amerikanischen zu vergleichen. Meines Erachtens ist dies einfach unmöglich. Die wirtschaftlichen Verhältnisse und vor allem die finanzielle Lage in der Nachkriegszeit hüben und drüben sind so grundverschieden, daß jeder Vergleich ausgeschaltet wird. Vorläufig stehen den Vereinigten Staaten von Amerika nur die vereinigten verschuldeten Staaten von Europa gegenüber.

Zusammenfassend darf ich nochmals hervorheben, daß die gemeinsamen Belange Europas auf das eine Ziel gerichtet sein müssen, die Steigerung der Produktivität mit allen Mitteln zu fördern. Sieht man sich nun die Londoner Abmachungen daraufhin an, ob sie schon produktiv wirken können, so ist ohne weiteres anzuerkennen, daß durch die Beseitigung der auf Drohungen und Erpressungen beruhenden Gewaltspolitik, welche die völlige Zerrüttung eines 60-Millionen-Volkes zur Folge hatte, eine Vereinigung in produktivem Sinne erfolgt ist.

Ich erwähnte aber schon, die Abmachungen sind nur ein Rahmen, es kommt darauf an, diesen jetzt mit lebendiger Produktivität zu erfüllen. Hier sehe ich aber noch keine Ansätze. Es fehlen die großen führenden Gedanken. Es liegt eine tiefe Tragik darin, daß einer der wenigen Männer, die in ihrem ganzen Ausmaße dazu angetan waren, produktive Möglichkeiten, die über die Grenzen des eigenen Landes hinausgingen, zu ergründen, in dem Augenblick sterben mußte, als sich das gesamte europäische Problem in erster Linie zu einem wirtschaftlichen verdichtete. Der Schöpferkraft von Hugo Stinnes wäre es vielleicht gelungen, der Lage den entscheidenden und dauernd starken Impuls zu geben.

Ein schönes Wort in wenig schönem Deutsch sagt: „Konjunktur ist, woran alle glauben“. Man soll sich aber doch klar machen, daß Konjunkturen nach einem fünfjährigen Kriege, in dem die Länder der Welt sich um rund 200 Milliarden Goldmark geschwächt haben, selbst beim stärksten Glauben kaum möglich sind. Vielleicht aber glauben es uns jetzt auch unsere schärfsten Widersacher, daß die sogenannten Konjunkturen der letzten Jahre in Wirklichkeit traurige Scheinblüten waren. Die Goldbilanzen der letzten Monate zeigen es zur Genüge. Kann man aber auch keine Konjunktur heraufzaubern, so soll man jedenfalls den Versuch machen, die Grundlagen hierfür zu schaffen. Das bedeutet in erster Linie, die Hindernisse der Handelspolitik zu beseitigen. Weiter aber muß daran gearbeitet werden, daß gegenseitiges Vertrauen wieder einzieht. Dann ergeben sich von selbst die geschäftlichen Möglichkeiten. Schließlich wird man versuchen müssen, die wirtschaftlichen Kräfte über den nationalen Rahmen hinaus zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufassen. Es ist in diesen letzten Wochen sehr viel von großen Weltkräften, insbesondere der Montanindustrie, gesprochen worden. Wir stehen gar nicht an, auszusprechen, und ich glaube im vorübergehenden die Begründung hierzu gegeben zu haben, daß wir inter-

nationale wirtschaftliche Verständigung für wünschenswert halten. Es ist dabei selbstverständlich, jedenfalls für die Eisen- und Stahlindustrie, daß solche Abmachungen die heimischen weiterverarbeitenden Industrien nicht schädigen dürfen. Eine Industrie, die mit 80 % ihrer Erzeugung auf den Inlandsmarkt angewiesen ist, würde sich sonst selbst den bekannten Aft absägen. Sehen wir uns die Lage der Eisen- und Stahlindustrie an, so erkennen wir, daß einer Höchstherzeugung an Roheisen und Flußstahl im Jahre 1913 von 74 344 000 bzw. 74 670 000 Tonnen eine solche von 66 953 000 bzw. 72 898 000 Tonnen im Jahre 1923, also nach einem Zeitraum von 10 Jahren, gegenübersteht. Wenn Sie weiter berücksichtigen, daß in dem Jahrzehnt vor dem Kriege der Zuwachs in der Eisen- und Stahlerzeugung etwa 70 % betragen hat, so werden Sie auch bei Berücksichtigung des Weltkrieges mir recht geben, daß von einer Überproduktion nicht gesprochen werden kann. Es wird also darauf ankommen, in erster Linie Absatzmöglichkeiten neu zu schaffen. Mit einer Verschärfung des Wettbewerbes um die geringer gewordenen Weltmärkte ist es nicht getan. Es muß vielmehr der ganze europäische Produktions- und Verkehrsapparat wieder belebt, erneuert und, wenn zugänglich, erweitert werden. Dazu bedarf es großer langfristiger Anleihen, Kapitalien. Das aus Europa herausgezogene Kapital kann an anderen Stellen der Welt nicht verwertet werden. Es würde dies ein Tempo der Entwicklung der anderen Erdteile voraussetzen, das durch die Natur der Dinge ausgeschlossen ist. Dagegen ist in Europa, wo es sich aber nicht in erster Linie um Neuentwicklungen, sondern um Neubelebungen handelt, die Möglichkeit und Notwendigkeit langfristiger Investitionen gegeben. Man läßt sich zu gern durch den Begriff Weltmarkt über die Bedeutung des europäischen Marktes täuschen und vergißt immer wieder, daß neben der bedeutenden Innenwirtschaft Europa auch mit 60 % des ganzen Welthandels allen Erdteilen weit voran war. Betrachten wir das europäische Wirtschaftsgebiet, so sehen wir in dem ganzen landwirtschaftlichen Osten und Südosten eine völlige wirtschaftliche Lähmung. Die stark industrialisierte Mitte ist ohne jede Kapitalkraft und hat bei starker Verarmung einen stark eingeschränkten Verbrauch. In den übrigen Ländern ein Stocken der Wirtschaft und des Handels. Lähmung der Landwirtschaft auf der einen Seite und dadurch verringerter Absatz der Industrieerzeugnisse auf der andern Seite. Das ist die Lage. Man kann nicht oft genug darauf hinweisen, daß der Begriff der Wirtschaft, auf die einfachste Formel gebracht, den Austausch landwirtschaftlicher Produkte gegen Industrieerzeugnisse bedeutet. Die Wiederbelebung landwirtschaftlicher Produktion in Europa wäre nun wohl wesentlich leichter, wenn es sich im Osten, der in erster Linie in Frage kommt, um eine rein wirtschaftliche Angelegenheit handelte. Die russische Frage ist aber nicht rein wirtschaftlich anzufassen.

Was für Europa im ganzen gilt, gilt aber auch für Deutschland. Es wird viel zu wenig beachtet, wie sehr der deutsche Inlandsmarkt von einer kaufkräftigen Landwirtschaft abhängig ist. Es ist von größter Bedeutung für die Lage der Industrie, wieviel die 25 Millionen betragenden deutschen Landbewohner kaufen können. Es ist dies viel entscheidender als die Lage auf dem Ausfuhrmarkt. Gerade hier im Kreise der Eisenindustrie, also des Erzeugnisses, das an der Ausfuhr immer am stärksten beteiligt war, komme ich nicht in Gefahr, falsch aufgefaßt zu werden, wenn ich hervorhebe, daß

die Bedeutung der Ausfuhr im Verhältnis zur deutschen Gesamtwirtschaft leicht überschätzt wird. Der Ruf, Deutschland muß ausführen, fängt an, ganz falsche Darstellungen in den Köpfen hervorzurufen. Ich stimme durchaus denjenigen zu, die nicht in einer Forcierung der Ausfuhr, sondern in einer Erstarkung des Inlandmarktes das wünschenswerte Ziel sehen. Es ist viel leichter, wirtschaftlich und politisch gedacht, die Handelsbilanz durch verringerte Einfuhr zu verbessern, denn durch verstärkte Ausfuhr. Da bei diesen Dingen die Frage der Landwirtschaft eine so überragende Rolle spielt, haben wir Herrn Wambold gebeten, uns heute über die Wechselbeziehungen zwischen Industrie und Landwirtschaft ein ernstes Wort zu sagen. Gerade vom eisenindustriellen Standpunkt aus ist für uns eine starke Durchbildung der landwirtschaftlichen Technik von größter Wichtigkeit. In der weiteren Entwicklung der Technik liegt überhaupt unsere größte Hoffnung auf die Überwindung von Kriegs- und Nachkriegszeit. Auf allen Gebieten künden sich eine Fülle neuer Aufgaben an, die Ausnutzung der Kohle, die Übertragung des Stromes steht noch in den Anfängen. Die Mobilisierung der mechanischen Kräfte wird noch einen gewaltigen Umfang annehmen. Flugverkehr und Rundfunk werden die Erdteile immer mehr einander nähern, und die Auswirkungen der angewandten Technik werden sich in eine billigere und leichtere Lebenshaltung umsetzen. Es hat wohl noch nie ein Zeitalter mehr Freude an der Technik gehabt als das unsrige. Ich glaube, die Massen fühlen instinktiv, daß hierin die einzigste Rettung aus ihren Drangsalen liegt. Immer und immer wieder ist von uns gepredigt worden, daß auch die soziale Frage eine Erzeugungsfrage ist. Die schöpferische Kraft der Technik und der Druck der Massen wirken so in derselben Richtung. Sie werden Politik und Wirtschaft zwingen, produktiver zu werden. Der Lebenswille der Deutschen von heute ist ungebrochen. Nach zehnjährigen Kriegs- und Nachkriegsleiden will jeder wenigstens die Zuversicht haben, daß ihm das Leben noch etwas zu geben hat. Die Älteren und Alten sind zu sehr mit den Hypothesen einer glänzenden Vergangenheit belastet, um sich in diesen unruhigen Zeiten mit ihren dringenden Fragen und ihren großen Aufgaben hineinzufinden. Das junge Geschlecht aber muß sich dessen bewußt sein, daß große Lasten nur getragen werden können, wenn die Muskeln sich straffen und alle nach derselben Richtung ziehen. Das heißt, wirtschaftlich gesprochen, alle Mittel sind anzuwenden, die zu einer gesteigerten Produktivität führen können. Sie mögen das Problem betrachten, von welchem Standpunkt Sie immer wollen, von der Technik her, vom Dawes-Bericht, von der sozialen Frage, von der nationalen Frage der Wiedergewinnung unserer Freiheit, es ist uns allen zunächst die eine Linie vorgezeichnet, produktiver zu werden. Man mag das bedauern. Es sind nicht die Schlechtesten unter uns, die eine Rückbildung der Industrialisierung und damit eine Vereinfachung, Verlangsamung und Vertiefung des Lebens wünschen. Aber die tatsächliche Lage läßt leider nur diesen einen Ausweg. Die Menschen, die auf Grund einer 50 jährigen wirtschaftlichen Blüte der Wirtschaft geboren sind, sind da und wollen leben. Auf der andern Seite ist das nationale Betriebskapital verlorengegangen. Neues Kapital aber kann nur beschafft werden mit gesteigerter Intensität der Wirtschaft. In den letzten Monaten hat die Kohlen- und vor allem die Eisenindustrie die Preise ihrer Erzeugnisse immer weiter zurückgeschraubt. Die Welt-

marktpreise sind weit unterschritten. Bei den Stahlerzeugnissen sind die Friedenspreise erreicht. So stand, um nur eine Zahl herauszugreifen, einem Stabeisenpreise von 110 Mk. für die Tonne im Durchschnitt der letzten zehn Friedensjahre im Oktober dieses Jahres ein solcher von 105 Mk. gegenüber. Ein solcher Stand ist nur zu halten, wenn zugleich ein allgemeines Sinken des Lebensindex einsetzt. Das Gegenteil ist eingetreten. Steigende Löhne, steigende Preise sind überall zu verzeichnen. Anzeichen neuer Krisen!

Schwere Zeiten liegen noch vor uns, Zeiten, in denen Deutschland mit allen Kräften um sein Dasein ringen muß. Noch ist die betonte Notwendigkeit eines Zusammengehens in wirtschaftlichen Dingen erst verhältnismäßig wenigen unserer Gegner klar geworden, noch wird unser Tun und Treiben von allen Seiten belauert und beargwöhnt, noch heißt es für uns: Feinde ringsum.

In den kommenden ersten Kämpfen wird die Eisen- und Stahlindustrie wieder in vorderster Linie stehen. Gerade für sie wird es heißen, neue Entwicklungsmöglichkeiten zu suchen und den höchsten wirtschaftlichen Nutzen aus ihrer Arbeit herauszuholen. Eine Aufgabe gibt es hier zu bewältigen, wert des Schweißes, der an ihre Lösung gesetzt werden muß. Aber des bin ich gewiß: die Eisen- und Stahlindustrie, ihre Eisenhüttenleute und ihre Ingenieure werden nicht ruhen und rasten, bis der Erfolg das Werk krönt zum Wohle des Volkes und des Landes!

Nach der Ansprache, die auf die Zuhörer einen nachhaltigen Eindruck machte, gab der Vorsitzende bekannt, daß der Vorstand beschlossen habe, Herrn Dr. mont. e. h. Otto Vogel, Düsseldorf-Oberkassel, in Anerkennung der hervorragenden Arbeit, die er in langen Jahren als ständiger Mitarbeiter der Vereinszeitschrift „Stahl und Eisen“, als Verfasser zahlreicher Aufsätze aus dem Gebiete der Eisenhüttenkunde, namentlich auch der Geschichte des Eisens, als Herausgeber des bekannten „Jahrbuches für das Eisenhüttenwesen“ und endlich als Erfinder praktischer Neuerungen in der Eisenhütten Technik geleistet habe, die Carl-Lueg-Denkmünze zu verleihen.

Weiter beschloß die Versammlung nach dem mit allseitigem Beifall begrüßten Vorschlage des Vorstandes, Herrn Dr.-Ing. e. h. Dr. phil. Wilhelm Beumer, der seit einigen Monaten in Hamburg die Tage der Altersruhe genießt, wegen seiner Verdienste um den Verein und die gesamte deutsche Eisenindustrie zum Ehrenmitgliede des Vereins zu ernennen. Die Ehrenurkunde, die der Vorsitzende dem neuen Ehrenmitgliede mit herzlichsten Worten der Anerkennung für seine Lebensarbeit überreichte, feiert Dr. Beumer als langjährigen erfolgreichen Leiter des wirtschaftlichen Teiles von „Stahl und Eisen“, als klugen Ratgeber im Vereinsvorstande, als einen der treuesten und arbeitsfreudigsten Teilnehmer der Hauptversammlungen des Vereins, als humorvollen Runder aller Tugenden der deutschen Eisenhüttenfrau und als ebenso beredten wie furchtlosen Vorkämpfer Bismardischer Wirtschafts- und Sozialpolitik.

Die beiden Ausgezeichneten statteten dem Verein in von Herzen kommenden Worten ihren Dank für die Ehrung, die ihnen zuteil geworden war, ab; Dr. Vogel mit tiefer Bewegung, in einer glücklichen Mischung von Bescheidenheit und selbstbewußtem Stolz, Dr. Beumer mit seinem frohen und abgeklärten Humor, der ihn allzeit begleitete, den er gerade an den Eisenhütten Tagen in reichem Maße Jahre hindurch sprudeln ließ und der ihm bis ans Lebensende, hoffentlich noch manches Jahr hin erhalten bleiben möge.

Alsdann hielt Oberingenieur Dipl.-Ing. O. Schäfer, Berlin, einen ausführlichen Vortrag über

Die Anwendung des Schwimmverfahrens zur Aufbereitung von Rohle.

Einleitend gab der Vortragende ein anschauliches Bild über das Schwimmverfahren und seine Grenzen. Nach seinen weiteren Ausführungen sind die Schwierigkeiten in der Schwimmaufbereitung von Kohlenschlamm überwunden. Das gleiche Verfahren kommt ferner in besonderen Fällen noch für die Aufbereitung von zerkleinerter Förderkohle, zur Gewinnung eines physikalisch besseren Kokes und zur Herstellung einer schwefelarmen Rohle sowie zur Trennung von backender und nichtbackender Rohle in Frage. An Hand einer Reihe von Entwürfen wird der Einbau der Schwimmaufbereitung in die naßmechanische Wäsche gezeigt.

Für die Trocknung der Konzentrate gibt es verschiedene Wege unter Zugrundelegung der Tatsache, daß hauptsächlich nur das Korn unter 1 mm die Trocknung ungünstig beeinflusst. Der Wert einer weitgehenden Trocknung der Koksrohle geht aus den damit verbundenen Ersparnissen in der Kokerei hervor. An zwei Kohlenarten wird die wirtschaftliche Bedeutung der Schwimmaufbereitung mittels Wasch-Diagrammen gezeigt, aus denen sich ergibt, daß das Gesamtausbringen in der Feinkohlen-Wäsche durch die Schwimmaufbereitung bis um 15 % erhöht werden kann. Zur Ermittlung des Höchstaushergens sind Waschversuche mit Feinkohle und Schwimmaufbereitungsversuche mit Kohlenschlamm unbedingt nötig, ebenso die Aufstellung von ähnlichen Wasch-Diagrammen.

Die vorgeführten Betriebsergebnisse und Kosten einer Reihe von Schwimmaufbereitungsanlagen ergeben deren Abhängigkeit von der Art und Zusammensetzung der Rohle und den Ansprüchen an die Beschaffenheit der gewonnenen Erzeugnisse. Eine für die Schwimmaufbereitungsanlage des Vertrauensschachtes in Zwickau angegebene Rentabilitätsberechnung zeigt, daß die Anlagelkosten einschließlich Lizenzgebühren sich in einem Jahr verzinsen und getilgt werden. Um zu solchen günstigen Ergebnissen zu kommen, muß die Schwimmaufbereitung eine ganze Reihe Bedingungen erfüllen, die in besonderen Untersuchungen festzustellen sind. Es wäre zu wünschen, daß der mit Hilfe der Schwimmaufbereitung gewonnene aschearme und physikalisch verbesserte Koks bald im Großbetriebe auf seine Wirtschaftlichkeit geprüft würde.

Nach ihm sprach Prof. Dr. H. Warmbold, Berlin, über die Beziehungen zwischen

Industrie und Landwirtschaft.

Die Industrie hat es, wie der Vortragende einleitend darlegte, mit der Umformung von toten Stoffen zu tun; alle landwirtschaftlichen Erzeugungsvorgänge sind dagegen Lebensvorgänge von Pflanzen und Tieren. Dadurch ist die Wesensverschiedenheit industrieller und landwirtschaftlicher Erzeugnisse gegeben, die in ihren Auswirkungen im einzelnen gezeigt wird.

Die Landwirtschaft der primitivsten Entwicklungsstufe ist nach den weiteren Ausführungen des Redners gänzlich unabhängig von Industrie und Handwerk. Erst eine höhere Entwicklungsstufe führt zur Loslösung der Gewerbe aus der Landwirtschaft und ihrer Verselbständigung an Markttorten. Hier beginnt der Austausch von landwirtschaftlichen Erzeugnissen mit denen des Handwerks. Die weitere Entwicklung der Landwirtschaft wird immer abhängiger von der Verwendung gewerblich hergestellter Hilfsmittel. Auf höchster Entwicklungsstufe der Land-

wirtschaft kann die Erzeugung ohne starken Zukauf von industriellen Erzeugnissen nicht auf der Höhe erhalten werden. Vor hundert Jahren betrug das gesamte tote Inventar etwa 20 Mk. je ha; es wurde im wesentlichen in der Landwirtschaft selbst hergestellt, nur einen kleinen Teil lieferte das Handwerk. Im Jahre 1870 war das tote Inventar bereits auf etwa 50 Mk. und vor dem Kriege auf etwa 250 Mk. je ha angewachsen. Der bei weitem größte Teil wurde von der Maschinenindustrie, nur der kleinere Teil noch vom Handwerk und der Landwirtschaft selbst hergestellt.

Im Jahre 1870 wurden für etwa 50 Millionen Mark Kunstdüngemittel in der Landwirtschaft verwendet, vor dem Kriege war die Summe bereits auf etwa 500 Millionen Mark angewachsen. Völlig neue Industrien mußten entstehen, um die Landwirtschaft in solchem Ausmaße mit Kunstdünger, ohne den die Ernten in damaliger Höhe nicht erzeugt werden konnten, zu beliefern. Ähnlich ist der Bezug aller anderen industriellen Hilfsmittel in der Landwirtschaft gewachsen. Intensivierung der landwirtschaftlichen Erzeugung bedeutet daher steigenden Verbrauch industrieller Erzeugnisse.

Bei diesem Entwicklungsvorgange steigt die Nahrungsmittelerzeugung je Flächeneinheit außerordentlich stark. Die Nährfläche wird immer ausschließlicher für die Erzeugung hochwertiger Nahrungsmittel verwendet. Den leistungsfähigen Pflanzen, wie Hackfrüchten und den Feldgemüsearten, fällt ein immer größerer Anteil der Anbaufläche zu. So hatte sich seit dem Jahre 1882 bis zum Kriegsausbruch die Erzeugung von Zuckerrüben und Kartoffeln in Deutschland verdreifacht. In demselben Zeitraume wurden auf der gleichgebliebenen Getreideanbaufläche etwa 26 Millionen Tonnen Getreide statt 11 Millionen Tonnen geerntet. Die Menge der tierischen Erzeugnisse wuchs ebenfalls sehr stark; ihre Erzeugung beruhte aber zu einem erheblichen Teil auf eingeführten Kraftfuttermitteln. Der Krieg hat diese außerordentlich günstige Entwicklung jäh unterbrochen. Die Gewinnung pflanzlicher Erzeugnisse wurde auf etwa 75 %, die Gewinnung tierischer Erzeugnisse auf etwa 50 % der Vorkriegshöhe herabgedrückt. Die Landwirtschaft hat die Kriegsfolgen auch heute noch nicht überwunden. Die vegetabilische Erzeugung steht noch um 10 %, die tierische Erzeugung um fast 25 % hinter der Vorkriegshöhe zurück. Es wird eingehend dargelegt, welche Gründe einen derartigen Rückgang der Erzeugung verursacht haben, und welche Hemmungen dem Wiederaufstieg zur Vorkriegshöhe entgegenstehen.

Besonders eingehend wird erörtert, daß die Intensivierung der Landwirtschaft nicht nach den Grundsätzen und Richtlinien vorgenommen werden kann, wie sie in der Vorkriegszeit galten, weil die bedingenden Faktoren, die Preise der Erzeugnisse und der Erzeugungsmittel, die Kaufkraft der Bevölkerung und anderes mehr Veränderungen erlitten haben, die bei der Einstellung der Erzeugung nicht unberücksichtigt bleiben können. Jede Intensivierung der landwirtschaftlichen Erzeugung ist ohne eine Mitwirkung und Mithilfe der Industrie undenkbar. Die Steigerung der Bodenenerträge in Deutschland bedingt aber auch eine Erweiterung des industriellen Absatzes in Deutschland selbst. Wie wichtig dieser Absatz gerade in der Gegenwart ist, wo die Industrie sich ihren Anteil am Weltmarkt besonders schwer erkämpfen muß, ergibt sich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Absatz industrieller Erzeugnisse in der heimischen Landwirtschaft vor dem Kriege etwa denselben Betrag erreichte, wie die gesamte

deutsche Ausfuhr auf dem Weltmarkte ausmachte. Dieser Betrag kann wesentlich überschritten werden, wenn es gelingt, die Landwirtschaft zu weiteren Erzeugungssteigerungen zu veranlassen, und wenn die Industrie der Landwirtschaft durch die Versorgung mit guten und billigen Erzeugnissen auf diesem Wege behilflich ist.

Reicher Beifall belohnte die außerordentlich zeitgemäßen, wertvollen Darlegungen der Redner.

Nach einem herzlichen Dank an die Vortragenden, den der Vorsitzende namens der Versammlungsteilnehmer in seinem Schlußworte aussprach, brachten Züge der Städtischen Straßenbahn noch mehr als 700 Versammlungsbesucher zum Zoologischen Garten, wo ein gemeinsames Mittagessen Mitglieder und Gäste noch einige Zeit in froher Tafelrunde zusammenhielt.

Auch hier sprach Generaldirektor Dr. Döglner wiederum herzliche Begrüßungsworte, durch die sich tiefste Se-

anken über Deutschlands nationale und wirtschaftliche Zukunft zogen, und die wiederum die begeisterte Zustimmung der Festteilnehmer fanden. Nachdem Oberbürgermeister Dr. Lehr, Düsseldorf, wie schon erwähnt, in herzlichster Weise die Eisenhüttenleute als alte, liebe Gäste der Stadt Düsseldorf begrüßt hatte, würzte Herr Dr. Beumer das Mahl mit einer seiner bekannten launigen Reden. In Scharen drängten sich, die Tische verlassend, die Eisenhüttenleute um den alten und doch immer noch so jungen Herrn, begleiteten seine vielfachen geistreichen Wendungen mit frohem Beifall. So fand der Tag der Eisenhüttenleute in der wirtschaftlichen Metropole des industriereichen Westens nach ernster Arbeit einen Ausklang, der allen Teilnehmern unvergessen bleiben wird, und dessen Erinnerung sie begleiten wird auf das nun vor ihnen liegende Jahr ernster Arbeit zum Segen des Vaterlandes und des Volkes. —

Das erste Fernsprech-Fernamt mit Selbstanschlußbetrieb

Mitgeteilt von der literarischen Abteilung der Siemens & Halske A.-G.

Wie schon so oft bei technischen Errungenschaften, so darf sich Deutschland auch jetzt wieder rühmen, eine epochemachende Neuerung, und zwar diesmal auf dem Gebiete des Fernsprechwesens, als erstes Land auf der ganzen Welt geschaffen und eingeführt zu haben: das erste Fernsprech-Fernamt mit Selbstanschlußbetrieb. Dieses Amt ist von Siemens & Halske erbaut und befindet sich in dem Städtchen Weilheim bei München. Das Selbstanschlußsystem als solches ist ja schon seit längerer Zeit bekannt und auch im „Werk“ schon beschrieben*). In vielen Städten und kleineren Orten, bei Behörden und Privatbetrieben aller Art ist es bereits eingeführt und hat sich sehr gut bewährt. Doch war seine Anwendung in diesen Fällen nur auf einen bestimmten Bereich beschränkt, etwa eine Ortschaft oder einen Betrieb. Darüber hinaus, also z. B. von einer Stadt zur andern, in gleicher Weise zu verkehren, war bisher deshalb nicht möglich, weil sich bestimmte und im Fernverkehr nicht zu umgehende Aufgaben noch nicht in befriedigender Weise lösen ließen. Am besten kann man sich wohl eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, die zu überwinden waren, wenn man sich einmal vergegenwärtigt, wieviel Mühe und Arbeit bei den zurzeit üblichen, handbedienten Fernämtern zum Herstellen der Verbindung für ein Ferngespräch und nachher zum Verrechnen der Gebühr aufzuwenden ist.

Da ist zunächst das Ferngespräch erst einmal anzumelden, natürlich über das Ortsamt. Ist das geschehen, so hängt man seinen Hörer wieder ein und wartet nun, oft stundenlang, bis das Gespräch „da“ ist. Kann man sich schließlich mit dem gewünschten Geschäftsfreund, Verwandten oder Bekannten im andern Ort unterhalten, so geht auch dies meistens nicht ganz störungsfrei vor sich.

*) Siehe Nr. 1 vom April 1923.

Bekanntlich ist die Zeiteinheit der Gesprächsdauer, die der Berechnung der Ferngespräche zugrunde gelegt wird, drei Minuten, und damit die sprechenden Teilnehmer diese Zeit einhalten können und auch ihr Gespräch nach Möglichkeit beschleunigen — daran hat die Fernsprechverwaltung Interesse, sie will nämlich die Fernleitungen für andere Verbindungen recht bald wieder freibekommen —, stören die in den Ämtern sitzenden Fernsprechbeamtinnen oft das Gespräch durch Zwischenrufe wie: „Sprechen Sie noch?“ oder „Drei Minuten sind abgelaufen, sprechen Sie noch weiter?“ und ähnliche Fragen. Zu guter Letzt erhält der Teilnehmer einige Zeit später noch die Abrechnung für das Ferngespräch vorgelegt, einen Vordruck, auf dem die Gebühr, nach Gesprächsdauer und Zone, d. h. Entfernung der Gesprächsorte voneinander, berechnet und angegeben ist. Beim neuen Fernamt mit Selbstanschlußbetrieb dagegen wird dies alles, angefangen vom Herstellen der Verbindung bis zum Zählen der Gespräche, vollkommen selbsttätig gemacht. Irgendwelche menschlichen Hilfskräfte greifen dabei nicht ein; auch im Fernverkehr macht sich dann einer der größten Vorteile des Selbstanschlußsystems geltend, nämlich der, daß der Teilnehmer nicht mehr von den die Verbindung sonst vermittelnden Fernsprechbeamtinnen abhängig ist.

Jeder an ein Selbstanschlußamt angeschlossene Teilnehmer muß sich bekanntlich seine Gesprächsverbindungen selbst herstellen. Dazu dient die an jedem Selbstanschlußapparat befindliche „Wählscheibe“, eine kreisrunde, drehbare Scheibe mit zehn durch die Ziffern 1 bis 9 und 0 bezeichneten Fingereingriffsöffnungen am Rande (Abb. 1). Durch Drehen dieser Wählscheibe übermitteln man die Ziffern der Anschlußnummer der Reihe nach zum Amt und steuert dadurch die dort befindlichen maschinellen Einrichtungen, die „Wähler“ so, daß sie die zum Herstellen der gewünschten Verbindung notwendigen Schaltbewegungen



Abb. 1. Das „Wählen“

ausführen. Unmittelbar nach dem Wählen der letzten Ziffer der Anschlußnummer ist, wenn der Angerufene nicht gerade anderweitig spricht, die Verbindung hergestellt und Summerzeichen melden dies dem anrufenden Teilnehmer — andere Summerzeichen benachrichtigen ihn, wenn der Angerufene „beseht“ ist. Hängt man den

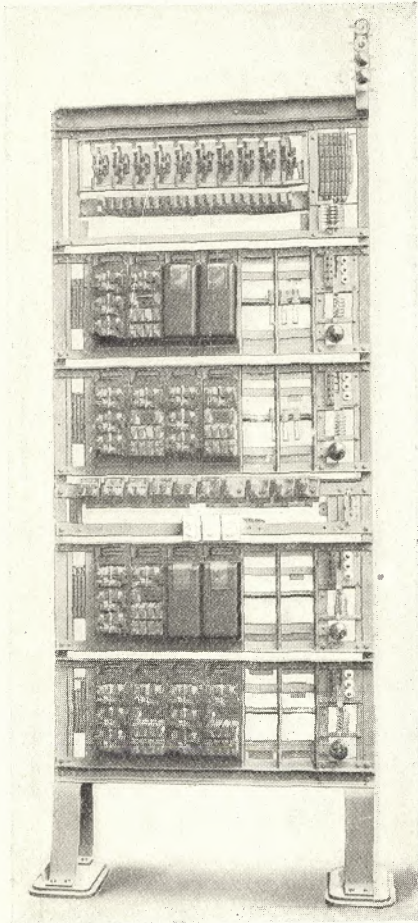


Abb. 2. Zeit- und Zonenschalter

Hörer wieder ein, so wird die Verbindung augenblicklich gelöst. Das lange Warten, bis eine Verbindung ausgeführt oder getrennt ist, fällt also fort, ebenso sind falsche Verbindungen, wie sie z. B. durch Mißverständnisse beim Nummernzurufen oder durch Fehlgriffe der Beamtinnen beim Herstellen der Verbindungen leicht vorkommen, unmöglich, vorausgesetzt, daß der Teilnehmer die gewünschte Anschlußnummer richtig gewählt hat. Der selbsttätige Fernsprecher ist ferner zu jeder beliebigen Tages- und Nachtzeit betriebsbereit, bestimmte Verkehrsstunden gibt es nicht, und anderes mehr.

Auf den Fernverkehr übertragen, bietet der Selbstanschlußbetrieb dieselben Vorteile. Der Teilnehmer braucht ein Ferngespräch, das er mit einem andern an das gleiche Selbstanschluß-Fernamt angeschlossenen Teilnehmer führen will, nicht mehr anzumelden oder gar zu warten, bis es von der Fernbeamtin vermittelt worden ist. Nach dem Abheben seines Hörers wählt er vielmehr die betreffende Nummer, die er aus dem für seinen Bezirk geltenden Teilnehmerverzeichnis entnommen hat, und erhält dann den gewünschten Anschluß. Befindet sich der verlangte Teilnehmer in einem Bezirk, in dem noch kein Selbstanschlußamt, sondern ein gewöhnliches Fernamt mit Handbetrieb ist, so kann man auch dieses auf selbsttätigem Wege durch Wählen einer bestimmten Nummer erreichen. Allerdings ist für ein solches Ferngespräch der übliche Gang einzuhalten, d. h. man muß es anmelden und warten, bis die Verbindung hergestellt ist.

An Stelle des lästigen Dazwischenrufens der Fernsprechbeamtinnen während des Gespräches mahnen bei der selbstgewählten Fernverbindung Summerzeichen in wohl deutlicher, aber nicht mehr so störender Weise zum Einhalten der Dreiminutenfrist, und zwar ertönt zehn Sekunden vor Ablauf von drei Minuten ein Summerzeichen, das auf das nahe Ende der Frist aufmerksam macht, und nach Ablauf der drei Minuten ein zweites Summerzeichen, wobei gleichzeitig die Verbindung schein-

bar unterbrochen wird. Beabsichtigt man weiterzusprechen, so braucht man nur die Wählscheibe einmal aufzuziehen, worauf die Sprech Sperre selbsttätig aufgehoben wird und man das Gespräch fortsetzen kann. Natürlich wiederholt sich nach weiteren je drei Minuten stets dasselbe Spiel. Es ist also nie möglich, im Eifer des Gesprächs die Dreiminutenfrist versehentlich zu überschreiten. Durch das Aufziehen der Wählscheibe gibt man immer bewußt sein Einverständnis mit der Verlängerung der Gesprächsdauer und dem damit verknüpften entsprechend höheren Gebührensatz.

In eigenartiger, aber äußerst praktischer Weise ist die Aufgabe gelöst, die Gebühren für Ferngespräche auf selbsttätigem Wege festzulegen und zu verrechnen. Bei Gesprächen innerhalb eines Ortes, für die stets die gleiche Gebühr zu zahlen ist, bietet dies keine besonderen Schwierigkeiten. Die seit langem bekannten „Gesprächszähler“ zeigen zu jeder Zeit die Zahl der bis dahin von einem Teilnehmer geführten Gespräche an und ermöglichen somit, sie genau zu verrechnen. Bei Ferngesprächen ist die Gebühr aber gestaffelt und richtet sich, wie schon erwähnt, nach der Gesprächsdauer und der Zone. Dadurch jedoch, daß man die Ferngebühren als ein Vielfaches der Ortsgebühr angesetzt hat und den Zähler nicht nur einmal, wie bei einem Ortsgespräch, sondern so viele Male registrieren läßt, bis die Höhe der Ferngebühr erreicht ist, hat man auch diese Aufgabe gemeistert. Die selbsttätig arbeitenden „Zeit- und Zonenschalter“ (Abb. 2) bilden daher eine wesentliche Neuerung. Als Einheit der Gesprächsdauer sind drei Minuten und als Einheit der Zone 5 km der Gebührenberechnung zugrunde gelegt. Verbindungen innerhalb der 5-km-Zone werden wie Ortsverbindungen behandelt: einfache Gebühr und beliebig lange Gesprächsdauer. In der zweiten Zone, also bis 10 km, beträgt die Gebühr für ein Dreiminutengespräch je nach der Gebührenordnung das 2- oder 3fache der Ortsgebühr, für ein Sechsinutengespräch das $2 \times 3 = 6$ fache, für ein Neunminutengespräch das $3 \times 3 = 9$ fache usw. In der dritten Zone, bis 15 km, ist für ein Gespräch von drei Minuten Dauer das 5fache der Ortsgebühr, für ein Sechsinutengespräch das $2 \times 5 = 10$ fache usw. zu zahlen. Bei weiteren Zonen steigt die Gebühr in entsprechender Weise. Ändert sich die Gebührenordnung, so läßt sich das mehrfache Zählen dementsprechend umstellen.

Der Gesprächszähler macht nun ein Ferngespräch nicht als solches kenntlich, sondern registriert so, als wären dafür mehrere Ortsgespräche geführt worden. Der Teilnehmer erhält daher eine besondere Berechnung des Ferngespräches nicht mehr zugesandt, sondern am Monatsende den üblichen Rechnungsvordruck, auf dem nur über die am Zähler abgelesene Zahl von Gesprächen ohne jede nähere Bezeichnung quittiert ist. Hat er jedoch

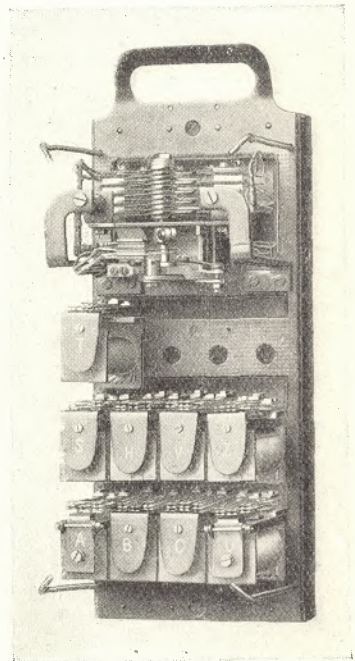


Abb. 3. Millaufwerk

Interesse, zu wissen, wie hoch sich die Gebühr für sein eben geführtes Ferngespräch beläuft, so kann er dies feststellen. Wenn er nämlich nach Beendigung des Gespräches die Gabel oder den Haken einen Augenblick niederdrückt, den Hörer aber am Ohr behält, so hört er für jede vom Zähler aufgezeichnete Gebühreneinheit ein kurzes Ticken. Vervielfacht er dann die gehörte Anzahl von Tickzeichen mit dem Satz, der für ein Ortsgespräch zu zahlen ist, so ergibt das die Gebühr für sein Ferngespräch.

Wenn ein Teilnehmer einmal einen falschen Anschluß gewählt hat, so ist es ihm natürlich nicht angenehm, wenn dieses Gespräch als vollwertiges angesehen wird und er dafür in gewohnter Weise zahlen muß. Deshalb ist die Einrichtung so getroffen, daß jeder Teilnehmer in der Lage ist, in einem solchen Falle das Registrieren des Gesprächszählers zu verhindern. Merkt er nach dem Melden des angerufenen Teilnehmers, daß er mit einem nicht gewünschten Anschluß verbunden ist, so muß er sofort einhängen — einige Sekunden sind ihm als Karenzzeit gewährt —, wenn er einer Anrechnung dieser falschen Verbindung vorbeugen will.

Schließlich sei noch eine Einrichtung erwähnt, von deren Arbeiten der Teilnehmer nichts merkt, die aber aus wirtschaftlichen Gründen äußerst wichtig ist. Man hat bei der Anlage des neuen Fernamtes ausgiebigen Gebrauch von der Möglichkeit gemacht, ein Selbstanschlußamt, ohne am System etwas zu ändern, in mehrere kleinere Ämter aufzuteilen — man spart dadurch außerordentlich an Leitungen und damit an Anlagekosten. So stehen z. B. die Wähler, die beim Ziehen der ersten Ziffer der Anschlußnummer auf der Wählscheibe eingestellt werden, alle in einem Ort, im Hauptamt, während andere Wähler, die beim Wählen der folgenden Ziffern gesteuert werden, in einem sogenannten Unteramt untergebracht sind, das in der Nähe der zugehörigen Teil-

nehmer liegt. Wenn jetzt ein Teilnehmer eines Unteramtes einen anderen desselben Unteramtes wählt, also ein Ortsgespräch führen will, so würden zwei Fernleitungen für dieses Gespräch belegt werden, nämlich eine Leitung vom Unteramt zum Hauptamt und die andere wieder zurück. Das ist natürlich unnötig und auch unwirtschaftlich, weil der Verkehr dadurch behindert wird. Man hat deshalb eine Umschaltvorrichtung, das „Mittlaufwerk“ (Abb. 3) eingebaut; es schaltet in einem solchen

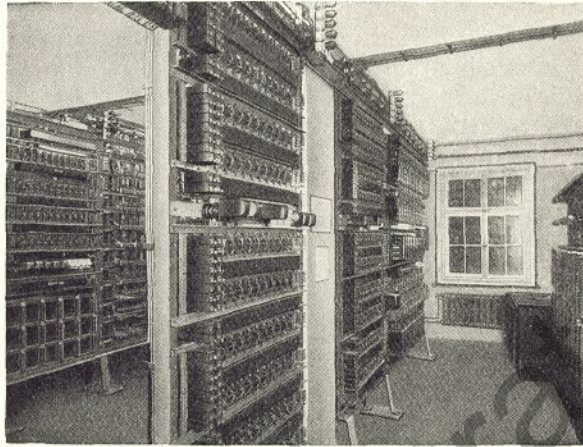


Abb. 4. Fernamt mit Selbstanschlußbetrieb in Weilheim bei München

Fälle die beiden Fernleitungen ab, gibt sie frei und ermöglicht, daß die Verbindung über besondere Wähler im Unteramt hergestellt wird. Sind diese jedoch einmal alle besetzt, so bleibt die Verbindung über die Fernleitungen bestehen, ohne daß eine höhere Gebühr als die Ortsgebühr dafür zu entrichten ist.

In das neue Fernamt in Weilheim (Abb. 4) und die Unterzentralen sind zunächst über 400 Teilnehmer angeschlossen. Eine Reihe weiterer Unterämter, durch die die Fernamtsgruppe bedeutend vergrößert wird, sind bereits im Bau oder geplant. Wenn auch diese Fernamtsgruppe zurzeit noch klein ist, so

hat man doch damit in der Entwicklung des Selbstanschlußsystems einen großen Schritt vorwärts getan. Der Verkehr zwischen verschiedenen Ortschaften, namentlich solchen, die in der Nähe von Großstädten liegen, mit der Großstadt und untereinander läßt sich mit einer dem heutigen Geschäftsleben angepaßten Schnelligkeit und Sicherheit abwickeln. Und auf dem Lande sind die Bewohner nicht mehr auf bestimmte Dienststunden des Fernsprechpersonals angewiesen; die ständige Betriebsbereitschaft des Amtes mit Selbstanschluß gestattet jederzeit, auch nachts, den Fernsprecher zu benutzen. Feuerwehr, Arzt, Polizei sind in dringenden Fällen auf schnellstem Wege zu erreichen und zu benachrichtigen, und die Abgeschlossenheit einzelner Höfe und Ortschaften ist aufgehoben.

Die Lüneburger Notgemeinschaft

Ein praktischer Fortschritt in der Lösung der Wohnungsfrage von Geh. Bergrat Prof. Dr. E. Sagel, Berlin-Dahlem

Die größte und bedrohlichste von allen Nöten, die das deutsche Volk jetzt heimsuchen, ist die Wohnungsnot! Seit zehn Jahren ist die Bautätigkeit, die vor dem Kriege rund 10 % der deutschen Arbeiter und Handwerker lohnend beschäftigte, völlig unzureichend geworden bzw. zeitweise ganz eingestellt gewesen, so daß jetzt 1 200 000 deutsche Familien (nicht Menschen!) keine eigene Wohnung haben und in den unzureichendsten Notwohnungen, auf Böden und in Kellern, in Notbaracken, in alten Eisenbahnwagen, in gänzlich überfüllten Schulen und anderen öffentlichen, zu andern Zwecken errichteten und benötigten Gebäuden (zum Teil zu vier Familien in einem Raum!) untergebracht sind. Was das für Schädigungen in bezug auf Volksmoral und Volksgesundheit bedeutet, brauchte eigentlich nicht ausgeführt zu werden — man stelle sich doch nur einmal vor, daß Zehntausende deutscher Familien zu 7 bis 14

Personen jeden Alters und Geschlechtes, Gesunde und Kranke, in je einem Raum untergebracht sind, in dem sich alle Lebensvorgänge von Geburt bis zum Tod in aller Öffentlichkeit, ohne jede Möglichkeit der Rücksicht auf Schamgefühl usw. abspielen müssen, und was in derartig überfüllten „Wohnungen“ von Gesundheit und Schamgefühl übrig bleiben kann. In den Großstädten — und mehr als 25 % des deutschen Volkes leben jetzt in den 44 Großstädten Deutschlands — hatten wir 1902 noch 26,5 aufs Tausend Lebendgeburten, 1923 nur noch 11,5‰; die Todesfälle, die 1919 in Berlin nur 10,5 aufs Tausend betrug, sind jetzt auf 26,1‰ dort gestiegen — d. h. in den Großstädten übertrifft jetzt die Zahl der Todesfälle bereits erheblich die Zahl der Geburten —, wir sind in den Großstädten und Industriegebieten bereits ein aussterbendes Volk statt eines sich vermehrenden Volkes!

Die Sterblichkeit an Tuberkulose, die 1913 11,6‰ auf dem Lande und 15,8‰ in den Städten betrug, ist jetzt auf 28,26‰ durchschnittlich in den Städten gestiegen und beträgt in den Arbeitervierteln der Großstädte, z. B. auf dem Wedding in Berlin, 217‰, also fast das Zehnfache des Stadtdurchschnittes und das Zwölfwache der Schwindsuchtssterblichkeit auf dem Lande, die auch dort schon stark gestiegen ist. Dabei sind die fast 10 % der deutschen Arbeiterschaft, die früher im Baugewerbe eine auskömmliche Beschäftigung hatten, jetzt größtenteils arbeitslos und fallen der Arbeitslosenunterstützung zur Last. Die staatlichen Behörden und Maßnahmen haben gegenüber dieser ungeheuren Not bisher völlig versagt — die Gründe zu erörtern hat keinen Sinn, man muß sich an die Tatsache halten —, ebenso steht das Reichsiedelungsgezet, das wohl Abhilfe bringen könnte, bis jetzt fast nur auf dem Papier!

Da haben sich denn im März dieses Jahres in einer deutschen Mittelstadt, Lüneburg, etwa ein Duzend klarklickende und energische Männer, denen diese furchtbare Not ihrer Mitbürger auf der Seele brannte, zu einer Notgemeinschaft zusammengetan und sind zur Selbsthilfe geschritten, mit dem Erfolg, daß bis zum 1. Oktober — also in wenig mehr als sechs Monaten — dort in Lüneburg sechzig Eigenheime für je eine Familie als Siedelungsheimstätten auf Gelände, das von der Stadt Lüneburg zur Verfügung gestellt wurde, fertig gebaut und beziehbar hergestellt wurden! Das ist für eine Stadt von 24 000 Einwohnern für ein halbes Jahr schon ein sehr achtungswerter Anfang, und dieser Anfang wird energisch fortgeführt!!

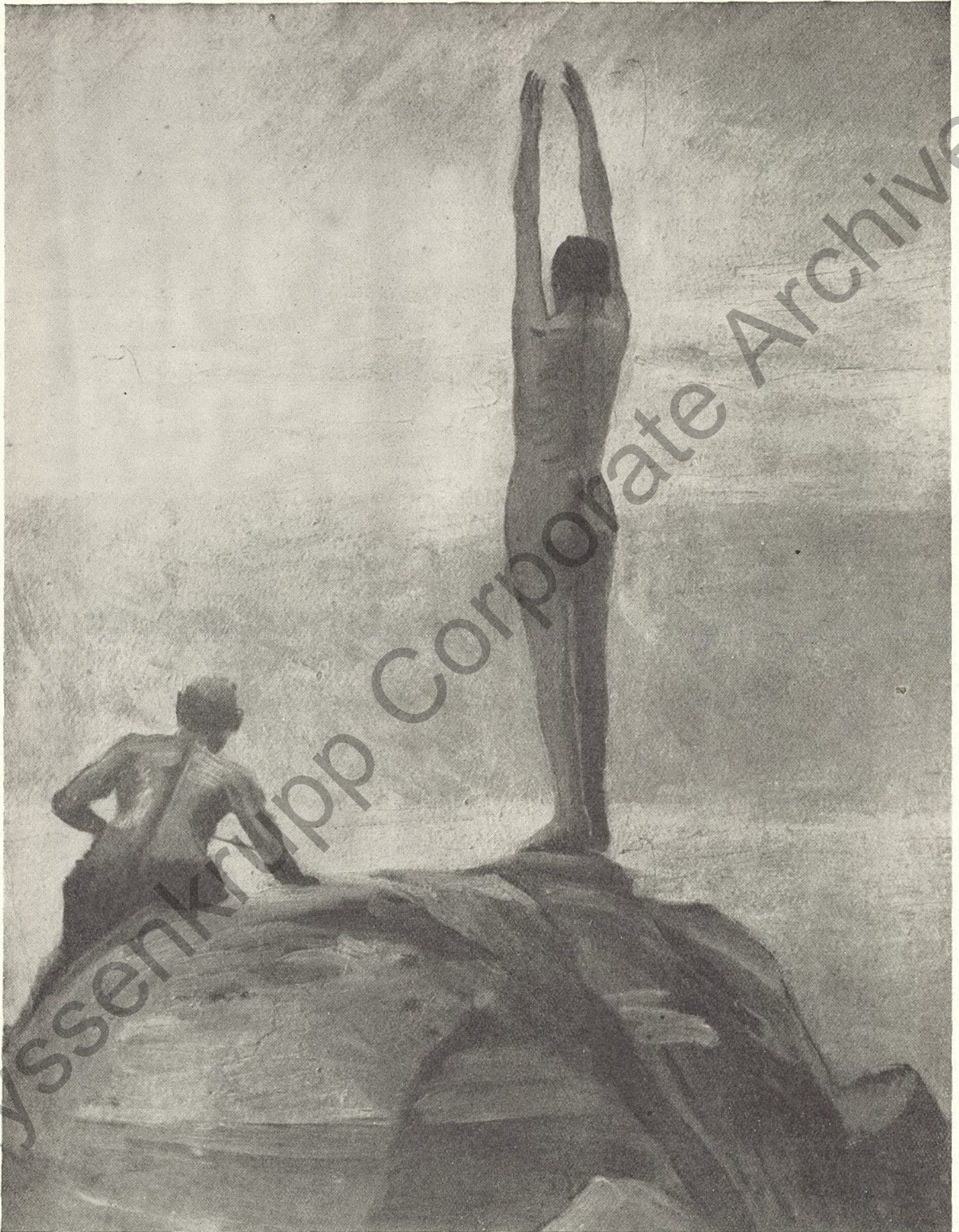
Dieser Erfolg ist folgendermaßen zustande gekommen. Jeder dieser etwa zwölf Gründer der Notgemeinschaft hat seine Bekannten: Beamte, Lehrer, Handwerker, Kaufleute, Arbeiter usw. persönlich vor folgende Fragen gestellt: „Sie haben doch eine eigene, menschenwürdige Wohnung, in der Ihre Kinder zu gesunden, anständigen Menschen aufwachsen können?“ „Ja!“ „Also fühlen Sie doch hoffentlich die moralische Verpflichtung dazu, zu helfen, daß Ihre Mitbürger, die keine oder keine menschenwürdige Wohnung haben, auch zu einer solchen kommen?“ — Mehr oder minder zögerndes „Ja!“ — „Aber wie kann ich dazu helfen?“ „Sie sollen sparen, für sich sparen, ganz regelmäßig sparen und diesen Betrag der Notgemeinschaft zum Wohnungsbau zur Verfügung stellen!“ „Ja — aber ich kann doch nicht so viel sparen, daß das irgendwie in Betracht kommt!“ „Wieviel wollen und könnten Sie monatlich zu diesem Zweck sparen?“ — sagen wir drei Mark, oder wieviel?“ Wenn der Betreffende sich nach längeren Verhandlungen zu irgendeiner Summe bereit erklärte, so wurde ihm sofort ein Revers zur Unterschrift vorgelegt, dieser Revers der Lüneburger Sparkasse übergeben und diese holte dann ganz regelmäßig an jedem Ersten den Betrag von dem Betreffenden ab.

Die Lüneburger Sparkasse hatte sich nun ihrerseits verpflichtet, in Anbetracht der ungeheuren Wohnungsnot und der praktischen Bedeutung der Angelegenheit in bezug auf Abhilfe der großen Arbeitslosigkeit, 50 % der von der Notgemeinschaft gesparten und bei ihr hinterlegten Gelder aus ihren eigenen Spareinlagen zum Wohnungsbau zur Verfügung zu stellen, zu ganz billigen Zinsätzen. Auf diese Weise hat die Lüneburger Notgemeinschaft von ihren (bis 1. Oktober 1924) rund 800 Mitgliedern soviel Gelder zusammenbekommen — in Beträgen von 10 Mk. monatlich bei Beamten und Kaufleuten bis zu 10 Pfg. die Woche von Lehrlingen! —, daß damit und mit den

50% Zuschuß der Sparkasse jene sechzig Einfamilienhäuser — Siedelungsheimstätten, nicht etwa Mietskasernen! — gebaut und jetzt bereits bezogen sind. Das sind die Tatsachen, die beweisen, was ein zielbewußter, zäher Wille, hinter dem eine Persönlichkeit steht — in diesem Falle ein Studienrat Schütte —, erreichen kann. Jetzt gehört es in Lüneburg bereits sozusagen zum guten Ton, der Notgemeinschaft anzugehören und das Werben neuer Mitglieder spielt sich jetzt viel schneller und erfolgreicher ab als am Anfang.

Die gesparten Gelder sind und bleiben Eigentum des Betreffenden und geben ihm das Anrecht darauf, gegebenenfalls die Hilfe der Notgemeinschaft zum Bau einer eigenen Heimstätte in Anspruch zu nehmen. Die einzige Verpflichtung, die er eingehen muß, ist die, daß er die gesparten Gelder mindestens zwei Jahre stehen lassen und erst frühestens zwei Jahre nach der Einzahlung kündigen kann. Die Sparkasse haftet ebenso wie für sonstige Einlagen für diese Beträge der Notgemeinschaft. Die einzige Verpflichtung außer der hypothekarischen Sicherheit, die derjenige eingehen muß, der die Gelder der Notgemeinschaft zum Hausbau in Anspruch nehmen will, ist die, daß das zu bauende Haus unter die Bedingungen und Bindungen des Reichsheimstättengesetzes gestellt wird, d. h. daß es nicht frei und unbeschränkt veräußert werden darf, sondern daß es im gegebenen Falle wieder der Notgemeinschaft zur Verfügung gestellt werden muß und daß der dann sich ergebende „Wertzuwachs“ ebenfalls der Notgemeinschaft zum Bau neuer Wohnungen zufällt. Die Heimstätten sollen eben Heimstätten und nicht Spekulationsobjekte sein! Solange der Erbauer selbst oder seine Kinder darin wohnen, bleibt es sein unbeschränktes Eigentum. Diese Tat der Lüneburger Notgemeinschaft bedeutet einen ungeheuren sozialen Fortschritt und den ersten wirklichen Schritt zur Abhilfe der Wohnungsnot. Es wird in schärfster und erfolgreichster Weise der Spartrieb geweckt — denn welches andere Motiv könnte heute derartig zum Sparen anregen, als die Aussicht, sich damit ein eigenes Heim zu erwerben —, es wird in erfolgreicher Weise der Arbeitslosigkeit gesteuert und es werden viele Leute zum Nachdenken über das Reichsiedelungsgezet, das bis jetzt ziemlich auf dem Papier stehengeblieben ist, und über Heimstätten gebracht.

Die ersten Siedler der Lüneburger Notgemeinschaft waren städtische Beamte und Angestellte, die zum Teil selbst und mit guten Freunden am Bau ihrer Siedelungshäuschen mitgearbeitet haben, die späteren haben die Häuser zum Teil rein durch Handwerker bauen lassen — darin war jeder unbeschränkt, wenn er nur einen ordnungsmäßigen Bauplan hatte und die Gewähr bot, daß das Geld ordnungsmäßig und zweckmäßig verbaut wurde; die Grundstücke hat die Stadt Lüneburg entweder im Kauf oder in Erbpacht zur Verfügung gestellt — immer aber unter den Bedingungen des Reichsheimstättengesetzes —, wer eigenes Bauland hatte, mußte diese Bindungen ebenfalls übernehmen. Die Gelder wurden von der Notgemeinschaft je nach Eingang und dem Fortschreiten des Baues gezahlt. Die ersten Erbauer dieser Notgemeinschaftshäuschen hatten selbst oder von Verwandten die sehr geringen Mittel zum Anfang gehabt — wer einige Jahre der Notgemeinschaft angehört, spart damit so viel, daß er damit das Anrecht auf weitere Beihilfe der Notgemeinschaft erwirbt —; es sparen jetzt schon Lehrlinge und jugendliche Arbeiter wöchentlich von ihrem Lohn dazu. Das Geld bleibt ihnen ja in jedem Fall sicher!



Dan und Faun am Meer
Ernst te Peerdts, Düsseldorf

Von den Lasten, die Deutschland nach dem Dawes-Gutachten zu tragen hat

Von Dr. Schoppen,

Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Düsseldorf

Von Versailles bis London war es ein dornenvoller Weg! Deutschland hat ihn gehen müssen, und es mußte vorangehen, um die Bahn für die nachfolgenden Vertragsgegner so gut als möglich freizumachen. Und es hat damit die Hauptfährnisse tragen müssen. Aber auch die andern waren dabei nicht auf Rosen gebettet. Enttäuschungen gab es hier wie dort in Hülle und Fülle; und doch ein Gutes haben sie gebracht. Sie brachten auf beiden Seiten die Einsicht — hier früher, dort später —, daß volks- und weltwirtschaftliche Probleme nicht mit Diktat oder Gewalt zu lösen sind. „Der volkswirtschaftliche Gedanke triumphiert in dem Gutachten über das politische Selbsthabenwollen, und das Gutachten zieht den Geldschleier, der die volkswirtschaftliche Anschauung so verwirrt, vor den Augen der von ihm geblendeten Diplomaten hinweg.“ (Seutemann: der volkswirtschaftliche Grundgedanke des Dawes-Abkommens.) So sehr objektiv, wirtschaftlich abwägend der Ton des ganzen Berichtes auch erscheint — auf einige wirtschaftliche Unmöglichkeiten kommen wir noch zu sprechen, — auch dem selbst nur oberflächlichen Leser des Berichtes und der Londoner Abmachungen, sowie der dazu erlassenen deutschen Reichsgesetze wird es sehr bald klar werden, daß von Deutschland viel, ja man ist fast verleitet zu sagen, fast Unmögliches verlangt wird. Das ergeben auch schon die sich dem Sinne nach häufig wiederholenden Redewendungen des Gutachtens, wie z. B.: „Deutschland muß bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit Steuern zahlen.“ usw.

Und in der Tat! Schwer, furchtbar schwer sind die Lasten, die Deutschland auferlegt werden, und zu deren Tragung es sich bereit erklärt hat. Wir sind es ja zwar aus den letzten Jahren voll und ganz gewöhnt, bei Wertbemessungen nur mit großen Zahlen zu rechnen — die Millionen und Milliarden sind schon längst abgetan. Die Billionen regieren die Stunde — aber täuschen wir uns nicht darüber hinweg, daß zwischen Papier- und Goldmark ein himmelweiter Unterschied besteht, den so richtig zu erkennen wir im letzten Jahre erst wieder im Begriffe stehen. Und erst dann werden wir verstehen, was es heißt, wenn Deutschland von 1928/29 an jährlich, jahraus 2,5 Milliarden und einen Zuschlag, berechnet nach dem mehr als ansehbaren Wohlstandsindex, zahlen soll. Welch schwindelerregende Summen das sind, das mögen einige zum Vergleich herangezogene Zahlen beleuchten. Die vom Deutschen Reich seit seiner Gründung bis zur letzten Jahrhundertwende gemachten Schulden, die Schuldenverschreibungen, Schatzanweisungen und Reichskassenscheine betrugen nicht ganz 2,5 Millionen, also noch nicht den hundertsten Teil von dem, was jetzt jährlich abgeführt werden muß. Oder Deutschlands Gesamtschuldenlast machte bei Beginn des Krieges noch kaum das Doppelte von dem aus, was es zukünftig jährlich für die Gläubiger des Sachverständigen-gutachtens erarbeiten muß; oder der Gesamtetat des deutschen Reiches umfaßte bei 3,7 Milliarden im Jahre 1913 noch nicht einmal 50 % mehr, als Deutschland in Zukunft allein für Reparationen jährlich aufbringen muß. Das alles sind Zahlen, die die außerordentliche Schwere der Lasten ohne weiteres kundtun.

Über das, was jährlich zu leisten ist, und über die Quellen, aus denen die Summen fließen sollen, gibt nachstehende Zusammenstellung einen Überblick:

Deutschlands
Leistungspflicht in Millionen Goldmark

in den Jahren	1924/25	25/26	26/27	27/28	28/29
aus dem Reichshaushalt . .	—	—	110	500	1250
aus den Eisenbahnobligations- zinsen	200	465	550	660	660
aus der Eisenbahnverkehrs- steuer	—	250	290	290	290
aus dem Eisenbahnaktien- verkauf	—	250	—	—	—
aus den Industrieobligations- zinsen	—	125	250	300	300
aus der Außenanleihe . . .	800	—	—	—	—
Insgesamt	1000	1090	1200	1750	2500

Ehe wir die in der Tabelle aufgeführten Einzelpositionen untersuchen, sei zunächst kurz bemerkt, daß die Leistungen sich bis 1928/29 fast von Jahr zu Jahr steigern, daß das Jahr 1928/29 als das erste Normaljahr angesehen wird, „in dem, wie der Bericht sagt, die höchste Leistungsfähigkeit Deutschlands zum ersten Male zu erwarten steht, die dann in den weiteren Jahren noch einem steigenden oder fallenden Wohlstandsindex entsprechend erhöht oder ermäßigt werden können“. So ist einmal für die Normaljahre keine festumgrenzte Summe bestimmt; zum anderen, und das ist das bei weitem Wichtigere, ist aber auch die Gesamtschuld Deutschlands nicht festgelegt, weil der Sachverständigen-Ausschuß der Meinung war, daß es nicht zu seiner Zuständigkeit gehöre, die Anzahl der Jahresleistungen festzulegen, da dies nahezu die Festsetzung einer deutschen Kapitalschuld bedeuten würde. Diese Festsetzung ist einer späteren endgültigen Regelung der aus dem Kriege entstandenen verschiedenen internationalen finanziellen Verpflichtungen vorbehalten. Bei dieser Regelung soll dann dem Plane der Sachverständigen entsprechend die deutsche Schuld angepaßt werden. Deutschland hat also in Zukunft bis auf weiteres lediglich die angegebenen Leistungen aufzubringen, ohne zu wissen, wann die Verpflichtungen endgültig aufhören.

Sehen wir uns die Quellen, aus denen die Leistungen fließen sollen, des näheren an, so zeigt sich, daß es deren drei verschiedene sind: Zuerst der Reichshaushalt, zweitens die Eisenbahn und drittens die Industrie.

Der Reichshaushalt.

Aus dem Reichshaushalt sollen in den ersten beiden Jahren Mittel nicht flüssig gemacht werden, da sonst der Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben gefährdet erscheint, was die Gefährdung der neuen deutschen Goldwährung zur Folge haben würde und das Schreckgespenst einer neuen Inflation mit ihren verheerenden Wirkungen in greifbare Nähe rücken würde. Die Gutachter glauben, daß das Reich jedoch im dritten Jahre bereits 110 Millionen, im vierten 500 und vom fünften Jahre ab 1250 Millionen aus dem Haushalt

leisten könne, ohne daß ein wirklicher Fehlbetrag zutage treten wird. Und sollte das wider Erwarten doch eintreten, so könne Deutschland schlimmstenfalls immer noch zu normalen Hilfsmitteln greifen, die in einer Erhöhung der bestehenden Steuern, weiteren Notsteuern und inneren Anleihen zu suchen seien. Schon für das Rechnungsjahr 1925/26 sei aber für die Ausgaben Seite des Staatshaushalts zu erhoffen, daß die Ausgaben für die Erwerbslosen eine erhebliche Abnahme aufweisen werden. Ferner seien die Ausgaben für das Heer herabsetzungsfähig und bei den Pensionslasten wird sich ein automatisches Abnehmen fühlbar machen. Wir wollen nicht untersuchen, ob diese Hoffnungen die Möglichkeit der Erfüllung haben. Nur das sei gesagt, daß ausdrücklich in dem Gutachten darauf hingewiesen wird, daß Deutschland nicht etwa zunächst seine eigenen Bedürfnisse voll befriedigen kann, und daß etwa nur das, was es an Überschüssen herauszuwirtschaften „beliebe“, für Erfüllung der Reparationspflichten in Frage komme, die Reparationsverpflichtungen gehen vielmehr allem anderen voran.

Und weil sich Gläubiger im allgemeinen nicht mit einer moralischen Sicherheit zu begnügen pflegen, so greifen Deutschlands Gläubiger auch sofort nach produktiven Pfändern. Sie wollen sich zwar in die Haushaltsführung des Reichs nicht einmischen mit Ausnahme des Falles, daß Deutschland absichtlich seine Verpflichtungen vernachlässigt und nicht erfüllt, sie belegen dafür aber bis zur Höhe der angegebenen Beträge Beschlagnahme auf die Einkünfte aus Zöllen sowie aus der Besteuerung von Alkohol, Tabak, Bier und Zucker mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß auch andere Einnahmequellen Deutschlands in gleicher Weise behandelt werden können, wenn die Ertragnisse jener nicht hinreichen sollten. Um ganz sicher zu gehen, ist außerdem bestimmt worden, daß die bedeutendsten Zoll- und Finanzklassen sowie die Branntweinmonopolverwaltung die diesbezüglichen Einnahmen unmittelbar an den Aufsichtskommissar abzuführen haben. Dabei darf Deutschland die Steuersätze der verpfändeten Abgaben ohne Einwilligung des Kommissars nicht herabsetzen.

Daß die Beträge von 1,25 Mrd. jährlich aus den Zöllen und den erwähnten Verbrauchsabgaben herausgewirtschaftet werden können, steht außer allem Zweifel. Erbrachten doch im Jahre 1912 allerdings im größeren Deutschland und bei anderen Tariffähigen

die Zölle	775 Millionen Mark	Reineinnahmen
die Abgaben auf Branntwein	222	"
" " " Bier	228	"
" " " Schaumwein	13	"
" " " Tabak	140	"
" " " Zigaretten	41	"
" " " Zucker	181	"
zusammen	1600 Millionen Mark	Reineinnahmen

Und da die Sätze heute zum Teil recht erheblich höher als 1912 sind — wenn auch der Haushalts-Voranschlag 1924/25 aus besonderen Gründen nur mit 930 Mill. Mark Einnahmen daraus rechnet —, so wird selbst unter Berücksichtigung eines verminderten Verbrauchs die Schätzung der deutschen Behörde für die daraus zu erzielenden Einnahmen in dem ersten Normaljahr 1928/29 in Höhe von 1,7 Mrd. Mark (selbst ohne die Zölle) einen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit haben. Die einzige Frage, die dabei offen bleibt, ist die, wie soll das Loch, das der Ausfall von 1,25 Milliarden Mark im Haushalt darstellt, gestopft werden? Sehen wir uns darum kurz den deutschen Haushalt etwas näher an.

Jeder Einsichtige weiß, daß augenblicklich die Steuern, insbesondere die auf Landwirtschaft, Handel und Industrie lastenden, in Deutschland eine Höhe erreicht haben, die über das in dieser Beziehung wirtschaftlich Tragbare z. T. weit hinausgeht. Und es ist mehr als einmal von den obersten Reichs- und Staatsbehörden anerkannt worden, daß eine derartige Belastung sich nicht auf die Dauer aufrechterhalten läßt, sondern daß sie nur vorübergehender Art sein könne. Das sei für eine gerechte Beurteilung der Leistungsmöglichkeit aus dem Reichshaushalt vorausgeschickt.

Was nun die augenblicklichen Einnahmen des Reichs anlangt, so überstiegen sie in den letzten Monaten den durchschnittlichen Monatsanteil des Voranschlags nicht unerheblich. Diese günstige Gestaltung auf der Einnahmeseite ist weniger auf Rechnung der z. Bt. erhobenen einmaligen Steuern als vielmehr auf die der Vorauszahlungen der Einkommens- und Vermögenssteuer zu buchen. Nach den Ergebnissen des ersten Haushaltsrechnungsvierteljahrs 1924 kann das Reich auf eine Jahreseinnahme von rund 6,7 Milliarden rechnen. Und die Ausgaben!? Nach Abzug der erforderlichen Überweisungen für die Staaten und Gemeinden würden dem Reich noch 4,39 Mrd. übrigbleiben. Nun muß aber auch noch aus der Verkehrssteuer ein Betrag von 250 bzw. 290 Mill. jährlich den außerpolitischen Gläubigern Deutschlands zur Verfügung gestellt werden. Die Verkehrssteuer erbrachte im ersten Vierteljahr 1924: 61 Mill. Mark. Auf's Jahr geschätzt ergibt das 244 Mill., so daß das Reich für innere Ausgaben und für Abführung von 1,25 Mrd. an Reparationen noch insgesamt 4,15 Mrd. zur Verfügung hätte. Bei den inneren Ausgaben sind die Aufwendungen für Löhne und Gehälter einer der bedeutendsten Faktoren. Rechnet man trotz der inzwischen vor sich gegangenen z. T. recht erheblichen Verteuerung der Lebenshaltung, daß die im Juni¹⁾ festgelegten Lohn- und Gehaltsätze während des ganzen weiteren Rechnungsjahres Gültigkeit haben — was sich übrigens bei Weiterfortschreiten der Preissteigerungen kaum aufrechterhalten läßt — so würde das Reich eine Jahresausgabe von 3,97 Mrd. Goldmark für innere Aufgaben zu erwarten haben. Es verblieben ihm demnach noch 180 Mill. Mark. Hinzu kommt aber noch, daß auch die neue 800 Millionenanleihe verzinst und getilgt werden muß, was über 55 Mill. jährlich erfordert, so daß rechnungsmäßig nur 125 Mill. Goldmark zur Verfügung ständen. Das wäre ein Überschuß, wenn, ja wenn nicht die 1,25 Mrd. für Reparationen vorher abzuführen wären. Nach dem heutigen Stande der Stateinnahmen und Ausgaben ist also mit einem jährlichen Fehlbetrage von etwa einer Milliarde zu rechnen.

Nun erhebt sich sofort die Frage: wird es möglich sein, diesen Fehlbetrag zu beseitigen? Zwei Möglichkeiten sind dazu gegeben: Verringerung der Ausgaben oder Vermehrung der Einnahmen, oder besser die innige Verschmelzung beider. Was zunächst die Verringerung der Ausgaben anlangt, so sind bereits oben die Vorschläge der Sachverständigen angedeutet. Verringerte Aufwendungen für Erwerbslosenunterstützungen, für Reichsheer und Pensionen. Wenn auch bei vollem Wiederingangkommen unserer Wirtschaft, mit dem ja die Gutachter bis 1928 bestimmt rechnen, das Heer der Arbeitslosen verschwinden wird, so werden sich doch so wesentliche Ersparnisse, die den Anforderungen der zu zahlenden Leistungen voll und ganz gerecht werden, auf der Ausgabeseite kaum allein ermöglichen

¹⁾ Der vorliegende Aufsatz ist im Oktober 1924 geschrieben, teilweise also durch inzwischen erfolgte Besoldungserhöhungen usw. überholt.

lassen. Denn zu berücksichtigen ist, daß der Haushaltsplan 1924/25 ein Glendshaushaltsplan genannt werden muß, und daß das Reich in Zukunft die Erfüllung mannigfachster Aufgaben, die fürs laufende Jahr zurückgestellt sind, betreiben muß. Um hier nur eins aus den vielen herauszugreifen, wesentliche Ersparnisse im Personaletat werden kaum stattfinden können. Das Reich hat 25 % seiner Beamten abgebaut, und schon zeigt sich, daß das Arbeitspensum von dem Rest nicht bewältigt werden kann, so daß hier und dort bereits Neueinstellungen notwendig wurden.

Und nun die Einnahmeseite! Hier sind allerdings manche Möglichkeiten zur Steigerung der Einnahmen gegeben. Die Sachverständigen gehen darauf des näheren ein. Bei der Einkommensteuer bemängeln sie, daß die reicheren Klassen in Deutschland in den letzten Jahren nicht in angemessener Weise erfasst worden sind. Das muß für viele Fälle zugegeben werden. Hingewiesen muß jedoch darauf werden, daß nach dem Erzbergerschen Steuersystem die Steuersätze für die höheren Einkommen schwerer als die anderer



Testamentaufnahme

Ernst te Peerdt, Düsseldorf

Zudem erklärt der Sachverständigenbericht ausdrücklich, daß die gezahlten Löhne und Gehälter aufbesserungsbedürftig sind. Um recht wesentliche Abstriche auf der Ausgabe Seite wird es sich bei der zukünftigen Aufstellung des Reichshaushaltsplans kaum handeln können. Immerhin wird aber das Reich doch gezwungen sein, hier radikal vorzugehen und sich die Erfüllung vieler berechtigter Wünsche versagen müssen, da auch jede nur angängige Ersparnis voll und ganz zur Wirkung gebracht werden muß, weil sonst schon in Rücksicht auf die Einnahmen die geforderten Leistungen nie und nimmer bewirkt werden können. Daß dabei weitestge Sparmassnahmen aufs härteste getroffen werden, steht außer allem Zweifel.

Länder sind, und die Bemängelung einer Steuerdrückerei der wohlhabenden Klassen, mit der wohl nur Gimpelfang getrieben werden soll, zerfließt in nichts, wenn man bedenkt, daß die damaligen Verhältnisse lediglich nur durch die Inflation gegeben waren und die maßlose Geldentwertung ja den regierungsseitig in dieser Beziehung erlassenen Anordnungen weit vorausseilte. Und der Gutachterausschuß empfiehlt für die Inflationsjahre eine Nachprüfung der Steuerveranlagung bei den in Frage kommenden Klassen, obwohl er, wie ausdrücklich angegeben ist, über das Endergebnis der Gewinne oder Verluste sich nicht im klaren ist.

Bei den indirekten Steuern scheinen die Sätze dem Komitee unangemessen niedrig zu sein, und

es empfiehlt eine allmähliche Heraufsetzung. Was das für die breiten Massen zu bedeuten haben wird, das braucht wohl nicht weiter erläutert zu werden. Die Schultern der großen Masse werden bei der Erhöhung noch höhere Lasten aufgetürmt erhalten, als sie jetzt schon zu tragen haben. Ob dazu eine hinreichende, erfolgversprechende Möglichkeit besteht, die zugleich billigsten Anforderungen sozialen Empfindens Rücksicht zuteil werden läßt, diese Frage mag dahingestellt bleiben.

Auch die Gesamtbelastung des Kraftfahrzeugverkehrs erscheint den Gutachtern zu niedrig. Eine Heraufsetzung würde aber, wie hier darauf hingewiesen sei, nur zur Niederdrückung der jetzt schon arg geschädigten deutschen Automobilkonkurrenz führen und damit Tausende von Arbeitern brotlos machen.

Und auch die Erbschaftssteuer wird als außerordentlich niedrig bezeichnet; doch dabei ist vergessen, daß die Erbschaftssteuer selbst bei höchsten Sätzen in einem gänzlich verarmten Lande nur wenig bringen kann. Jedenfalls doch kaum einen beträchtlichen Anteil von den Summen, die das Reich benötigt.

Und da auch noch die Umsatzsteuer herabgesetzt werden soll, wodurch dem Reiche wieder ein erheblicher Ausfall entstehen wird, so bleibt zur wesentlichen Einnahmeerhöhung eben nur die Heraufsetzung der Einkommens- und die der indirekten Steuern übrig. Hiervon wird dann aber wohl oder übel eine weitere Verschlechterung der an und für sich schon arg gedrückten Lebenshaltung breiterer Massen die Folge sein. Welche Pläne die Reichsregierung über die zu ergreifenden Maßnahmen hegt, das ist noch nicht bekannt. Mag sie bemüht sein, noch so schonend vorzugehen, das eine ist sicher, es wird keinen einzigen Deutschen geben, der die Folgen aus der Erfüllung des Sachverständigengutachtens nicht am eigenen Leibe zu spüren hätte. Und daß die schwächsten Kreise diese Lasten am empfindlichsten, selbst bei größtmöglicher Schonung, trifft, das ist so klar, daß darüber kein Wort verloren zu werden braucht.

Freilich ein Moment ist oben bei Angabe der Reichshaushaltszahlen noch nicht erwähnt worden. Da es von einiger Bedeutung ist, mag besonders darauf hingewiesen werden: nämlich, daß das Reich für den Haushalt 1924/25 nur über einen Teil der Einkünfte aus Steuern und Zöllen verfügt, da die im besetzten Gebiete fließenden Quellen z. B. in die Kassen der Besatzung strömen. Das ist zweifellos ein wesentlicher Ausfall! Er wird jedoch nicht so groß sein, daß er auch nur einigermaßen für die Stopfung des im Haushalt des Reichs durch die Reparationsleistungen entstehenden Loches in Frage kommt. Und selbst die Wiederherstellung des normalen Wirtschaftslebens wird kaum derartig hohe Summen erbringen, daß der Fehlbetrag ohne wesentliche Erhöhung und Verbreiterung von Steuern und Abgaben gedeckt werden kann. Sei dem, wie es wolle: die auf Grund des Gutachtens erfolgte Beschlagnahme der Zölle sowie der Abgaben auf Branntwein, Tabak, Bier und Zucker, die ein ganzes Drittel bis ein Viertel des eigentlichen Reichsfonds (Gesamtsteuereinnahmen vermindert um die notwendigen Überweisungen an die Länder und Gemeinden) ausmachen, sie müssen die Finanzgebarung des Reiches außerordentlich erschweren, noch dazu, da die Reichsregierung im Bedarfsfalle auch noch andere indirekte Steuern verpfänden muß. In bezug aufs Steuerzahlen werden daher dem deutschen Volke trübste Tage und Jahre bevorstehen!

Die Reichseisenbahn.

Daß sich die Gutachter als Sicherung für die Tributquellen die besten und wertvollsten wirtschaftlichen Unternehmungen aussuchen würden, nimmt nicht weiter wunder. Und so ist es demgemäß auch ganz natürlich, daß sie die deutsche Eisenbahn hierzu herangezogen haben.

Der Betrieb der deutschen Reichsbahn ist durch ein verfassungsänderndes Gesetz vom Reich an die deutsche Reichsbahngesellschaft übergeben worden, die für alle Eisenbahnen das ausschließliche Betriebsrecht hat. Die Organe der Gesellschaft sind der Verwaltungsrat und der Vorstand. Der Verwaltungsrat besteht aus 18 Mitgliedern, die zur Hälfte von der deutschen Reichsregierung und zur andern Hälfte von dem Treuhänder als dem Vertreter der Gläubiger der Reparationsschuldverschreibungen ernannt werden (fünf von den letzteren können deutsche Staatsangehörige sein). Die Mitglieder des Verwaltungsrates müssen Eisenbahnfachverständige sein. Der Verwaltungsrat überwacht die Geschäftsführung und entscheidet über grundsätzliche Fragen. Der Vorstand führt die Geschäfte der Gesellschaft. Er besteht aus dem Generaldirektor (und verschiedenen Direktoren), der die Verantwortung für die Geschäftsführung trägt. Außer den beiden bisher erwähnten Organen ist noch die Stelle eines Eisenbahnkommissars, der die Rechte aus den Reparationsschuldverschreibungen zu wahren hat und dem weitestgehende Befugnisse der Kontrolle usw. eingeräumt sind. Er hat z. B. entscheidenden Einfluß auf Erhöhung der Tarife. Was das bedeutet, dafür seien hier die folgenden Sätze angeführt: „Wer den Güterverkehr souverän beherrscht, kann Industrien entstehen und vergehen lassen, einige Landesteile gewaltig heben und andere zur industriellen Verödung bringen“ (Hauberger: Die Reichsbahn, Heft 1). Ferner kann der Kommissar bei Nichtleistung der fälligen Zahlungen die Eisenbahnen selbst in Betrieb nehmen und Fahrzeuge und andere bewegliche oder unbewegliche Sachen, soweit sie für die Betriebsführung entbehrlich sind, verkaufen; ja er kann das Betriebsrecht der Bahnen sogar ganz oder z. T. verpachten. Soviel über die Organisation der Gesellschaft, die naturgemäß bis ins einzelste geregelt ist.

Das Grundkapital der Gesellschaft besteht aus 15 Milliarden Goldmark. Es ist eingeteilt in 2 Mrd. Vorzugsaktien und 13 Mrd. Stammaktien. Die Vorzugsaktien lauten auf den Inhaber, die Stammaktien auf das Deutsche Reich oder die Länder des Reichs. Beide Arten sind verschiedenartig dividendenberechtigt nach Deckung der vorgesehenen Leistungen für Rücklagen und Schuldendienst. Die Vorzugsaktien sind frei übertragbar. Von dem Gesamterlös aus dem Verkauf fließen dem Reich $\frac{1}{4}$ und der Gesellschaft $\frac{3}{4}$ zu. Aus dem Ertrage sind im Jahre 1925/26 im ganzen 250 Mill. Mark an die Reparationsgläubiger abzuführen. Nach vollständiger Begebung der 2 Mrd. Vorzugsaktien wird sich bei Festsetzung der Vorzugsdividende von 7 % eine Belastung der Gesellschaft in Höhe von 140 Mill. Mark ergeben.

Die Gesellschaft hat ferner alsbald nach ihrer Errichtung hypothekarisch gesicherte Schuldverschreibungen (Reparationsschuldverschreibungen) im Nennwert von 11 Milliarden Goldmark an den Treuhänder, der von der Reparationskommission ernannt wird, auszugeben. Diese Reparationsschuldverschreibungen — das sind die eigentlichen Leistungen der deutschen Eisenbahn an die Kriegsgegner — haben die Rechte einer erstgestellten Hypothek auf das gesamte bewegliche und unbe-

wegliche Vermögen der Eisenbahn. Diese Schuldverschreibungen werden von dem Treuhänder auf den Markt gebracht. Die Zahlung aus dem Obligationsschuldendienst der Eisenbahngesellschaft stellt sich für Verzinsung und Tilgung vom vierten Jahre an auf jährlich 660 Mill. Goldmark, so daß einschließlich der vorerwähnten 140 Mill. Mark für Dividende auf Vorzugsaktien insgesamt 800 Mill. Goldmark von der Eisenbahn auf Reparationskosten zu leisten sind, wozu dann noch 290 Mill. Mark Verkehrssteuer treten, die fortan nicht mehr das Reich, sondern die außenpolitischen Gläubiger erhalten.

Die Frage, die nun zu beantworten sein wird, ist die: Können derartige Summen von der Reichsbahngesellschaft überhaupt aufgebracht werden? Eine Zusammenstellung über die in Frage kommenden Posten aus der Vorkriegszeit bei einem allerdings außerordentlich blühenden Wirtschaftsleben wird ohne weiteres, wie nachstehende Zahlen zeigen, eine klare Antwort geben.

Die gesamten Eisenbahnen des Reichs und der Länder hatten

im Jahre	Überschuß M	Schuldendienst M	Reinüberschuß M
1910	921 083 851	450 900 000	470 183 851
1911	1 055 695 403	457 800 000	597 895 403
1912	1 058 567 684	471 700 000	586 867 684
1913	997 982 419	493 802 749	504 179 670

Der durchschnittliche Überschuß in dem größeren Deutschland betrug in den letzten Vorkriegsjahren also rund eine Milliarde. Die obige Gesamtbelastung von 800 Mill. Mark bleibt demnach um 200 Mill. hinter dem Überschuß zurück. Und da nach Angabe des Generaldirektors der Reichsbahngesellschaft (des früheren Verkehrsministers Dejer) die Eisenbahn ihre sämtliche Schulden zurückbezahlt hat, so kann die Last von 800 Millionen + 290 Millionen Mark Verkehrssteuer²⁾ wohl zur Not aufgebracht werden, wenn sich der Verkehr auf Friedensstärke hält. Im Falle lang anhaltender Wirtschaftsdepressionen ist es aber mehr als fraglich, ob diese Summen herausgewirtschaftet werden können. Tarifierhöhungen werden dann nicht zu umgehen sein, und damit wird dann aber die Belastung der Wirtschaft naturnotwendig um so stärker werden, je geringer die Eigenkraft der Wirtschaft selbst ist. Auf der andern Seite würden sich im Falle von Wirtschaftsdepressionen aber die Tarifierhöhungen hinwiederum auch für die Allgemeinheit durch Preissteigerungen auf allen Gebieten und durch Steigerungen der Lebenshaltungskosten oder durch Herabsinken der Lebenshaltung selbst bemerkbar machen müssen.

Die Industrieobligationen.

Der Gutachterausschuß hat bei seinen Untersuchungen die Überzeugung gewonnen, daß es billig und wünschenswert ist, von der deutschen Industrie als Beitrag zu den Reparationsleistungen eine Summe von mindestens 5 Milliarden Goldmark zu fordern, die durch ersttellig hypothekarisch sichergestellte Obligationen dargestellt werden sollen, die jährlich mit 5 % zu verzinsen und mit 1 % zu tilgen sind. Das entspricht einer jährlichen Zahlung von 330 Mill. Mark durch die deutsche Industrie. Wichtig ist, daß unter Industrie nicht nur die weiterverarbeitende, sondern auch Schiffahrts-, Bergwerks- und andere Unternehmungen zu verstehen sind. Die deutsche Landwirtschaft ist also von der Belastung ausge-

nommen. Es mag manchem zweifelhaft erscheinen, ob auch sie nicht in der Lage wäre, einen gewissen Teil dieser Lasten auf sich zu nehmen. Das Gutachten sieht davon ab. Sollte dabei die Tatsache etwa ausschlaggebend gewesen sein, daß die deutsche Landwirtschaft, die nicht einmal den innerdeutschen Markt versorgen kann, keine ausländische Konkurrenz bedeutet!? Die deutsche Konkurrenzgefahr spielt in dem Gutachten, so kühl wirtschaftlich objektiv abwägend es beim ersten Lesen auch erscheinen mag, doch immer eine, wenn auch nicht ohne weiteres durchsichtige Rolle (z. B. Kraftwagensteuer oder Einfluß des Kommissars auf Eisenbahntarife).

Für den laufenden Eingang der Zinsen und Tilgung der Industrieobligationen hat die deutsche Regierung Bürgschaft zu übernehmen, sie muß also im Etat dafür einen Risikoposten einsehen. Und wenn die Regierung auch zahlungsunfähige industrielle Unternehmungen regreßpflichtig machen kann, so dürfte doch die Tatsache kaum vorstellbar sein, daß die deutsche Regierung eine ausländische Sonderbelastung von einem zahlungsunfähigen deutschen Bürger durch Konkurserklärung oder anderen Zwang vollstreckt.³⁾ Ein Organisationskomitee, in dem Deutschland praktisch wohl nur selten die Majorität der Stimmen für seine Ansichten haben wird, hat die Befugnis, die Einzelheiten des Planes auszuarbeiten.

Für die Berechtigung dieser Sonderbesteuerung der deutschen Industrie führt das Gutachten vor allem den Gedanken an, daß der geforderte Betrag von 5 Mrd. niedriger sei als die Gesamtschuldensumme der Industrieunternehmungen vor dem Kriege, die zum allergrößten Teil durch die Entwertung der deutschen Gelder gegenstandslos geworden sei. So zweifelsfrei es auch sein mag, daß viele Industrieunternehmungen aus dem Währungsversall in den verschiedensten Beziehungen Nutzen gezogen haben — ein Eingehen darauf würde zu weit führen —, ebenso zweifelsfrei ist es aber auch, daß die Wirtschaftskraft der Industrie von heute eine viel viel geringere als die in der Vorkriegszeit ist, und daß man mit dem Hinweis auf die Höhe der Vorkriegsschulden noch längst nicht die Frage entschieden hat, daß die Industrie auch heute noch die Fähigkeit besitzt, eine solche Belastung in absehbarer Zeit überhaupt tragen zu können.⁴⁾ Zu bedenken ist doch dabei, daß die Vorkriegsschulden zum gut Teil Betriebskapital waren, daß heute nach dem Verlust des deutschen Volksvermögens aber die gesamte Industrie so betriebskapitalarm ist, daß sich die Produktion vielerorts in dem Zustand äußerster Gefährdung befindet, und daß im Wege des Kredits aufgenommenes Betriebskapital durch die nötige recht erhebliche Verzinsung schon eine solche Vorbelastung bedeutet, daß nur durch außerordentliche Hebung der Produktions- und Absatzfähigkeit die Vertragsverpflichtungen auch eingehalten werden können. Ob diese Möglichkeit bei der geringen Kaufkraft des inneren Marktes, die sich nur ganz allmählich heben kann, und bei der Konkurrenzfurcht des Auslandes, die immer mehr wächst und dem deutschen Wettbewerb Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten bereitet, besteht, das wird die Zukunft lehren.

Eine Hebung der Produktion wird jedenfalls erst dann eintreten, wenn die Produktionskosten der deutschen Industrie auf ein Minimum gedrückt worden sind. Dies kann jedoch nicht durch Schlagworte geschehen, wie sie bei

²⁾ Hinzü treten außerdem noch die Kosten, die die Tätigkeit des Kommissars verursachen, die eine weitere, im Gutachten nicht vorgesehene Belastung darstellen.

³⁾ Jessen: Was will der Dawes-Bericht (Berliner Börsenzeitung Druckerei u. Verlag).

⁴⁾ Gewerkschaften und Sachverständigengutachten, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes.

den wirtschaftlichen Kämpfen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zum Schaden des Ganzen häufig gegen besseres Wissen eine ausschlaggebende Rolle spielen. Es kann nur geschehen durch organische Verbesserung unseres Wirtschaftslebens, durch volle Ausnutzung technischer Fortschritte und durch weitere rastlose Verbesserung der Technik, sowie durch restloses Einsetzen der Arbeitskraft und der Arbeitsfähigkeit von der ersten bis zur letzten der am Wirtschaftsleben beteiligten Person. Werden diese Wege nicht beschritten, dann muß ein anderer Lastenausgleich gesucht werden, und der muß dann bestehen in der Hochhaltung oder noch Höhererschraubung der Preise auf dem inneren Markt durch Schutzzölle für industrielle Erzeugnisse. So oder so! Ein befriedigendes Ergebnis kann nur erreicht werden durch größeres Sparen und durch vermehrtes Arbeiten, soll der Standard der allgemeinen Lebenshaltung nicht gewaltsam noch mehr als bisher gedrückt werden. Und das gilt es schon deshalb, weil die Industrie über die ihr aufgelegte Sonderbelastung hinaus in beträchtlichem Maße zu den allgemeinen Lasten in Form von erhöhten Steuern herangezogen werden wird.

Im engen Zusammenhange mit den Erörterungen über die Industriebelastung steht die Frage der Sachlieferungen. Die Gutachter wissen es, so sagt Seutemann: „Ein Volk kann nicht mit Geld zahlen, Geld ist nur ein Wertmesser, ein Mittel des Tauschverkehrs.“ Denn würde jährlich die Summe von 2,5 Mrd. und darüber hinaus Deutschland entzogen, d. h. entweder bar in Geld oder gleichwertigen Mitteln gezahlt, es ließe sich leicht berechnen, wann wir damit am Ende wären, und dieser Zeitpunkt läge gar nicht allzufern. Ein Volk kann derartige Summen nur durch diejenigen Mengen seiner Produktion, die den eigenen Bedarf übersteigen, also die es für den Export mit seinen Händen und Köpfen erarbeitet, leisten, soll seine Währung nicht sofort zusammenbrechen. Deshalb sollen auch die Sachlieferungen an die Gläubigerstaaten beibehalten werden. Sie beziehen sich, soweit das Reich eine Garantie auf Lieferung der festgelegten Mengen übernehmen muß, auf Rohle, Roks, Braunkohlenbriketts, Ammoniak und andere Stickstoffprodukte, sowie auf Farbstoffe. Die Abschlüsse werden für diese Gegenstände, wie auch für die sonstigen, für die das Reich eine Bürgschaft nicht übernimmt, auf freier kommerzieller Basis getätigt. Die Bezahlung erfolgt aus den obenerwähnten Jahresleistungen von 2,5 Mrd. Goldmark. Für das erste Jahr hat Deutschland die ihm gewährte Anleihe in Höhe von 800 Mill. Goldmark zur Verfügung zu stellen, damit aus ihr die in diesem Jahre ausgeführten Sachlieferungen bezahlt werden.

Nun stellen aber die Sachleistungen für die belieferten Länder in mancher Beziehung eine starke Konkurrenz dar, so daß sie auch, nach den bisherigen Erfahrungen zu urteilen, kaum recht erheblichen Umfang annehmen werden. Es kann daher schon jetzt kaum übersehen werden, ob sie zu einer merklichen Belebung des deutschen Wirtschaftslebens beizutragen in der Lage sind. Eine Einengung der Sachlieferungen ist auch insofern vorgeesehen, daß die Zahlungen des Reichs, soweit sie ohne Gefährdung der Währung nicht in andere Länder übertragen werden können, langfristig auch in Deutschland bis zu einem gewissen Betrage investiert werden

können, wodurch auf vielen Gebieten der Wirtschaft eine Überfremdungsgefahr besteht, durch die erhebliche deutsche Vermögensteile dauernd in ausländische Hände übergehen. Für Arbeiter und Angestellte in Handel und Industrie ist das eine gar nicht zu unterschätzende Gefahr.

Auf die sonst noch vorgesehene praktische Verwendung der Leistungen Deutschlands einzugehen, würde, so interessant die dafür getroffenen Bestimmungen auch sind, hier zu weit führen. In gar mancher Beziehung erscheint es fraglich, ob die Vorschläge und Festlegungen auch wirklich ohne die Gefährdung des Ganzen durchgeführt werden können.

Überblicken wir rückschauend das Gesagte noch einmal, so dürfte der allgemeine Eindruck nur der sein: Schwer, furchtbar schwer ist in jeder Beziehung das, was man Deutschland auferlegt hat. Kein Mensch vermag heute schon zu sagen, ob sich der Plan auch nur annähernd verwirklichen läßt, weil das Zusammenwirken aller einzelnen Faktoren und die Folgen, die möglicherweise entstehen, bis in alle Einzelheiten noch nicht überblickt, geschweige denn zahlenmäßig abgewogen werden können. Jedem, der sich in die Pläne im einzelnen vertieft, muß schwindeln vor dem, was von Deutschland gefordert wird und was es erarbeiten soll. Und zwangsläufig muß eigentlich, je länger man sich mit dem Gutachten und den Ausführungsbestimmungen beschäftigt, ein immer größerer Zweifel an der Durchführbarkeit auftauchen. Und es sind deren, die objektiv nach wirtschaftlichen, nicht etwa nach politischen Gesichtspunkten wägen, gar nicht wenige, für die die Zweifel ausschlaggebend sind. Selbst im Ausland erheben sich in dieser Richtung Stimmen. Hier sei im Auszug mitgeteilt, was der Schwede Prof. Cassel über die Durchführbarkeit des Gutachtens sagt. Nachdem er von der Vernichtung der deutschen Zahlungskraft durch die fortgesetzten Unterdrückungsmaßnahmen und von den Bedenken, die gegen die Deutschland gewährte Anleihe geltend gemacht werden können, gesprochen hat, fährt er fort: Staatsfinanziell betrachtet sind die Ansprüche des Dawesschen Planes so außerordentlich groß, daß man sie sich als durchführbar schwerlich vorstellen kann. Ein Scheitern des Planes in diesem Punkte würde sich darin äußern, daß es sich als unmöglich herausstellt, überhaupt ein Gleichgewicht im deutschen Haushalt mit den beschränkten Mitteln, die der deutschen Regierung belassen werden, zuwege zu bringen. Die Durchführbarkeit des Planes hängt eng zusammen mit dem Grade der Ausfaugung, den man als möglich voraussetzt. Ohne eine sehr bedenkliche Herabdrückung des Lebensstandards des deutschen Volkes wird man keine solchen Summen, wie sie im Sachverständigengutachten vorgesehen sind, aus Deutschland herausholen. Es ist ein furchtbarer Irrtum, sich vorzustellen, daß die Zahlungen des Dawesschen Planes durchgeführt werden könnten auf Kosten der reichen Leute in Deutschland ohne eine ernstliche Herabdrückung des Lebensstandards des arbeitenden Volkes. Das Erwachen aus diesem Irrtum wird sehr unangenehm werden.

Nun, das deutsche Volk hat sich ja aus politischen Gründen zur Erfüllung des Gutachtens verpflichtet. Wenn je ein Wort treffender gewesen ist, dann gilt es in den nächsten 50 Jahren für das deutsche Volk: Arbeiten, arbeiten! Und dabei doch nicht verzweifeln!



Das tote Haus

Novelle aus Düsseldorfs Vergangenheit von H. Goedsche.

Der Monat April hatte mild und warm den Frühlingschimmer über die Gegend gedeckt, die Bäume und Felder begannen zu grünen in ihren frischen und lebhaften Farben, der alte Rhein zog, längst von der Last des Eises befreit, stolz und rauschend in seinem mächtigen Bett von den ewigen Bergen und Felsen her an den stolzen Domen und reichen Städten, den starken Schlössern und freundlichen Dörfern vorüber, durch das schöne fruchtbare bergische Land, — er war schön und friedlich, der Frühlingsabend, doppelt schön, weil er auf den grünen Ufern des herrlichen Rheinstroms lag!

Dennoch deutete rings umher gar vieles auf den Unfrieden, den die Menschen selbst in die friedliche Natur gebracht hatten. Drüben über dem Rhein lugten die Türme und Warten des stark befestigten Neuß; in den einzelnen Dörfern sah man häufig Schanzen aufgeworfen und andere flüchtige Verteidigungsanstalten; selbst die Trümmer einzelner verbrannter oder ausgeplündeter Häuser waren nicht selten, und auf dem Strom war das altgewohnte Leben und Treiben des regen Handels sehr verringert. Auf den Landstraßen oder in den Ortschaften vor den Schenken konnte man häufig Gruppen von Kriegersleuten schauen, die ihre Feldbinde zwar als zum kaiserlichen Heer gehörig bezeichnete, die aber aus aller Herren Ländern sammengerafft waren, und bei denen Zucht und Ordnung ein unbekanntes Ding schienen. Es war im Jahre 1634, eine schwere und böse Zeit für das Jülich-Bergische Land! Seit sechs- und sieben Jahren wütete jener verderbliche Krieg, der Deutschland in zwei große Parteien schied und so viele fremde Kriegsvölker in seine Grenzen gerufen hatte, die nun das Mark des Landes ausfogen und mit Blut und Brand seine Fluren verheerten. Auch das Herzogtum Kleve-Berg hatte — obgleich es sich in dem großen Kampf ziemlich neutral hielt — viel zu leiden gehabt, da es schon früher ein Zankapfel für die Intrigen der protestantischen und katholischen Partei gewesen war, die seinem Regentenhaufe harte und traurige Schicksalsfälle zugezogen und die Wohlhabenheit des Landes beinahe vernichtet hatten. Im Jahre 1609 war der letzte Herzog von Jülich-Kleve-Berg aus dem Hause Kleve im Schwachsinn gestorben, und seine junge schöne Gattin Jakobe, geborene Markgräfin von Baden, blieb allein und ohne feste Stütze. Es hatte eines starken Armes und kühlen, klugen Kopfes bedurft, um die schwierigen politischen Verhältnisse dieser gärenden Zeit zu meistern, aber die lebenslustige, jugendprüdende Herzogin Jakobe ging in dem Strudel der aus Geld- und Ländergier, Haß, Neid und Religionsstreitigkeiten entstandenen Kämpfe unter. In ihren Entschlüssen schwankend und widerspruchsvoll, hatte sie sich schließlich alle Parteien zu Feinden gemacht. Ein bergischer Ritter, der Marschall von Schentern, hatte die Macht an sich gerissen und ließ die Herzogin im Schloß gefangensetzen; dort fand man sie eines Tages tot im Bette vor. Die Todesursache ist niemals aufgeklärt worden. Einige sagen, Schentern habe sie erwürgen lassen, andere, sie sei auf kaiserlichen Befehl enthauptet worden.

Dies waren die Zeitverhältnisse, in denen unsere Geschichte beginnt. Die Sonne barg sich bereits unter dem Horizont und ihre letzten Strahlen flammten auf den rauschenden Fluten des Stromes und röteten die Dächer und Türme der Stadt, als dieser auf der alten Heerstraße, die von Köln her am jenseitigen Ufer über die Fähre bei Hamm führte, mehrere Reiter nahen. Zwei von ihnen waren die Diener der Vornehmsten, wie ihre mit mancherlei Gepäck beladenen starken Rosse bewiesen, doch waren sie vollständig und gut bewaffnet, eine Notwendigkeit, die durch die schweren Kriegszeiten und die Unsicherheit auf den Landstraßen fast durch ganz Deutschland herbeigeführt war. Der Herr der einen war ein Mann bereits im spätern Lebensalter stehend mit kühnen ernsten Zügen und tief in einen weiten Reitermantel gehüllt, während sein Gefährte im Alter der höhern zwanziger Jahre stand, ein vollkommenes Bild männlicher Blüte und Kraft. Seine Kleidung zeigte den kaiserlichen Kriegermann, und verschiedene Abzeichen an ihr, wie die schwere goldene Ritterkette über der Brust, seinen höhern Rang. Reiche dunkle Loden, unter dem breitgeränderten mit Federn gezierten Hut her-

vorfallend, umgaben ein Gesicht, aus dem ein braunes Augenpaar sinnig, kühn und kräftig ins Leben hinausblitzte, und das im ganzen einen stolzen männlichen Ausdruck zeigte. Es konnte für schön gelten, wenigstens war es eine jener Physiognomien, die die Frauen interessant nennen und denen sie stets den Vorzug geben vor der regelmässigen, aber in ihrer Regelmässigkeit oft eintönigen und weichen Schönheit. Mit kräftiger Hand zügelte der junge Krieger das feurige Ross, das ihn trug, und hielt sich seinem Gefährten zur Seite, im traulichen Gespräch mit ihm. Doch je näher die Straße sie nach der Stadt führte, desto einsilbiger wurde seine Rede, ein ernstes trübes Denken schien sich seiner Seele zu bemächtigen, und darin versinkend, ließ er achlos seinem Tier die Zügel und starnte sinnend hinaus in die Ferne, wo sich in grauen Umrissen durch die immer dunkler sinkenden Abendnebel die Zinnen und Türme von Düsseldorf zeigten.

An der ältern Kapelle vorüber, die sich damals auf dem Wege zwischen Hamm und Bilk erhob, waren die Reisenden durch das letztgenannte uralte Dorf gekommen und nahen sich der Stadt. Diese hatte ums Jahr 1634 bei weitem noch nicht die Ausdehnung, die sie heute zeigt, und im Gegensatz ein ziemlich kriegerisches Ansehen. Wo jetzt die Neustadt die Verbindung mit Bilk herstellt, standen dazumal nur wenige einzelne Höfe. Am Strom selbst entlang zog sich der fürstliche Hofgarten, von einer langen Mauer und nach der Südseite zu von einem einzelnen Zitadellwerk umgeben, das so die Fortsetzung der bereits ums Jahr 1340 von Graf Adolph VI. von Berg begonnenen und von Herzog Johann Wilhelm und Wolfgang Wilhelm vermehrten leichten Befestigungswerke der Stadt bildete. Der Eingang dazu nach dieser Seite, das Berger Tor (Bergerporz), war eine nicht unbedeutende Verteidigungsstellung nach dieser Richtung. Vom Berger Tor her zog sich die alte Stadtmauer entlang die nordöstliche Seite des Ratplatzes, wo sich am Ausgang der Flinger Straße das Flinger Tor öffnete, nach der Ratinger Pforte und endete hier am Rhein, so den Bering der Stadt bildend, streckenweise mit Wällen und Brustwehren verstärkt oder von tiefen Gräben geschützt. Das Schloß selbst mit seinen zwei Türmen, dem Lambertsturm, dem Rats- und Pulverturm blickte über die meist niedrigen Dächer der Häuser hinweg.

„Ihr seid in Gedanken, Obrist!“, sagte endlich der Ältere der Reiter, seinen jungen Gefährten darin störend. „Schaut hin, dort steht die Pforte noch offen, und wir sind endlich am Ziel unseres langen Rittes, der der Mühseligkeiten nicht wenige hatte. Wahrhaftig, es tat not, daß ich einen Kriegermann wie Euch zur Seite hatte, da wohl leichtlich die kaiserliche Bottschaft sonst unbestellt geblieben wäre.“

Der Angeredete fuhr aus seinen Träumen, streckte die Hand nach den dunklen Massen des Tores und sagte ernst: „Ich weiß nicht, wie es kommt, Herr von Sedendorf, aber je mehr ich mich diesen Mauern nähere, ein desto drückenderes Gefühl will mich beschleichen und krampft mir das Herz zusammen. Einen bösen Einfluß übt diese Stadt auf das Schicksal unseres Hauses, dem sie schon eine schwere Wunde geschlagen. Manch bittere Erinnerung erwartet mich hier; das fuhr mir so durch den Sinn und stimmte mich zum Nachdenken. Ich habe ihn nicht gern übernommen, diesen Auftrag kaiserlicher Majestät, doch, mein ich, ist nach der blutigen Tat zu Eger im Osten des Reichs wenig Ehre vor der Hand zu holen, und ich ging jenen Umtrieben gern aus dem Wege!“

„Ihr seid ein Anhänger des Friedländers, und mißbilligt den Urteilspruch kaiserlicher Majestät?“ fragte der Ältere Reiter scharf.

„Reineswegs, Herr Reichshofrat,“ entgegnete mit einem halben Spott der Offizier. „Ihr wißt sehr wohl, daß mein Herz und mein Amt gut kaiserlich sind, und das schon gar oft erprobt haben. Aber ich hasse, grade herausgesagt, den Meuchelmord, und kann mich mit solcher Tat nicht befremden. Doch laßt uns nicht streiten über das Geschehene. Seht, da sind wir am Tor, und das Fallgatter ist bereits herabgelassen. Holla, Rurt, rufe den Wächtern und fordere Einlaß für uns.“

Der Diener des Offiziers, ein bejahrter Mann, ritt vor gegen das Tor und verlangte die Öffnung. Sofort erschienen einige Soldaten und frugen nach Stand und Namen der Einlaßbegehrenden, die ihnen der Knappe als den kaiserlichen Reichshofrat von Sedendorf und den Obristen Graf Philipp von Geroldstein nannte, die mit kaiserlicher Bottschaft zu Sr. Fürstlichen Gnaden dem Herzog einritten, und nach kurzer Zögerung wurde das schwere Gitterwerk zur Seite geschoben.

Die Novelle „Das tote Haus“ ist im Jahre 1844 in einem Düsseldorfer Kalender-Abdruck erschienen. Sie schildert in lebendiger Form Verhältnisse und Vorgänge während des 30-jähr. Krieges wie sie damals nicht nur am Schauplatz der Erzählung — in Düsseldorf — sondern wie sie allenthalben in den Städten des deutschen Vaterlandes herrschten und sich ereigneten. Die Bilder zeichnete Bruno Süberfrup, Düsseldorf. Schriftleitung.

Der Reichshofrat ritt in das Tor; indem aber der junge Graf ihm folgen wollte, scheute sein Roß und stürzte, als der Reiter es spornete, in die Kruppe. Graf Philipp riß es jedoch mächtig empor. „Ein böses Omen für unsern Einritt, mein Alter,“ sagte er lächelnd zu seinem Diener. „Wollte Gott, gnädiger Herr, Ihr glaubtet daran und lehrtet um,“ bemerkte der Greis, sich kreuzend; der Ritter aber, dem Roße die vollen Sporen gebend, erwiderte: „Alter Träumer, sahst du je einen Geroldstein auf seinem Wege schon umkehren?“ und mit einem mächtigen Sprung setzte er in den Torweg und war bald wieder an der Seite seines Gefährten.

Das Dunkel des Abends war unterdes gänzlich hereingebrochen, und aus den Häusern zur Seite strahlte Lichtschimmer, als die Reisenden durch die Berger Straße ritten. Irgendein Ereignis schien die Bevölkerung aufzuregen, Kinder und Frauen standen ängstlich an den Haustüren, Männer eilten mit raschem Schritt an den Reitern vorüber dem Marktplatz zu, von dem, je näher sie ihm kamen, ein großer Lärm entgegenklang. Schon am Eingang der Markstraße befanden sie sich in einem Gedränge, daß ihre Pferde nur Schritt für Schritt vorwärts konnten, und an der Ecke des Marktes überschauten sie ein bewegtes wirres Bild.

Der Marktplatz bot damals eine weit andere Ansicht denn heutzutage. Zwar stand das große Rathaus schon, doch war sein Äußeres bedeutend verändert und durch eine hohe überdachte Vortreppe am Eingang und hölzerne Hallen zu beiden Seiten verunstaltet. Ihm zur Rechten erhob sich die alte Fleischhalle, an die beim Erfolgsstreit am 5. und 6. April 1609 die Kommissarien ihre Besignahmepatente anfügten. Nur einzelne Häuser sind es, die jetzt noch stehen aus jener Zeit, unter diesen das Gasthaus zu den drei Reichskronen, das schon damals eine vielbesuchte Herberge war. Daneben öffnete sich ein Sackgäßchen zwischen den Häuserreihen. Nämlich niedrige und schlecht gebaute Häuser schlossen den übrigen Teil des Marktes ein.

Einzelne Rien- und Pechfadeln erhielten diesen Schauplatz und vor dem Rathaus brannte eine große Leertuse und warf ihren Flammenschein über die Köpfe der drängenden Volksmenge, mit der der Markt fast ganz gefüllt war. Nur vor dem Rathaus war ein offener Platz, denn dort hielten an zwanzig spanische Reiter und ihre blanken Waffen und wilden bärtigen Gesichter scheuchten das Volk zurück, das aus der Ferne nach ihnen drohte und schimpfte. Ihr Führer aber, vom Pferd gestiegen, stand an der Treppe des Rathauses in heftigem Wortwechsel mit einigen stattlich gekleideten Bürgern, die ihre silbernen Halsketten als Mitglieder des Rates der Stadt bezeichneten.

„Dreitausend Teufel fahren Euch in die Hälse, vermaledeites Bürgerpad,“ schnob der Soldat, ein bereits bejahrter Mann, mit wilden grimmi gen Zügen; „meint Ihr, daß wir Eurer Schädigkeit wegen verhungern wollen? Für die Soldaten ist das Land, und ich frage Euch im Namen des Generals zum letztenmal, wollt Ihr zahlen und die Lieferung leisten oder nicht?“

„Ihr habt unsre Antwort bereits vernommen, Herr Hauptmann,“ entgegnete ihm unerschrocken der jüngste der anwesenden Ratschöffen, „Se. Fürstliche Gnaden der Herzog sind mit der Erklärung des Rates einverstanden und die Bürgerschaft ist der unerhörten Pladereien und Kontributionen einer Soldateska müde, die sich unsre Beschützer und Verbündete nennt, die aber weit ärger im Lande haust, als die grimmi gen Feinde tun könnten. Dort hängt der Beschluß des Rats zur öffentlichen Kundmachung, daß kein Bürger mehr unter irgendeinem Vorwand Geld von sich erpressen lasse, noch irgendeine Lieferung mache ohne Bezahlung. Und damit habt Ihr unsere letzte Antwort.“

Der spanische Hauptmann knirschte mit den Zähnen und rollte wild die Augen. „Bürgerlein, Bürgerlein,“ schrie er, „ich kenne dich wohl. Du bist aus einer Verräterfamilie und selbst ein Verräter, denn du stehst im schwedischen und brandenburgischen Sold. Zum Teufel mit Eurem Wisch, den Ihr da an die Pforte angeschlagen. Seht her, wie ich damit umgehe, und heiliges Kreuz! habt Ihr bis morgen um diese Stunde nicht dem Befehl des Generals gewillfahret, zünden wir Euch das Nest über den Köpfen an.“ Damit schritt er näher zur Pforte und streckte seine Faust aus, um den Anschlag des Altrates frech herabzureißen; aber ehe er es tun konnte, war der Schöffe, den er soeben geschmäht, dazwischengesprungen und seine Hand stieß den Krieger kühn zurück, daß er weithin taumelte.

„Nützt es nicht an, Mensch,“ schrie der junge Mann, „oder ich will Euch zeigen, daß Düsseldorf's Bürger als Männer ihr Recht zu wahren wissen! Was Ihr auf mich scheltet, das läßt Ihr in den Wart, und Ihr solltet mir Rede dafür stehen, wenn Ihr nicht als trunkener Schuft längst bekannt wäret in der Stadt.“

Im kühner, kräftiger Haltung stand der junge Bürger vor dem Ergrimmten und die andern und ältern Mitglieder des Rats drängten sich ängstlich hinter ihm, während das Volk ihm aus der Ferne Beifall rief; der spanische Hauptmann aber, als er sich aufgerafft, riß wild sein Schwert aus der Scheide und stürzte auf den Unerschrockenen zu. „Nimm das, junger Hund, und fahre zur Hölle!“ Seine Waffe war gehoben zum gewaltigen Hiebe, noch ehe der Gegner zum Schutz seine Wehr ziehen konnte, — ein Schrei der Menge erscholl — aber in demselben Augenblick wurde dem Wütenden die Waffe aus der Hand ge-

schlagen und einige kräftige Stöße mit dem Schwertknauf in den Nacken warfen ihn zur Seite. Zwischen den Streitenden hielt Graf Geroldstein und bei ihm der Reichshofrat, ein großes Pergament mit schweren Wachsiegeln in die Höhe streckend.

„Frieden, im Namen kaiserlicher Majestät!“ rief dieser mit lauter Stimme. „Hier ist das Manifest, das den Bürgern Schutz und Schirm ihres Eigentums sichert und allen kaiserlichen Kriegssoldaten bei schwerer Strafe befiehlt, sich ruhig zu halten in Freundesland und unter keinem Vorwand Exzesse zu begehen!“

„Albert Monheim!“ sagte unterdes der Offizier, sich vom Roß zu dem Beschützten niederbeugend und ihm herzlich die Hand reichend: „Schau, hätte ich dich doch kaum zurückgekehrt geglaubt in deine Vaterstadt! Wahrhaftig ich sehe, du hast die alte Unerschrockenheit des Studenten bewahrt, und herzlich freut es mich, einem Freund in dieser Stadt den kleinen Dienst geleistet zu haben.“

„Sage, einen großen, Philipp,“ erwiderte herzlich der junge Schöffe, die dargebotene Hand schüttelnd; „bei Gott, der Schurke überfiel mich, eh ich's dachte, und du hast mir das Leben gerettet. Doch sieh dahin, er scheint sich noch nicht zur Ruhe begeben zu wollen.“

Der Oberst wandte sich von dem Freunde zur andern Seite und erblickte seinen Begleiter im lebhaften Wortwechsel mit dem ligistischen Hauptmann, der, auf den Beistand seiner ihn umgebenden Reiter pochend, nicht weichen wollte, und das kaiserliche Mandat als ungültig und falsch verhöhnte.

„Seht Euch vor, was Ihr tut, Freund!“ sagte der Reichshofrat, „ich habe Fug und Gewalt, Marodeurs wie Euch aufknüpfen zu lassen ohne Kriegsurteil, und Ihr tötet daher besser, die Stadt zu räumen. Was Euren General betrifft, so steht kaiserliche Majestät doch wohl über ihm, und ich werde ein ernstes Wort mit ihm sprechen im Namen seines Monarchen für die Exzesse, die er seinen Untergebenen gegen unsere Verbündeten erlaubt hat.“

„Macht Euch nicht unnütze Worte, Herr Reichshofrat,“ unterbrach ihn sein Begleiter. „Mit Leuten dieses Schlages verfährt man kurz. Uebrigens kenne ich den grauen Burtschen, der selbst für Holts Schandbande zu schlecht war und ausgestoßen wurde. Und bei meinem Ahn, ich meine, der Bube kennt mich auch von dem Dentschehen her über sein Gesicht!“ Der spanische Hauptmann wendete sich gegen den Offizier und die Rote der Wut färbte aufs neue sein Antlitz, das durch eine über Stirn und Auge laufende Narbe noch abschreckender wurde. „Die Pest über dich, bartloser Fant, daß du mir überall in den Weg trittst,“ schrie er. „Habe was du willst, und den Lohn für die Magdeburger Schmarre!“ Bei diesen Worten fiel er mit dem Degen aus nach der umgeschützten Brust des Grafen. Doch dessen Gewandtheit rettete ihn, denn indem er sein Roß zur Seite warf, streifte das blanke Eisen nur seinen schweren Reiterstiefel und traf einen Bürgersmann, — einen armen Wollenweber, der neugierig sich dicht hinzugedrängt, — und warf diesen blutend zu Boden. Ein allgemeiner Schrei der Menge ertönte beim Anblick der Tat. „Mord, Mord! — Bruch des Stadtfriedens!“ scholl es entsetzt aus hundert Kehlen, und über den Lärm hinweg tönte die kräftige Stimme des Grafen: „Nehmt den Mörder fest! — haltet ihn auf, wadere Bürger!“ während er selbst vom Roß sprang. Vergeblich tummelten die spanischen Reiter ihre Pferde in die Volksmenge und brauchten selbst ihre Waffen. Wie ein entfesselter Löwe brach die Menge die Schranken der Furcht, die sie so lange jedem Übermut der Soldaten preisgegeben; in wenig Augenblicken waren die Reiter von den Pferden gerissen, zu Boden geworfen, und Püffe und Schläge von kräftigen Bürgeräxten hagelten auf sie herab und vergalteten die langen Quälereien. Nur der Täter selbst schien ein besseres Schicksal zu haben. Von herkulischer Kraft trotz seines Alters, hatte er mit einem Ruck den jungen Schöffen abgeschüttelt, der sich auf ihn warf, und brach sich, sein einzig Heil in der Flucht erennend, mit wütenden Schlägen Bahn durch die zurückweichende Menge und stürzte atemlos um die Marktede, über den Burgplatz dem Schlosse zu. Doch hier waren die Brüden bereits aufgezo gen, und die herzoglichen Trabanten hatten den strengsten Befehl, nach Sonnenuntergang ohne ausdrückliche Erlaubnis niemand mehr einzulassen. So eilte der Gehegte fort, vom Schreden übermannt, am Graben entlang, der das Schloß nach dem Burgplatz zu umgab, durch die Krämerstraße, vielleicht von dem Gedanten getrieben, das Ayl einer Kirche oder eines Klosters oder den Schutz der Torwachen zu gewinnen, und hinter ihm drein mit Stangen und Wehren bewaffnet die Menge, tobend und schreiend, voran der Schöffe Monheim und sein Freund. Die Soldner am Schloßhof traten in die Waffen bei dem gewaltigen unerklärlichen Lärmen, während die Flammen weniger hochgeschwungener Fadeln aus der Menge nur in düstern Umrissen die Gestalt und den Weg des Flüchtlenden erkennen ließen.

Um die alte Lambertuskirche dehnte sich damals der Begräbnisplatz mit Bäumen und Denksteinen besetzt. Durch ein Gäßchen, das vom Burgplatz nach dem Kirchhof führte, hatte bereits ein Haufen der Verfolger ihn erreicht, und so eilte, von dieser Seite abgeschnitten, der Verfolgte an der Kirche und dem Pulverturm vorüber nach der Mauer hin. Hier, am Ende des freien Platzes, erhob sich dicht an der Stadt-

mauer, die seine Grundmauer bildete, ein dunkles, zweistöckiges Haus von altertümlichem, düsterem Ansehen. Die Fensterläden waren auf den Seiten nach der Straße zu verschlossen, das Ganze hatte ein finsternes, trauriges Aussehen und schien unbewohnt zu sein. Bis zu diesem Hause war der spanische Hauptmann gelangt, als ihm die weitere Flucht auf allen Seiten von der herbeiströmenden Volksmenge versperrt war. Doch schien er hier bekannt zu sein und Rettung zu hoffen, denn eilig stürzte er die zur Pforte führenden Stufen hinauf, und seine Faustschläge donnerten gegen die verschlossene Tür, während er wild nach seinen Verfolgern umblickte und drohend seine Waffe gegen sie schwang.

Aber ehe noch irgend ein Zeichen im Hause von dem Dasein der Bewohner zeugte, oder die Pforte sich schüßend öffnete, drängten die hellen Haufen des lärmenden Volkes von allen Seiten herbei. Verwünschungen schallten aus hundert Kehlen, Stangen und Flamberge hoben sich, Fäuste mit Steinen bewaffnet — aber wie die Meute der Hunde den verwundeten Tiger umsteht, klagend und heulend, doch in weitem Kreis, so auch die Menge, obschon es nicht Furcht schien vor der drohenden Waffe des Flüchtlings, was sie zurückscheuchte. Ein anderes unheimlicheres Gefühl schien die Vordersten zurückzudrängen und scheu umstanden sie im Halbkreis ihr Opfer, während durch die Menge von Mund zu Mund das Flüstern ging: „Das ist das Haus des Meisters Leonhard, des alten Wahnwichtigen, von dem man so seltsame Geschichten erzählt!“ — Der Mörder ist vertraut mit ihm, und aus dem Hause soll eine heimliche Pforte zum Strome führen!! — Haltet ihn auf, edler Ritter, laßt ihn nicht in das Haus, sonst ist er entwischt! — Der letztere Ruf galt dem Obristen, der sich Bahn gemacht in den Kreis; nicht ohne Zaudern war ihm sein Freund gefolgt. „Ergebt Euch, Hauptmann Ratterbach, Ihr seid unser Gefangener!“

„Noch nicht, so lange ich eine Waffe habe!“ und seine Klinge kreuzte sich mit der des Grafen, während seine Linke noch immer die verschlossene Pforte zu öffnen suchte. Zugleich erscholl der laute Ruf: „Die Scharwacht! Plaz für die Wacht!“ und einen Gerichts-Schöffen an der Spitze schritt eilig die Bürgerwache herbei durch den Gang, den ihr das Volk öffnete.

„Am Gott, Kollega,“ sagte der Schöffe, ein alter Mann mit grauen Haaren, „was ist dies wieder ein böser Tag für die arme geplagte Stadt! Wir werden uns das Kriegsvolk noch ärger auf den Hals ziehen denn zuvor, und Se. fürstliche Gnaden werden uns vollends die Schuld beimessen.“

„Seid nicht ängstlich, Herr Dreyer,“¹⁾ entgegnete ihm der junge Monheim, „es sind kaiserliche Kommissarien angekommen mit einem Schutzbrief, und sind wir denn Memmen, um Mord und Totschlag ungekraft in unsern Mauern vollführen zu lassen? — Abt also unbesorgt Euer Amt und nehmt den Verbrecher fest. Seht, mein Freund hat ihn eben entwaffnet!“

Dies war geschehen. Der mutige Offizier hatte den grimmig sich Wehrenden am Kragen gefaßt, während die Soldaten der Wache ihm

kräftig beistanden und den Tobenden festhielten, um ihn zu binden. Zugleich legte der alte Schöffe seinen weißen Amtsstab auf ihn: „Im Namen des Rates dieser Stadt verhafte ich Euch wegen Totschlag!“

Ein leiser Schrei unterbrach seinen Spruch. Als sie aufblickten, war die Pforte des Hauses geöffnet und auf der obersten Stufe stand eine hohe Frauengestalt, tief in schwarze Gewänder und dicke Schleier gehüllt, während hinter ihr eine bejahrte Dienerin die Lampe trug.

„Was geht hier vor, was bedeutet der Lärm?“ sagte die schwarze Dame mit jugendlich lieblicher Stimme, aber einem fremdländischen Akzent. „Sprecht, Signoris, ist ein Unglück geschehen, und warum pocht man so ungestüm an unser Haus? — Was habt Ihr mit dem Manne da vor, tut ihm nichts zuleide, ich kenne ihn!“

„Es ist ein Mord vorgefallen, Dame,“ sagte der alte Schöffe rauh,

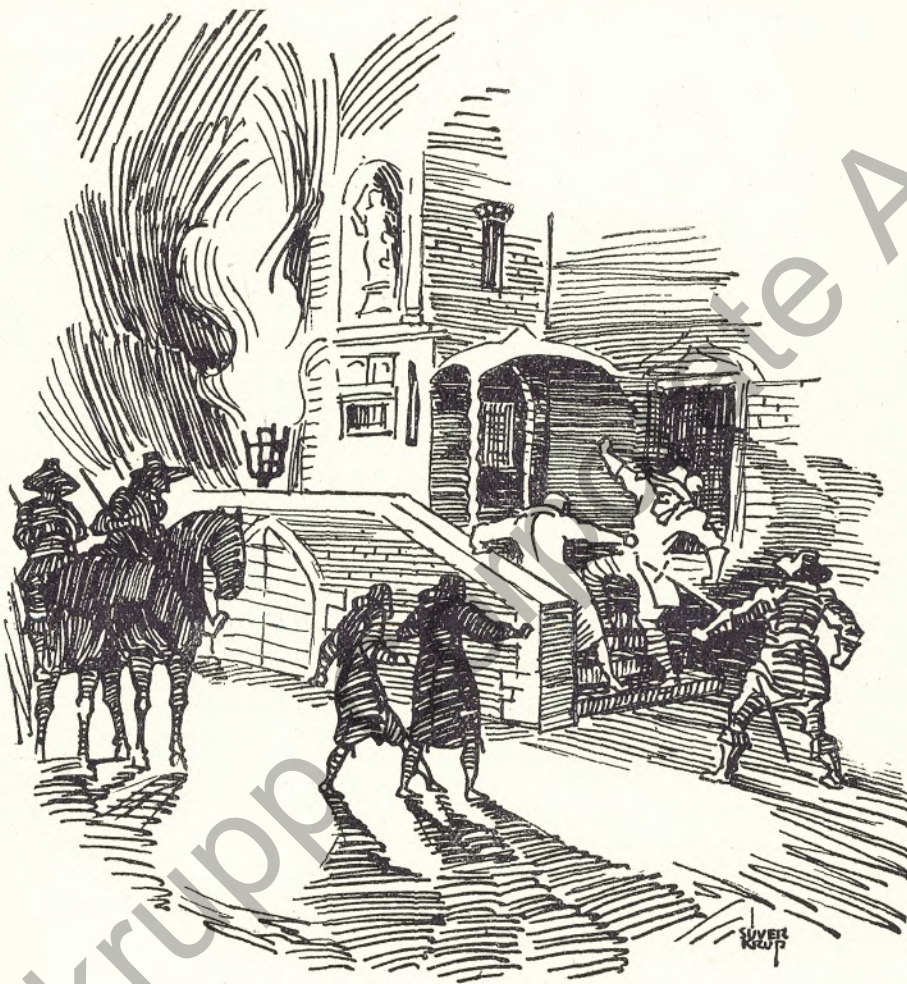
„und dieser hier ist der Täter, der sich zu Eurer Wohnung geflüchtet. Stört die Gerechtigkeit nicht, und wahrlich lieber Euer Haus, in dem der Bösewicht Freunde zu haben scheint!“

Er gab ein Zeichen, den Gefangenen fortzuführen, doch die Fremde eilte schnell die Stufen herab und faßte die Hand des Greises. „Ich flehe Euch, gebt ihn frei. Er ist der einzige, den mein armer Großvater kennt aus seiner jungen Zeit, und gewiß hat er die Tat nicht mit Willen vollbracht. Ach, es ist so entsetzlich, Blut zu vergießen, daß schon der Gedanke allein seine ärgste Strafe sein muß. Laßt ihn fliehen, Signor, laßt ihn fliehen, und ich gelobe der heiligen Madonna ein schweres Weihgeschenk!“ Bei diesen Worten hatte sie den undurchsichtigen schwarzen Schleier zurückgeschlagen und stand in flehender Stellung vor dem alten Gerichtsherrn.

Doch einen entsetzlichen Eindruck schien diese Bewegung auf den Greis und noch manche der Umstehenden zu machen. Als hätte er einen Geist gesehen, so taumelte er schnell zurück, mit weit vorgestreckten Händen

stammelnd: „Beim heiligen Apollinarius, dem Schutzpatron unserer Stadt! Geben die Gräber in der Schuhherrentirche ihre Toten zurück? — Das ist meine Herzogin oder ihr Geist!“ und alle Leute umher wiederholten es sich bekreuzend, und wie ein Lauffeuer ging es durch die Menge: „Das ist der Geist, das ist der Geist der Herzogin Jakobe!“ Die Furchtsamsten wandten sich zur eiligen Flucht, und die andern drängten weit, weit zurück nach dem Kirchhof und schauten mit banger Scheu auf die Erscheinung.

Auch der Obrist starrte mit unverwandten Blicken auf die Fremde; doch nicht in Furcht, wie das Volk umher, vielmehr schien seine Augen eine lebhafteste Bewunderung zu fesseln und eine tiefe Erregung sich seines Innern zu bemächtigen. Und wohl verdiente dieses Antlitz solche Bewunderung, das von dem Schleier umwallt wie Blüten- und Schnee aus dunkler Nacht noch immer halb flehend, halb verwundert über das jenseitige Benehmen auf den Schöffen blickte. Hellbraune Locken umgaben Gesicht und Hals, deren Farbe wie zarter Rosenhauch war; braune große Augen gaben seinen edlen bedeutungsvollen Mienen einen ganz eigentümlichen Charakter von Geist und Gefühl, von festem Sinne und Sanftmut, und doch lag wieder um Stirn und Mund jener unbeschreibliche aber ausdrucksvolle Zug, den das schwere Seelenleiden im Leben erzeugt, der, oft auch schon angeboren, ein schwärme-



„... war der Schöffe dazwischengeprungen und seine Hand stieß den Krieger weit zurück...“

¹⁾ Doktor Dreyer war einer der der Herzogin Jakobe am meisten ergebenen Räte und wurde Anfangs bei ihrem Prozeß, doch nur für kurze Zeit, gefänglich mit eingezogen

risches Interesse erweckt; der Mund selbst war voll und schön; der ganze untere, fest und kräftig gebildete Teil des lieblichen Gesichts deutete auf einen entschlossenen und willenskräftigen Geist. Es war eines jener Gesichter, gehoben durch eine hohe stolze Gestalt des Leibes, das man nur einmal zu sehen braucht, um es nie zu vergessen, um für immer das lebhafteste Interesse, wenn nicht andere Gefühle, ihm zu weihen.

„Werter Herr,“ sagte die Fremde endlich, und eine dunkle Glut der Verlegenheit überzog ihren Hals und ihr Gesicht — „ich weiß mir Euer Wesen nicht zu deuten. Sprecht, wollt Ihr meine Bitte erfüllen?“

Der alte Schöffe schritt langsam auf sie zu, noch immer die Augen starr auf sie gerichtet. „Bin ich im Schlaf, oder sind vierzig Jahre nur ein Traum für mich gewesen,“ murmelte er zweifelhaft. „Es sind ihre Züge, — selbst der Ton ihrer Stimme — und doch, doch, es ist nicht möglich, es ist ein Zufall, der meine alten Augen getäuscht hat. — Vergebt, Dame, — aber Euer Anblick weckt in meinem alten Herzen — und wie ich sehe auch in manchem andern umher ein Angedenken, das besser schlafen bliebe in tiefer Vergessenheit!“ — Er faßte ihre Hände und blickte ihr in das große dunkle Auge, — voll Schmerzen bitterer Erinnerung; das Dazwischentreten seines jungen Kollegen befreite die Fremde aus ihrer Verlegenheit. „Beruhigt Euch, Herr Dreyer,“ sagte Monheim flüsternd zu diesem — „es ist ein seltsam Spiel der Natur, das mir nicht unbekannt war, das aber besser in dieser Stadt verheimlicht bleibt; die Fremde ist die Enkelin des alten Leonhard.“

„Verzeiht das Benehmen meines Freundes, Signora,“ wandte er sich zu dieser, „und hört meine Bitte, Euch zurück in das Haus zu begeben. Der Mann, der noch immer zu Euren Füßen liegt, ist dem Arm der Gerechtigkeit verfallen und Eures Mitleids nicht wert!“

„O, Ihr hier bei dieser schrecklichen Szene, Signor Monheim,“ sagte die Dame, erfreut, den Schutz eines Bekannten neben sich zu sehn, und reichte ihm die Hand. „Ich bitt Euch, steht mir bei, den Mann zu retten vor dieser tobenden Menge. Seht, mit welchen drohenden Blicken sie uns betrachten.“

„Schlagt Euern Schleier vor das schöne Antlitz,“ flüsterte der Lizentiat, „Ihr wißt, Signora, wie dringend es Euch Euer Großvater geboten hat!“

„Nehmt mein Ritterwort, edle Dame,“ sagte hinzutretend der Obrist, „daß dem Schurken Eures Fürworts willen nichts geschehen soll, denn was das Urteil und Recht dieser Stadt besagt; ich selbst will ihn schützen.“

Die Hand der Fremden hatte schon den Schleier gehoben, als der Graf sie anredete. Ihr Antlitz wendete sich nach ihm und der Blick ihrer vollen großen Augen traf die feinen und ruhete einen Augenblick ausdrucksvoll auf seiner männlich edlen Gestalt. Dann neigte sie leicht das Haupt, wie zum Dank für das Versprechen, hüllte sich in den weiten dunklen Flor und reichte dem jungen Lizentiaten die Hand, der sie ehrerbietig zur Pforte des Hauses geleitete und diese hinter ihr schloß.

Wie ein schwerer Atemzug löste es sich von der Brust der Menge beim Verschwinden der Dame. Graf Philipp und der alte Doktor Dreyer starrten noch immer auf die Pforte, die sich hinter ihr geschlossen, bis der Lizentiat wieder in den Kreis trat und seine Anrede sie zur nächsten Pflicht aufrief. Von Minute zu Minute war der Volkshaufe angewachsen und über der Menge lag es jetzt wie ein dumpfes brausendes Gemurmel, indem jeder mit seinem Nächsten noch halb flüsternd von dem seltsamen Dazwischentreten der Bewohnerin jenes geheimnisvollen Hauses sprach. Herzogliche Erantanten und Diener hatten sich unterdes in den Kreis gedrängt, zu erkunden, was der Aufruhr zu bedeuten gehabt und wie er sich lösen würde, mit ihnen auch der Hauptmann der Bürger-Kompagnie, Ewald Kumpfboss. Während Doktor Dreyer dem herzoglichen Leutnant Theus Filling den Hergang der Sache zur Berichterstattung an Se. Gnaden mitteilte, übergab sein jüngerer Kollege den Gefangenen dem Bürgerhauptmann und befahl, ihn sicher und wohl verwahrt vor dem drohenden Volk nach dem Stadtgefängnis am Rheintor zu bringen und dort festem Gewahrsam zu übergeben. Dies geschah, und drohend und scheltend begleitete der größere Teil des Volkes den Zug der Stadtsoldaten, die in ihrer Mitte den finstern und grollend blickenden gebundenen Hauptmann führten; der andere Teil verließ sich bald von dem Platz, da eben in der nahen Kreuzherrenkirche die Glocke zur Abendandacht läutete, und nur wenige einzelne Gruppen blieben noch auf dem Kirchhof und um die Lambertuskirche her zurück.

Den kaiserlichen Offizier hatte jemand am Ärmel gezogen, während das Volk sich verließ, und als er sich umwandte, erkannte der junge Graf die alte Dienerin, die vorhin der holden Erscheinung aus dem finstern Hause gefolgt war, und die er nur flüchtig geschaut hatte. „Edler Herr, seid Ihr's wirklich, oder täuschen mich meine alten Augen?“ sagte die alte Frau. „Zwölf Jahre sind zwar eine lange Zeit, die mir übel mitgespielt hat, aber die alte Steinbergerin würde ihr schmuckes Junkerlein nicht vergessen, das so lange ihre Milch getrunken, und wenn sie hundert Jahre alt würde. — Ja, ja, Ihr seid's, das sind die Züge Eures armen Ohms und Eurer schönen gnädigen Mutter, nur männlicher und brauner geworden in der schweren Zeit. Laßt mich Eure Hand küssen, Graf Philipp, und den lieben Heiligen Dank sagen, daß sie mir erlaubten, mein Herzblatt noch einmal wiederzuschauen in diesem Leben!“

„Räthe Steinberger, meine gute treue Amme!“ sagte der Graf freundlich bewegt, während die Alte Tränen der Freude auf seine Hand weinte, „wie kommst du hierher in die fremde Stadt? Ich glaubte mich längst vergessen oder dich tot, da auf meine Fragen nach dir aus der Heimat mir schon längst der Bescheid ward, daß du bald nach mir dort fortgezogen und verschollen seist.“

„Glaubs gern,“ sagte die alte Amme. „Ihr wißt ja selbst, daß es eine schlimme Zeit war, nachdem Ihr fortgegangen, um ein Soldat zu werden unter der Leitung Eures Veters, und das spanische Volk nun zum ersten Male an den Rhein kam und hauste wie der böse Feind. Eure edle Mutter, der Gott eine selige Urstätt schenkte, mußte selber gen Frankfurt ziehen, ich aber blieb bei meinem Mann, und als der Krieg uns unsere Habe geraubt, folgten wir der Einladung eines Verwandten und zogen zu ihm ins Schwabenland, da konnte ich denn freilich nichts mehr von Euch hören, so weh mir's auch tat.“

„Aber wie kommst du hierher,“ frag dringend der Graf, „und wer ist die fremde Dame, bei der du jetzt lebst?“

„Ja, das ist ein Engel Gottes, Söhnchen,“ entgegnete vertraulich die Alte, „so hold und zart, wie Ihr nur je gewesen. Eine vornehme Edelmannstochter ist es aus dem Land Italien, und reich, gar reich, der die Eltern dort gestorben sind und die mit ihrem Großvater, der ein Deutscher ist, hierhergezogen. Der Alte aber unterliegt einem schlimmen Wahnsinn, und es ist grauenhaft, wenn seine Stunde kommt. Ich spreche gegen keine Menschenseele davon, als gegen Euch, aber ich fürchte, daß das alles einen bösen Grund hat und ein Gericht Gottes auf ihm lastet!“

„Aber wie kommst du zu der Fremden, Amme?“ — „Ja seht, Graf Philipp, das ging so zu. — Die beiden kamen, nur von einem welschen Diener begleitet, den sie später zurückschickten, in unser Städtlein, auf ihrer Reise nach dem Rhein, und der Alte wurde krank, als er den deutschen Boden wieder betreten hatte und lag an die vier Wochen darnieder in dem Ort. Und da das Fräulein nach einer Wärterin fragte, die ihr helfen könnte in der Pflege ihres Großvaters, wiesen ihr die Leute mich zu, weil mein Mann unter der Zeit gestorben und ich des Brotes sehr bedürftig war. So kam ich zu dem Fräulein und mit ihnen hierher, wo uns der Alte hält in seinen tollen Launen wie begraben in dem Hause und uns kaum gestattet, zur Kirche zu gehn im Morgengrauen, oder zum Nachtgebet. Und dennoch pflegt ihn das Fräulein wie eine Heilige und fügt sich allen seinen Launen. Es ist ein Jammer mit anzuschauen, das liebe herrliche Bild, so tugendhaft, so liebreizend und mild mit dem alten finstern Mann, der umherschleicht wie der böse Geist!“

Dem Obristen dünkte das Gehörte seltsam, — seine Gedanken schweiften bei dem schönen Frauenbild, das seine Augen speben geschaut hatten, — und er wollte eben seine Amme weiter fragen, als der junge Schöffe ihm nahte und das Gespräch unterbrach. Mit herzlichen Worten nahm Graf Philipp von der Alten Abschied und versprach ihr, sie am nächsten Abend um diese Stunde an der Kirchthür wiederzutreffen, wenn sie und ihr Fräulein die Abendandacht besuchten. Dann nahm er den Arm seines Freundes, der ihm berichtete, daß sein Reisegefährte bereits in der Herberge zum weißen Pferd eingelehrt und nach dem Obristen ausgesandt habe, und beide begaben sich dahin, der Ritter augenscheinlich in Gedanken verfunken, der junge Bürger ihn absichtlich darin nicht störend und gleichfalls den seinen nachhängend.

Die Herberge zum weißen Pferd war damals an der Ecke der Marktstraße gelegen, und eine der besuchtesten. Graf Philipp fand hier den Reichshofrat im Gespräch mit einem der herzoglichen Räte, Herrn Bertram von Drosch, der von der Ankunft des kaiserlichen Kommissarius gehört und ihm aufgewartet hatte. Der Obrist bat seinen Freund, den Abend bei ihm zu verweilen, und nachdem die Reisenden die Kleider gewechselt und einen Imbiß zu sich genommen, schlug der Schöffe ihnen vor, noch einen Gang nach der Trinkstube zum güldenen Klok zu tun, in der sich die Angesehensten der Bürgerschaft und der Hofbediensteten allabendlich zusammenzufinden pflegten. So ermüdet der Reichshofrat auch war, erklärte er sich doch zu dem Gange bereit; dem Obristen aber war die Gelegenheit willkommen, noch so mancherlei mit dem Freund zu besprechen. So begaben sich denn die vier nach dem Hause zum güldenen Klok, das auf der Volkerstraße stand. Die Trinkstube des Meißter Wienand war berühmt und vielbesucht, weil der Wirt ein lustiger gemüthlicher Rauz war und für den Bürgersmann das beste Gebräu in der Stadt, für die vornehmeren Gäste aber eine Kanne guten alten Rheinweins stets bereithielt. Durch das Vorhaus, an dessen Seite eine lange Reihe leerer und voller Fässer in zierlicher Ordnung lagen, die mit den spiegelblanken Hähnen versehen, und von schimmernden zinnernen Kannen und Krügen umgeben, gelangte man zur Schenkstube, einem großen Gemach, mit Tannenreisern, Schenkflischen und allerlei Zeichen und Schildern wohl ausgeputzt, und durch eine kleine Erhöhung in zwei Hälften geschieden. Auf dieser saßen die vornehmen Patriziergeschlechter der Stadt oder die adeligen Heuerlinge (Insassen), als da waren die Herren Scheidt, genannt Wespffennig, die von Wylich, von Spee, von Büren, von Loh, v. d. Lippe, Bernsau,

die von Merrem, von Carnap und Stummel, Reuschenberg, Palands, von Spieß, Nesselrodt und Offenbruchs, und die alten Geschlechter der Kalbenberg, Kleinenbroch, Schnikler, Mattenlodt, Monheim, Rippers, Zanders, Vahbender, Burgwinkel, Dreier, Bongardt, von Megen, von der Burg, Diepenbroich, und Pyper, Schlömer, Mauernbrecher, Pelsler, ab Hagen und andere mehr. Dergleichen fanden sich da die Herren vom Magistrat ein, die Räte und vornehmen Hofbediensteten, die in dem herzoglichen Schloß selbst keine Wohnung hatten. In dem untern Raum der Schenkstube aber saßen die wohlhabenden Bürger, und viele Namen zählte man darunter, die noch jetzt fortleben in der Stadt. Da hörte man die Namen: Wilker, Steinbrück, Hillebrand, Breidenbach, Brinkmann, Püh, Machaupt, Appradt, Offerhausen, Sommers, Hausmann, Reinhardt, Schnikler, Lohausen, Rütger, und mehr, die der Raum uns nicht erlaubt hier aufzuzählen. Schon damals bildete ein kräftiger und tätiger Bürgerstand das Hauptelement der Stadt und ihrer Wohlfahrt.²⁾ Lustig klapperten hier zwei zierliche Schenkmädchen mit den Rannen und Deckelkrügen und versorgten die Gäste für wenige Albus mit dem schäumenden Getränk, während oben die vornehmeren Besucher Herr Wienand selbst bediente; freilich waren der Gäste nicht immer so viele in der Trinkstube vereint, da für gewöhnlich die politischen Parteien und Stände sich sonderten und ihre eigenen Zusammenkünfte in andern Herbergen hielten, als da waren im Rosenbaum auf der Mühlenstraße, im schwarzen Horn auf der Ratinger Straße, oder im Kleeblatt und Kaiser auf der Marktstraße. Wenn aber ein außergewöhnliches Tagesereignis die Gemüter erregte, so war man sicher, die Trinkstube zum glühenden Klotz mit Besuchern von beiden Parteien und allen Ständen gefüllt zu finden, die hier ihre Gedanken und Neuigkeiten austauschten. So war es auch heute.

Die Verwundung des armen Webers am Rathaus — Korkmann war sein Name —, die Verfolgung und Gefangennahme des Täters und die seltsame Erscheinung der fremden Dame; endlich die so lang ersehnte Ankunft des kaiserlichen Kommissarius, alles das hatte die Gemüter aufgeregt und die Bänke und Tische der Trinkstube bereits mit Besuchern gefüllt, als die Fremden mit ihren Begleitern daselbst erschienen. Alle Blicke wandten sich auf sie, man machte den Gästen am obern Ende der Tafel Platz, und während Herr Wienand eifertig ein paar Rannen von seinem Besten herbeibrachte, machte Herr Bertram von Droef den Reichshofrat mit den Vornehmsten der Umsitzenden bekannt. Herr von Sedendorf fand unter den Geschlechtern gar manche ihm bekannte und bald war das Gespräch im vollen Gang, doch wußte der Reichshofrat geschickt allen Fragen und Erkundigungen über den Zweck seiner Mission und die Ausdehnung der kaiserlichen Vollmachten auszuweichen, vorschüßend, daß seine Sendung an Se. herzogliche Gnaden persönlich gerichtet sei, und dabei die Rede so leitend, daß er selbst mit den obwaltenden Verhältnissen des Hofes und der Stadt ziemlich vertraut wurde.

Während hier das Gespräch einen so allgemeinen Gang nahm, entfernten sich der Lizentiat und sein Freund bald von der größeren Gesellschaft und nahmen in einer Ecke des Gemaches an einem unbesetzten Tische Platz, um ungestört und traulich miteinander zu sprechen und alte Erinnerungen wachzurufen.

Monheim reichte dem Obristen die Hand. „Sei mir nochmals herzlich gegrüßt, Philipp, in den Mauern meiner Vaterstadt, und nimm meinen Freundesdank für deine rasche Hülfe. Es ist das zweite Mal, daß ich dir mein Leben verdanke, und glaube mir, der Bürger wird nicht der Schuldner des Edelmanns bleiben, wenn sich je Gelegenheit dazu bietet. Es war sicher geschehen um mein Leben, denn der graue Bube fiel mich tückisch an, ehe ich mich zur Wehr setzen konnte, und hätte mich

nicht geschont! Du schienst ihn zu kennen, und dein Anblick ihn zu neuer Mut zu reizen?“

„Er ist ein Bösewicht,“ entgegnete der Obrist, „und ein Schimpf für den Soldatenstand; jedes seiner grauen Haare könnte für eine Schandtat zählen. Ich war mit vor drei Jahren bei den unglücklichen Tagen von Magdeburg, du weißt, daß uns der Generalissimus erst am zweiten Tage die Erlaubnis erteilte, der Plünderung Einhalt zu tun. Was ich da erlebt, es waren Szenen des Entsetzens, die ich in mein Gedächtnis nicht zurückrufen mag. Aus einem Hause einer verlassenen Straße tönten mir Klageklänge entgegen. Dort fand ich den Buben mit ein paar von seinen Gefellen, zwei Frauen nackt und bloß mishandelnd auf entsetzliche Weise, während das Blut ihrer Verwandten noch den Fußboden rötete. Der Bube trat mir entgegen und wollte sich widersetzen, da traf ihn mein Degen quer über das Gesicht und zeichnete ihn für den Rest seines Lebens. Später habe ich gehört, daß ihn der Obrist Holt, unter dessen Haufen er stand, fortgejagt wegen Verdacht des falschen Würfelspiels. Wenn ihr ihn aufhebt für den heutigen Mord, tut ihr wahrhaftig ein gutes Werk!“

„Es wäre nur sein verdienter Lohn,“ sagte Monheim, „doch fürchte ich, daß er besser davontkommt. Der Bürgersmann, den er getroffen, ist nicht schwer verwundet, wie ich eben gehört habe, und der Stadthaber verbürgt sich für sein Leben. Dazu kommt, daß der Pfalzgraf — Se. herzogliche Gnaden,“ verbesserte er sich rasch, als er den fragenden Blick des Freundes bemerkte — „in derlei Fällen sehr unentschlossen sind und gern die offenen Hände mit der Soldateska zu umgehen suchen, so viel Herzeleid sie ihm und uns auch schon angetan hat. Der Gefangene ist ein Günstling des wilden Corduba, der im Lager zu Jons befehligt; obgleich bekannt wegen seiner Bosheit und Völlerei. Das Unglück hat ihn zurück in diese Stadt geführt, wo er leider geboren ist. Sein Vater war Hauptmann in der Leibgarde des verstorbenen Herzogs und vielfach in jene unglücklichen Zeitläufe verwickelt. Die Ratterbachs gehörten zur Schenkernschen Partei und boten schon damals zu jedem schlechten Streiche die Hand. — Doch laß uns schweigen von diesen Dingen und sage mir lieber, wie es dir gegangen in den fünf Jahren, die wir uns nicht gesehen und keine Kunde voneinander erhalten haben.“

„Da ist nicht viel zu erzählen, Freund,“ entgegnete der Obrist.

„Mir gings, wie es einem Kriegsmann gehen kann in so wilden Zeiten, heute hier, morgen dort, heute Sieger, morgen der Besiegte. Als wir uns in Padua trafen, wo du die Rechte studierst, ich aber vom Erzherzog hingesandt war, bei Ausrüstung der italienischen Regimenter zu helfen, und ich Partei nahm für dich, den Landsmann, in dem Streit mit dem welschen Kaufbold beim Fehgelag, und wir dann herzliche Freundschaft schlossen, einer an dem andern Gefallen findend, da dachten wir wohl schwerlich daran, daß unser nächstes Zusammentreffen bei einem ähnlichen Auftritt in deiner Vaterstadt geschehen würde. Du weißt, welches Interesse ich schon damals empfand für deine Erzählungen aus der Heimat! Seit der Zeit war ich am Hofe in Wien, ich war bei Magdeburg, bei Leipzig und half die Lützen Schlacht mitschlagen. Der Einfluß meiner Verwandten mehr als meine Verdienste verschaffte mir ein Kommando, und als mein Regiment in Bayern ziemlich aufgerieben worden, und ich zu dessen Rekrutierung in Wien war, indes das blutige Trauerspiel zu Eger geschah, da nahm ich gern den Auftrag an, den kaiserlichen Kommissarius mit dem Rest meines Regiments hierher zu begleiten und einmal den alten Rheinstrom wiederzuschauen.“

„Mit Deinem Regiment?“ unterbrach der Schöffe mit schlecht verhehltem Erstaunen den Freund. „Ihr kommt mit Truppen hierher?“

„Versteht sich, Freund, wie sollten wir sonst dem kaiserlichen Willen die gehörige Geltung verschaffen, da bei den spanischen und ligistischen Völkern der Gehorsam ohnehin nur eine schlaffe Sache ist. Doch folgen mir nur zwei Fähnlein Reiter und eine Kompanie Arkebusiere, die der Kaiser dem Herzog zum Schutz sendet auf seine Klageschrift wegen der Bedrückungen, und weil dem Vernehmen nach in Westfalen und den Niederlanden neue Schläge aelponnen werden gegen



„... Als sie ausblühten, war die Pforte des Hauses geöffnet und auf der obersten Stufe stand eine hohe Frauengestalt...“

²⁾ Sämtliche in dieser Novelle vorkommenden Namen und Bezeichnungen sind chronikalischen Notizen entlehnt und finden sich in den alten Registern jener Zeit. Die verehrten Leser werden überhaupt bemerken, daß der Verfasser so viel nur möglich die historische Treue der damaligen Zeitereignisse und der Realitäten bewahrt und berührt hat. Weitere Bemerkungen und Bezeichnungen dieser Art dürften also nicht mehr nötig sein.

die rheinischen Fürstentümer.“ Der Lizentiat schüttelte den Kopf. „Eine feste kaiserliche Besatzung in unserer Stadt, das ist ein Eingriff in die herzoglichen Rechte und in die Privilegien der Bürgerschaft! Es ist seltsam, was du mir da sagst, und könnte die Verwirrungen, an denen Stadt und Land leidet, leicht noch ärger machen. Du bist aber doch allein gekommen?“

„Der Reichshofrat hielt es für zweckmäßiger, den Fähnlein ein paar Tagereisen vorauszuweisen, um erst hier das Nötige zu veranlassen. Er mag überhaupt seine besonderen Instruktionen haben, was kümmerts mich, ich folge dem erhaltenen Auftrag und meiner Pflicht und gehe meinen Weg gerade und fest, fern von allen diesen politischen Wirren und Intrigen, die mir ohnehin in der Seele verhaßt sind. Sollte diese meine Stellung und Begleitung dir, als dem Bürger der Stadt, auch unangenehm oder gegen deine Meinungen sein, so laß sie dem Freunde nicht entgelten und uns davon abbrechen. Sage mir lieber, wer die Dame war, die heute so unerwartet bei der Verfolgung des Flüchtigen dazwischentrat und einen so seltsamen Eindruck auf alle zu machen schien.“

Das tiefe Nachdenken, das sich Monheims bei der überraschenden Nachricht des Freundes bemächtigt zu haben schien, wich plötzlich einer andern Stimmung bei der Erwähnung der Dame. Eine leichte Röte, doch von dem Freunde unbemerkt, überflog sein Gesicht, und jenen rasch und scharf anblickend, erwiderte er: „Du selbst scheinst ja schon Bekanntschaft mit den Inwohnern jenes Hauses gemacht zu haben. Wenn mich die Dunkelheit nicht täuschte, fand ich dich im vertraulichen Gespräch mit der alten Dienerin?“

„Ein seltsamer Zufall,“ sagte der Graf, „ließ mich in ihr die Pflegerin meiner Kindheit, meine alte Amme, oder vielmehr das Licht der Fackeln bei dem Auftritt vor dem Hause sie mich erkennen. Sie sagte mir, daß sie an der Schweizer Grenze, wohin sie in den bösen Zeiten gezogen war, den Alten mit seiner Enkelin kennengelernt habe und in ihren Dienst getreten sei. Was sie mir aber erzählte, war so unvollkommen und klang so verworren und seltsam, daß es das Interesse, was jene Fremde bei mir erregte, nur noch mehr erhöht und meine Neugier spannt. Wer ist sie, und wie kommt's, daß sie hier niemand zu kennen scheint? Du allein schienst vertraut mit ihr und ihren Verhältnissen!“

Der Lizentiat fuhr mit der Hand über das Gesicht, wie um einige finstere Gedanken zu verwischen, und sagte dann: „— es ist eine seltsame und geheimnisvolle Sache um diese Fremden. Der alte Mann ist ein Deutscher von Geburt und scheint selbst in dieser Stadt früher gelebt zu haben oder gar geboren zu sein. Er nennt sich jedoch nur Meister Leonhard, unter diesem Namen ist er hier bekannt, und auch ich kenne keinen andern, oder darf keinen andern kennen. Er hat den größten Teil seines Lebens in Italien zugebracht, dort sein einziges Kind, eine Tochter, an einen reichen italienischen Edeln verheiratet und ist nach dem Tode der Eltern mit seiner Enkelin, wahrscheinlich von Sehnsucht nach der Heimat oder von einem andern Grunde getrieben, von dort zurückgekehrt, um hier den Rest seines Lebens zu beschließen. Soviel ich erfahren, brachte er gewichtige Empfehlungen mit an den Beichtvater des Herzogs und mehrere andere einflussreiche Geistliche, die ihm die Erlaubnis verschafften, ungestört und unbelästigt unter fürstlichem Schutz hier seinen Wohnsitz zu nehmen. Seit jener Zeit bewohnt er mit dem Fräulein und jener Alten allein das Haus, hält sich fern von aller Welt und so auch die Seinen, und wird von seiner Enkelin gepflegt mit himmlischer Geduld in seiner furchtbaren Krankheit!“ — „Wie das? Die Amme sprach von Wahnwitz, dem der Greis unterlegen?“

„So ist es; — er muß ein starker, kräftiger Geist gewesen sein in seiner Jugend. Jetzt ist seine Seele von düsterem Wahnsinn umnachtet, und grauenvoll sollen die Anfälle sein, denen er unterliegt. Auch selbst im ruhigen Zustand ist er finster und niederbeugt und schleicht umher wie ein Schatten oder — wie ein rafflos Gepeinigter. Er lebt in den strengsten Zügelungen und die erwähnten Geistlichen sind die einzigen, mit denen er außer mir verkehrt. Das ist der Grund, weswegen im Volke über ihn und sein Haus viele abergläubische Gerüchte umherlaufen und man das letztere allgemein nur ‚das tote Haus‘ nennt.“

„Wie kommt es aber, daß du allein Zutritt hast zu dem Alten?“ fragte der Obrist. — „Er brachte ein Schreiben mit von einem alten Freund an meinen Vater, oder mag diesem selbst vielleicht bekannt gewesen sein von früher her, ich habe nie etwas Näheres erfahren. Mein Vater übernahm seine Geschäfte und Angelegenheiten, da das Vermögen der Dame einen Rechtsbeistand unumgänglich machte, und unterstützte ihn in seinen geheimnisvollen Launen. Als ich zurückkehrte, nachdem ich meine Studien zu Padua beendet, der einzigen Schule, auf der man jetzt denselben sich noch ungestört widmen konnte, und eine kurze Zeit im Norden von Deutschland mich aufgehalten hatte, war mein Vater bereits kränklich und übertrug mir alle seine Geschäfte. Auf sein Fürwort übernahm ich auch jene Angelegenheiten und der wahnsinnige Greis scheint das Vertrauen, das er meinem Vater schenkte, auf mich übertragen zu haben. Ich bin der einzige, der außer jenen Geistlichen zuweilen Zutritt hat in das Haus, und ich muß und werde sein Vertrauen ehren, darum frage mich nicht weiteres. Mein Vater starb bald nach meiner Rückkunft, und ich trat als Jüngster ein in seine Stelle und in den Rat.“

„Aber jene Jungfrau selbst, warum machte ihr Erscheinen solchen Eindruck auf die Menge?“

„Eine unglückliche und auffallende Ähnlichkeit,“ entgegnete mit einiger Verwirrung der junge Mann. „Sie verläßt nach dem strengen Willen ihres Großvaters selten das Haus und dann nur tief verschleiert. Es war unvorsichtig von ihr, sich den Augen der Menge bloßzustellen. Frage nicht weiter, du wirst es erfahren.“

„Seltsam!“ sagte der Ritter. „Aber wie heißt die Dame?“

„Giacoma, Marchesa d'Origlia.“

„Giacoma? — heißt das nicht in deutscher Sprache . . . ‚Jakobea!‘“ entgegnete der Freund mit ernster Stimme. „Hüte dich davor, Philipp von Geroldstein, — es ist kein guter Name für dein Geschlecht! — Doch laß uns aufbrechen, sieh, dein Begleiter schickt sich zur Heimkehr an und winkt dir. Du wirst müde sein von der Reise. Auf Wiedersehen morgen.“

Er reichte dem Freunde die Hand; der Reichshofrat nahm Abschied von der Gesellschaft, deren einige ihm das Geleit gaben bis zu seiner Herberge. Schweigend und sinnend gelangte der Obrist in sein Gemach. Lange noch schwebte das Bild der geheimnisvollen Fremden vor ihm, ehe der Schlaf seine Augen schloß, und auch dann sah er es noch in seinen Träumen.

Albert Monheim, der Bürgerschöffe, aber suchte sein Lager nicht so bald. Sein Wirt rief mehrere der Bestreudeten zusammen aus den Familien der Bongardts, Duverladers, Diepenbrochs, vom Stein, Bernsaus und anderen Geschlechtern, und sie versammelten sich in die Trinkstube und begaben sich in die Herberge zum schwarzen Horn. In einer Hinterstube, sicher vor jedem fremden Ohr, teilte der Lizentiat ihnen die Nachricht von der Verstärkung der Besatzung durch kaiserliche Soldaten mit. Allen kam die Nachricht so unerwartet, als sie ihnen wichtig dünkte. Manches drohende Wort wurde gesprochen.

Als der Obrist am andern Morgen in das Gemach des Reichshofrats trat, fand er diesen bereits in vertraulicher Unterredung mit dem Kaplan der vom Herzog gegründeten vollendeten Jesuitenkirche, dem Doktor Johannes Vint, dem derzeitigen Beichtvater des Fürsten, einem einflussreichen und dem Interesse des kaiserlichen Hofes und seines Glaubens mit ganzer Seele ergebenen Mann. Der Pater hielt die Briefschaften, die ihm der Reichshofrat übergeben, noch in den Händen und schien mit diesem in bestem Einverständnis, indem er noch scheidend versicherte, daß man sich ganz auf ihn verlassen könne und er alles mögliche ausbieten werde, den Fürsten zu den nötigen Schritten zu veranlassen.

Nach etwa zwei Stunden folgten ihm die beiden kaiserlichen Gesandten zur erbetenen Audienz bei dem Herzog, begleitet von ihren stattlich aufgeputzten Dienern; der Reichshofrat in seinem schwarzen Samtkleide, geziert mit einer schweren goldenen Ehrenkette, der Obrist im militärischen Schmuck.

Das herzogliche Schloß war ein, wenn auch nicht umfangreiches, doch ziemlich stattliches Gebäude. Den Hauptflügel bildete das Gebäude, worin später die Münze sich befand, das bis an das neue Rheinwerft sich erstreckte, und entlang demselben durch einen zweiten Flügel mit dem runden Hauptturm verbunden war, dessen Trümmer sich noch majestätisch erheben. Ein zweiter viereckiger, aber kleinerer Turm erhob sich zur rechten Seite des Hauptportals, deselben, wodurch man in den Schloßhof gelangte. Unter diesem Portal führte eine Treppe in die Korridors und Gemächer sowie zu dem großen Rittersaal des Schlosses, der in dem Hauptgebäude lag. Der Platz des späteren Akademiehofs und Galeriegebäudes bildete einen Vorhof, wo auf der Stelle der Statue des Kurfürsten ein großer eherner Springbrunnen mit allerlei Schnörkeleien und Allegorien sich befand. Um das Schloß selbst lief, wie schon erwähnt, vom Rhein aus ein mit der Düffel verbundener Graben, über den am Hauptportal eine große Zugbrücke und eine zweite gegenüber dem Turm an das spätere Nebenhaus führte. Außer dem Hauptportal hatte das Schloß auf der Stadt- und Rheinseite drei kleinere Porten.

Der Burggraf des Schlosses, Nikolaus Voos, empfing die kaiserlichen Kommissarien am Portal, und die herzoglichen Haushofmeister Alott Raich von Frenz und Bernhard von Woltrug geleiteten dieselben zum Audienzsaal, wo der Herzog, umgeben von seinen Räten und vornehmen Bediensteten, sie erwartete. Es waren unter diesen der Oberhofmeister Freiherr von Wonsheim, Herr Walraw Gypenbusch, der Vizekanzler, die Räte Freiherr von Graunack und Pedro de la Croce; ferner die herzoglichen Kammerer Schall und Heinrich, die Hof- und Ranzleiräte Dr. Bernhard Süßholz, Dr. Bertram von Droß, Franz Vogt, Rütger Hagen, Dr. Heinrich Brückelmann und Thomas Düffel; die Referendarii v. Decus, Scoppen und Mattenklott, die Räte Fabritius und Conßen, der Landrentmeister von Rintlin und andere mehr, sowie der Obrist der herzoglichen Trabanten Herr Werner von Oudaker und die Rittmeister Seiffart von Merode und Ludolf v. Calchum, genannt Lochausen, ein wegen seiner Kühnheit und Verwegenheit viel bekannter Mann.

Der Herzog saß auf der fürstlichen Estrade, umgeben von seinem Hofstaat, doch trat er rasch und höflich nach den ersten Begrüßungen den längst ersehnten Kommissarien entgegen. Herr Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg und bei Rhein, der durch die Besitzergreifung im Jahre 1609 und die früher erwähnten Traktate Herr der Jülich-Bergischen Lande geworden, stand bereits in seinem 56. Jahre. Unter schweren Zeitläufen und Wirren zum Mann gereift, war er in jüngeren Jahren wegen seines tätigen und energischen Geistes bekannt, später besonnen und lebensklug, im Alter selbst vorsichtig und ängstlich geworden, und dem Einfluß seiner Umgebung, namentlich der Geistlichkeit, gar sehr Raum gebend. Dennoch blitzte noch oft ein Funke seines früheren entschlossenen Geistes auf und spornete ihn zum kräftigen Handeln.

Im steten heimlichen oder offenen Zwiste mit der brandenburgischen Partei trotz aller Verträge und Uebereinkommen, war seine Regierung, da jene Partei in Stadt und Land eine nicht unbedeutende Opposition bildete, bei den vielen äußeren Bedrängnissen der Zeit und dem Druck des Krieges eine sehr beschwerliche; dennoch führte er die Fügung mit Vorsicht und Verstand, wußte den Ruin, in den das Land unter dem vorigen Herzog durch die Schenkenschen Intrigen gestürzt war, möglichst zu heben, und traf manche gute und nützliche Einrichtung. Er erweiterte die Festungswerke der Stadt bedeutend, erneuerte im Jahre 1614 ihre Rechte und Privilegien und ließ seinen im Jahre 1609 verstorbenen Vorgänger Herzog Johann Wilhelm im Jahre 1628 feierlich beerdigen. Er erbaute die Jesuitenkirche und gründete das Kollegium und Gymnasium dabei; sowie er auch die Celliten 1640 und die Kapuziner 1617 nach Düsseldorf berief, denen er ein Kloster gründete. Er war ein Mann von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau, noch ungebeugt von der Last des Alters, mit starken, doch freundlichen Gesichtszügen. —

„Seid mir willkommen, Herr von Sedendorf,“ sagte der Fürst freundlich zu diesem nach der feierlichen Begrüßung der Kommissarien; „wir kennen uns von alters her, aus dem Streit mit Sr. Liebden Unserm vielgeliebten und viel unruhigen Vetter, dem Kurfürsten. Kaiserliche Majestät haben Uns etwas lange warten lassen auf Unsere und Unserer Stände dringende Beschwerde, geben nur die Heiligen, daß sich wenigstens jetzt genügende Abhilfe finde, und den Plackereien ein Ende mache.“

„Ew. Herzogliche Gnaden wissen selbst, von wie schweren Kriegsnöten kaiserliche Majestät bedrängt waren,“ entgegnete der Reichshofrat. „Doch haben sie die erste Gelegenheit benützt, Allerhöchst ihrem Bundesgenossen die nötige Abhilfe zu gewähren. Die Ordres, so ich an den General Corduba bringe, sind die strengsten, und Herzogliche Gnaden dürfen bald in hiesigen Gegenden ein ander Regiment erwarten, da der General Hahfeld den Befehl hat, mit seinen Truppen zum Schutz der Fürstentümer sich nach dem Rhein zu ziehen. Erlauben Ew. Gnaden mir, das Antwortschreiben kaiserlicher Majestät zu überreichen.“

Der Herzog ergriff und erbrach es hastig, während des Lesens aber überzog mehr als eine düstere Wolke seine Stirn, und der Fürst kniff die Lippen zusammen, gleich als stiegen sehr unangenehme Gedanken in ihm auf. Mit scharfem stolzem Blick musterte er den Reichshofrat

und seinen Begleiter und sprach dann zu ersterem: „Kaiserliche Majestät sind sehr gnädig und wenigstens jetzt für Unser Wohl sehr besorgt, daß sie Euch, Herr Reichshofrat, Uns in so waderer und zahlreicher Begleitung hieher senden. Sollen die Fähnlein, so unter dem Kommando des Herrn Obristen stehen, ihr zeitweiliges Quartier in Stadt und Umgebung finden, so können Wir freilich nichts dagegen haben, denn leider Gottes ist Fürst und Bürger seither so an Einquartierungen, Plackereien und Land- und Leutenbeschädigungen gewöhnt worden, daß ein kurzes Maß mehr oder weniger nichts dazu tun kann. Was aber eine förmlich Schutzwache oder Besatzung anbetrifft, so glaube ich schwerlich, daß damit wohlgetan ist. Wir haben Anno 1621 bewiesen, daß Wir Uns nötigenfalls selbst zu schützen wissen. Die Stadt hat alle Rechte und Privilegien, in der Wir sie nicht gern stören, selbst um Unseres eigenen Vorteils willen nicht.“

Der Reichshofrat verbeugte sich, während der Beichtvater des Fürsten, der hinter seinem Stuhl stand, ihm winkte, sich nicht irremachen zu lassen. „Erlauben Ew. Herzogliche Gnaden mir eine geheime Unter-

redung zu erbitten, um mich meiner weiteren Aufträge zu entledigen; ich habe Befehl zu diesem Gesuch.“

Der Fürst neigte leicht das Haupt, deutete auf eine Seitentür und schritt dem Reichshofrat dahin voran. Ohne eine besondere Aufforderung abzuwarten, schloß sich der Geistliche der geheimen Unterredung an. Nach wenigen Augenblicken wurde auch der Vizekanzler Herr Spynbusch dazu entboten.

Die Unterredung währte ziemlich geraume Zeit, während der der Reichshofrat, ein gewandter Diplomat und unterstützt von dem Geistlichen, den Herzog von der Notwendigkeit einer einstweiligen Vermehrung seiner eigenen Haustruppen durch kaiserliche Völker zu überzeugen wußte. Der Reichshofrat schien weit genauere und ernstere Nachrichten über den Zustand der Dinge im Herzogtum und die drohenden Gefahren zu haben, als der Fürst selbst. Trotz der Verträge dauerten die geheimen Feindseligkeiten und Intrigen der ehemaligen Mitprätendenten, namentlich des Kurfürsten, noch immer fort, da auch

der Herzog sich nicht besonders an seine Versprechungen gebunden hatte, und jener sich dagegen zum Schutz seiner bedrängten und beleidigten Glaubensgenossen berechtigt hielt.

Der kluge Kanzler Oxenstierna, der erfahrene Prinz von Oranien und Richelieu's schlaue Politik boten alle Hilfsmittel auf, um nach dem Tode des Königs von Schweden und dem bald darauf sich neu erhebenden Übergewicht der kaiserlichen Partei derselben zu schaden und ihr den Sieg wieder zu entreißen. Am Hofe zu Wien aber empfand man wie schon früher auch jetzt die dringende Notwendigkeit, in den rheinischen Fürstentümern feste Bundesgenossen sich zu sichern und jenen Intrigen entgegenzuarbeiten. Noch war es seit dem Jahre 1621 und dem Durchmarsch verschiedener schwedischer Korps zu keinem offenen Angriff der schwedischen Partei auf das Herzogtum wieder gekommen, jedoch schienen die Niederländer nur auf eine gute Gelegenheit zu einem energischen Schlage zu warten, und in der Stadt und unter den Ständen selbst herrschte, wie bereits früher erzählt, ein großes Zerwürfnis, und die brandenburgische Partei wirkte rastlos im stillen fort und sammelte Anhänger.

(Fortsetzung folgt.)



... sie nahmen in einer Ecke des Gemaches an einem unbefestigten Tische Platz, um ungestört und traulich miteinander zu sprechen ...

Es ist Pflicht das Gute zu tun, das man tun kann, nicht aber alles Unglück in der Welt aufzuheben, da dazu kein einzelner die Macht hat: hätte er sie, so wäre auch dies Pflicht. Die Pflicht geht grade so weit als die Kraft.

Shopenhauer.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Drei im Verlaufe weniger Tage fast zufällig nebeneinander stehende Veranstaltungen rundeten sich wie von selbst zu einer Richard-Strauß-Woche. Zuerst erschien der Meister selbst im Konzertsaal, um als ausgezeichnet anschnieg-samer Begleiter seiner Lieder zu glänzen. Leider beschränkte sich die Auswahl vorwiegend auf reichlich Bekanntes. Der Baritonist Heinrich Rehlemper, der oft sehr gerühmt wird, sang hier doch recht seelenlos. Und trotz der Schönheit der Stimme haften ihr empfindliche technische Mängel an. Dann wirkte Strauß am Dirigentenpult im Stadttheater. Es gibt viele Leute, die seine „Salome“ verabscheuen. Und doch — wieviel fabelhaft Schönes steckt in dieser Musik, sowohl in Einzelheiten als auch im Gesamtaufbau! Das alles tritt doppelt klar in Erscheinung, wenn der Meister selbst zum Taktstock greift. Denn er ist zugleich einer unserer besten Dirigenten. Ein vollendetes Musizieren, ein ewiges Fließen und Streben! Unserem Orchester muß zum Lobe nachgesagt werden, daß es auf alle Wünsche des genialen Leiters mit reiflicher Hingabe einging. So war der Erfolg berechtigt und groß. Auf der Bühne hinterließ Agnes Wedekind-Wendt (Staatsoper Berlin) in der Darstellung der Titelrolle zwingenden Eindruck. Obwohl die Stimme einen Teil ihres alten Glanzes eingebüßt hat, war doch auch die gesangliche Leistung voller Reize. Durch eine zündende Wiedergabe der sinfonischen Dichtung „Zill Eulenspiegel“ — einem der besten und ergößlichsten Werke des Meisters — unter Leitung von Erich Orthmann eingeleitet, folgte sodann das neue Ballett „Schlagobers“. Diese etwas seltsame Wienerische Bezeichnung bedeutet nichts anderes als — Schlagfahne. Steht in diesem Titel etwa Selbstironie über die sich stark bemerkbar machende Süßlichkeit? Gerade neben dem geistprühenden sinfonischen Jugendwerk lassen sich die Schwächen des Alterswerkes nicht verschleiern. Die Zahl wirklich wertvoller Einfälle ist auffallend dürftig. So bleiben hauptsächlich nur instrumentale Feinheiten und die fabelhafte gestalterische Kraft, mehrere Themen zugleich zum Erklingen zu bringen. Im Ganzen steckt wohl allerlei Humor, der einem Schwächeren Ehre machen würde; aber bei einem so Starken ist man über das Ergebnis doch recht enttäuscht. Mitunter lebt echt Tänzerisches auf; aber es verflacht immer wieder. Die Aufführung selbst, von Max Semmler betreut, wirkte in einigen Sätzen wie eine Generalprobe, hatte aber an anderen Stellen schöne Rundung. Gäste bewiesen tänzerische Tüchtigkeit, ohne allerdings Überragendes zeigen zu können. Bertil Wehlsberger nahm sich der Partitur mit aller erforderlichen Leichtigkeit an.

Im Musikverein spielte Karl Flesch, der vornehme Geiger, mit schönem Ton und in reifer Auffassung das Brahmsche Violinkonzert. Die Bekanntheit mit dem jungen Russen Nicolai Orloff, der das zweite Klavierkonzert von S. Rachmaninoff spielte, war sehr lohnend und genussreich. — Schade, daß dem Bach-Verein Oberkassel tüchtige Stimmen fehlen! Denn hier wird unter Leitung von Josef Rejzles stets mit großem Idealismus musiziert. Die Wiederbelebung alter und halbvergessener Meister ist eine dankbare und erprießliche Aufgabe, um so dankbarer, wenn ein von so köstlichem mystischem Geist erfülltes Stück wie die Kantate „Wenn der Herr die Gefangenen zu Zion erlösen wird“ von Matthias Weckmann (1621 bis 1674) ausgegrienen wird. Auch eine Baßkantate von Heinrich Schütz (1585 bis 1672), von dem Baßbasso unserer Oper Walter Ries mit auffallender Stillsicherheit und schönem Ton gesungen, erwies sich als modern anmutender Volltreffer. Das Rheinische Trio verhalf Smetana und Tschaiowsky zu neuen Ehren. Ein Abend des Kölscher-Quartetts gedachte dreier Düsseldorfster Komponisten. Das erste Streichquartett des verstorbenen hiesigen städtischen Musikdirektors Julius Buths erfreute wieder durch den edlen persönlichen Ausdruck in klassischer Form; das Streichtrio von Hans Ebert baut mit unterschiedlichem Glück eine wenig gepflegte Gattung weiter, während das Quartett von Fritz Brandt sehr fein alten und neuen Geist in Einklang zu bringen versucht. Im Immermannbund spielte das ausgezeichnete Havemann-Quartett drei moderne Werke. Schöpfungen von Ph. Jarnach und Al. Zemlinsky (dem Komponisten von „Reider machen Leute“) zeigten — trotz großer Verschiedenheit der Mittel und des Ausdrucks — große melodische und formale Vorzüge. Sehr interessant in ihrer echt musikalischen Anlage wirkten drei kleine, ebenso wichtige wie herzlose Stücke des radikalen Russen Igor Stravinsky.

Schauspielhaus; Die Hoffnungen, die die Gemeinschaft der Freunde des Schauspielhauses und darüber hinaus die Kunstfreunde des ganzen Niederrheins und des Ruhrgebiets auf das neuerstandene Schauspielhaus gesetzt hatten, haben sich in dem bisherigen Verlauf der Spielzeit mehr als erfüllt. Rückblickend auf den letzten Spielmonat erwähnen wir vor allem die wirklich glanzvolle Wiedergabe von „Kaiser und

Saliläer II. Teil: Julian“. Wie bei der Erstaufführung hinterließ das Werk in der eigenen Bearbeitung des Schauspielhauses einen tiefen nachhaltigen Eindruck. Peter Esser als Kaiser Julian war überragend, ihm würdig boten Karl Ryser und August Weber vorzügliche Leistungen. An den Bühnenbildern Eduard Sturms könnte das Düsseldorfster Stadttheater manches lernen. Ein ebenfalls großer Erfolg für das Schauspielhaus war die Aufführung von „Demetrius“, dem Trauerspiel in fünf Aufzügen von Albrecht Schaeffer unter der Regie Paul Hellwigs. Hellmuth Bergmanns Demetrius war eine gute Leistung, wie auch Harry Flatow als Fürst Leo Sapieha und Felicitas Persing, Lotte Lieven und Inger Linden über den Rahmen der Aufführung hinaus ihre Rollen hervorragend verkörperten. Jedenfalls gebührt der Regie und den Darstellern das Hauptverdienst an dem Gelingen der Aufführung, zumal die Bühnenbilder viel von dem Glanz vermissen ließen, den man, vielleicht durch „Kaiser und Saliläer“ verwöhnt, erwartet hatte. Einen guten Griff hat das Schauspielhaus mit den drei Einaktern von Curt Goetz: „Die tote Tante und andere Begebenheiten“ gemacht, die auch weiterhin ein hübsches Zug- und Kassenstück bleiben werden. Man merkte förmlich den einzelnen Darstellern die Freude an, mit der sie ihre Rollen wiedergaben. Franz Goebels gab den heinlosen Apotheker in überwältigender Komik und war als Heinrich Kraft aus Köln-Nippes eine glänzende Figur. Walter Neumann rief als Professor Nägeler wahre Beifallstürme hervor. Jedenfalls werden sowohl die ärgerliche, als auch die kitschige und erbau-liche Begebenheit zusammen mit einem Franz Goebels stets ein dankbares Publikum finden. Als Gäste wirkten im Schauspielhaus die Haas-Berkow-Truppe und die russische Künstlergesellschaft „Der blaue Vogel“. Die Spiele, die die Gäste boten, wurden vom Publikum als Abwechslung dankbar empfunden und erfreuten sich eines starken Besuches.

Dortmund. Nach Puccini, Gounod, Meyerbeer und nochmals Puccini endlich Richard Wagner mit seiner „Götterdämmerung“. Wo bleibt die italienische und französische Musik bei den überwältigenden Klängen dieses deutschen Meisters? Unerreicht erscheint Wagner hier nicht nur als Erfinder anschaulicher und treffender Motive, durch die Gedankengänge und -verbindungen entstehen, die auch dem Laien das Verständnis der Dichtung erleichtern, sondern auch als Meister hundertfacher, durch Farbe, Rhythmus und Vortrag sich unterscheidender Veränderungen und Umbildungen. Der Rahmen, in den Max Camphausen das Festspiel gespannt, war durchaus würdig und wirksam, die Bilder von wunderbarer Plastik. Günther-Braun gab den Siegfried mit großzügiger Auffassung und trefflicher Stimme. Brunhilde fand in Frau Rorst-Albrich eine vorzügliche Interpretin. Die erste Wiederholung brachte als Gast in der Rolle der Brunhilde die Kammerfängerin Helene Wildbrunn, vielen geläufiger, als Helene Wehrenpfennig, da sie noch unser war. Wir können uns darauf beschränken festzustellen, daß sie als Vertreterin dieser Idealgestalt Wagnerischer Frauen kaum ihresgleichen haben dürfte. Weniger sagte sie uns zu, da wir sie wenige Tage später im Mozartischen „Don Juan“ als Donna Anna wiedersehen. Ihre gewaltigen Stimmittel und ihre sieghaft imponierende Gestalt ließen die reizende Intimität, die dem Werke eigen, nicht aufkommen. Überhaupt hatte man, wohl mit Rücksicht auf den illustren Gast, oder vielleicht auch auf die gerade zu Ende gehende Dortmunder Werbeweche der Aufführung eine zu große Aufmachung zuteil werden lassen. Man kann — besonders bei Mozart — des Guten leicht zu viel tun. — Weit besser im Tone getroffen war Aubers komische Oper „Fra Diavolo“. Aber die Späße dieser Wanditen kann man sich auch heute noch freuen. Die Titelpartie galt von jeher für einen schauspielgewandten Tenor als Glanzrolle. Für unsern Spieltenor Lufacs war sie es nicht. Seine nasale Sangesgebung läßt einen ungetrübten Genuß nicht aufkommen. Allerliebst war dagegen Fräulein Fuchs als des Wirtes Tochterlein Berline. Den Hauptanteil am Erfolge darf Dr. Kolisko als musikalischer Leiter buchen. — Man sollte glauben, mit der Zeit würde auch das breitere Publikum der Verdischen Tragik im Walzerrhythmus überdrüssig. Besuch jedoch und Zustimmung während der „Troubadour“-Aufführung lassen das Gegenteil vermuten. Man freute sich königlich über die allerdings wirkungsvoll zugerichteten, wenn auch unwahrscheinlichen Bühnenvorgänge und war gerührt von der stellenweise geradezu trivialen Musik, der Dr. Duse durch flotte Temponahme einigen Geschmack abzugewinnen suchte. Wir meinen: „Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister!“ — Nun ist auch die Tanzpantomime größeren Stils in unserm Theater zu ihrem Rechte gekommen. Ritta Rodt, die Meisterin der choreographischen Kunst, brachte in künstlerisch hochstehender Form das Ballett „Coppelia“ von Delibes heraus. Man mag über Tanz und Tanzkunst seine eigene Meinung haben, so jedoch, wie sie hier geboten wurde, hat sie ebensolchen Anspruch auf künstlerische Bewertung, wie das gesprochene oder gesungene Wort. Die tänzerische Ausdeutung dieser sinnfälligen, pridelnden Musik durch Fräulein Rodt und ihre Schar, aus der wir notwendig Herrn Georgi herausheben müssen, mutete an wie ein Märchen aus Taubendundener Nacht. Musik und Tanz vermählten sich zu wundervoller Harmonie. Auch in

genischer und vornehmlich beleuchtungstechnischer Hinsicht bedeutete die Aufführung eine Höchstleistung. — Einen „Bombenerfolg“ hatte auch das „Burgwalltheater“ mit der frisch aus Berlin importierten „Gräfin Mariza“ in der Vertonung von Emmerich Kálmán. Ein recht annehmbares, sauberes Libretto, eine reizende, schmissige, wenn auch nicht ganz neue Musik sind an sich gute Vorbedingungen. Kommen hinzu eine solch glänzende Ausstattung, blendende Kostüme, erstklassige Besetzung der Hauptrollen, das ausgezeichnet geleitete Orchester, verstärkt durch eine richtiggehende Zigeuner-Kapelle auf der Szene, so ist der Erfolg von vornherein gesichert. „Gräfin Mariza“ wird gewiß noch recht viele Verehrer finden. Rühning.

Dortmund. Das Dortmunder Konzertleben ist in diesem Winter trotz der Geldknappheit und der leeren Säle außerordentlich regsam. Es wird in dieser Hinsicht für Dortmund viel zu viel geboten. Das Wertvollste auf diesem Gebiete sind immer noch die Sinfoniekonzerte unseres prächtigen städtischen Orchesters. Man hörte in letzter Zeit deren zwei, und zwar führte im ersten Max Fiedler (Essen) mit ausgezeichnetem geistvoller Deutung den Stab. Es erklang Schumanns D-Moll-Sinfonie Nr. 4 (op. 120), Mendelssohns Klavierkonzert in D-Moll, dem Prof. Karl Friedberg ein überaus tüchtiger Vorkämpfer war, und Brahms romantische Sinfonie Nr. 2 in D-Dur. Das zweite leitete wieder Wilhelm Sieben (Dortmund) mit dem bei ihm gewohnten Temperament. Er wartete mit Anton Bruckners fünfter Sinfonie in B-Dur und der sinfonischen Dichtung „Pavlo und Francesca“ von Paul von Klenau auf.

Der hiesige „Philharmonische Verein“ veranstaltete wieder einige wohlgelungene Kammermusikabende. So gab es einen Sonatenabend, in dessen Verlauf viele Queling (Geige) und Paula Stebel von Bach die E-Dur-, von Reger die C-Moll- und von Beethoven die G-Dur-Sonate (op. 96) mit feiner Delikatesse spielte. Künstlerisch abgeklärte Leistungen bot das Gürzenich-Quartett unter Mitwirkung des Klarinettenisten Sloger, das je ein Klarinettenquintett von Mozart und Brahms und das Beethovensche Quartett in G-Dur (op. 18 Nr. 2) zu Gehör brachte.

Außerordentlich groß war auch die Zahl der geistlichen Aufführungen und Kirchenkonzerte. So führte der verstärkte Männergesang-Verein „Cäcilia“ unter Max Spindler zusammen mit dem erweiterten „Kronenburg-Orchester“ Handels Oratorium „Josua“ mit schönem Gelingen auf. Der Verein für Kirchenmusik an St. Petri sorgte unter Kurt Fintgarden für eine fein ausgeglichene Wiedergabe des Oratoriums „Die letzten Dinge“ von Spohr. Ebenso fanden auf kirchenmusikalischem Gebiete zwei Aufführungen statt, und zwar brachte der verstärkte Chor der Friedenskirche, vom Komponisten selbst sicher geführt, eine recht wirkungsvolle, groß angelegte Kantate in C-Moll mit den Worten des 90. Psalms für gemischten Chor, Knabenchor, Sopran, Tenor, Bariton, Streichquartett und Orgel des hiesigen Organisten W. Hanke-Wernburg heraus. Im 86. Orgelkonzert von Musikdirektor Karl Holschneider wurde ein Larghetto für Violine und Orgel von dem einheimischen Tonsetzer Otto Heinemann aus der Taufe gehoben. Lotte Hellwigs (Geige) reife Kunst stand dabei hilfreich zur Seite. Die Veranstaltung wurde ergänzt durch klanglich wohlgeformte Gefänge des Madrigalchors („Glück“ und „Gebet“ und Voltmanns „Abendlied“) sowie durch Lieder von Reimann und Dvorak, die die Dortmunder Sopranistin Frau Dr. Schild spendete. Weiter hatte der „Bachverein“ unter Holschneider zu einer musikalischen Totenfeier in der Reinoldskirche eingeladen. Es gelangten hier unter Hinzuziehung namhafter Solisten die Kantate „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ und der Choral „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ von Bach zum Vortrag. Die 60. Kirchenmusik in St. Marien bot einen ausgezeichneten Litz-Abend. An ihm waren Hedwig Wiemer-Pähler (Alt) und Fr. Schröder (Orgel) beteiligt.

Auch an Einzelkonzerten und Vorträgen fehlte es nicht. Es gab natürlich deren gute und weniger bedeutende. Ich will mich hier auf die besseren Darbietungen beschränken, sie würden sonst allzuviel Raum in Anspruch nehmen. Unter den einheimischen Künstlern ragten besonders Gustaf Kassel (Alt) und August Vader (Bariton) hervor, die einen künstlerisch hochstehenden Lieder- und Duettabend mit gewählter Vortragsfolge gaben. Als Gäste weilten hier Emil Sauer, der seine Meisterschaft auf dem Klaviere in Werken von Rameau, Hummel, Schumann, Chopin, Scambati und Beethoven glänzen ließ, sowie der Münchener Tonkünstler Rudolf Peters, der sich als ausdrucks- und ausdrucksstarker Beethoven-Interpret erwies. Seine eigenen Werke, die er spielte, waren etwas zu stark von Beethovenischem Geiste beeinflusst. Sehr interessant und genussreich gestaltete sich ein Richard-Strauß-Abend, den Richard Strauß am Flügel und Heinrich Rehtemper (Bariton) besetzten. Robert Rothe errang im Verein mit seiner Partnerin Lies Engelhardt hier wieder neue Erfolge. Auch die Tänzerin Mary Wigmann erntete stürmischen Beifall. Auf wissenschaftlichem Gebiete bewegten sich der Vortrag Hanns Fischers über „Sonne, Wetter, Seele“ und das etwas unverständlich geformte Thema „Die nachexpressionistische Lage“, über das

Dr. Fechter (Berlin) sprach. Ins Reich der Poesie führten zwei Dichter, Rudolf S. Binding und Hans Frand, die beide Auschnitte aus eigenen unveröffentlichten Werken und Gedichten lasen. Auch sie fanden viel Anklang. Als echte, eindringliche Vorkämpfer für die Dichtkunst zeigten sich Friedrich Kayßler, der Goethes „Werther-Gedichte“, Gysans „Schwestern Hellwege“ und Offenbachs „Weltermäer“ erklingen ließ, sowie Dr. Ludwig Wüllner mit Szenen aus dem ersten und zweiten Teile von Goethes „Faust“. Schließlich sei noch Marcell Salzers gedacht, der Frohsinn und Fröhlichkeit in dieser trüben Zeit zu neuem Leben rief. Friß Reuter.

Dortmunder Schauspiel. Im Gegensatz zu der geringen Regsamkeit der Oper betätigte sich das Schauspiel in erfrischender, von künstlerischem Willen befeelter Arbeit. Der November brachte gleich zwei Aufführungen: „Maler Sandhas“ von Friß Droop und Hans Frands Liebestomödie „Martha und Maria“. Droops Schauspiel, ein Künstlerdrama in gebundener und ungebundener Rede — um die zwiespältigen Welten des Geistes und der körperlichen Wirklichkeit auch stilistisch zu formen — sucht die Irr- und Wirrnisse eines inmitten einer Welt von Banausen und selbstgerechten Pharisäern lebenden, nach Wahrheit ringenden Künstlers bis zu seiner Erlösung durch die gläubige Gefolgschaft einer unberührten Mädchenseele dramatisch zu gestalten. Wohl gelingen dem Dichter eindrucksvolle Szenen und Verse voll klingender Schönheit und leuchtender Gedanken, aber die Handlung ertrinkt in den Tyrismen der kaum zu entwirrenden symbolischen Erscheinungen, verflüchtigt sich in quälenden Längen und der Unklarheit des letzten Zieles. Stärkere Wirkung vermochte Frands „Martha und Maria“ auszulösen. Bewußt und nicht erfolglos knüpft diese Komödie an die guten Traditionen des klassischen Lustspiels eines Lessing und Kleist an. Aus erstem Geschehen mit stark tragischem Unterton erblüht eine von still-fröhlichem Humor umspielte Handlung mit befreiendem Ausklang. In Marthas Schicksal, eines medienburgischen Pfarrherrn Tochter, die nach jahrelanger Zurückdämmung aller triebhaften Wünsche in stärkster Frauenleidenschaft erbebt, verkörpert sich die Tragik des unverheirateten älteren Mädchens. Aber blutenden Herzens kommt sie mit ihrem gestrafften Tatwillen zur Lebensbejahung und legt die Hände ihrer Schwester Maria, die das beste Teil erwählt, in die Hände des auch von ihr geliebten Mannes. Trotz einiger Einwendungen, die bezüglich der Wechselungszone und der nicht immer ansprechenden Figur des Vikars Bollermann zu erheben sind, ist das Ganze eine beachtliche Leistung des schon öfter erfolgreichen Dramatikers. Lenore Feins ungewöhnliche schauspielerische Leistung als Martha verstärkte den Beifall, für den der anwesende Dichter sich immer wieder bedanken konnte.

Im Burgwalltheater gastierten auf Einladung der „Literarischen Gesellschaft“ die Haas-Bertow-Spiele. Das „Paradeispiel“ vermochte in seiner allzu naiven Linienführung dem heutigen Empfinden kaum stärkere Eindrücke zu übermitteln, während hingegen beim „Totentanz“ aus wundervollem Zusammenklang von Wort, Musik, Rhythmus und Gebärde ein Erlebnis von plastischer Wucht und unerhörter Einprägsamkeit sich formte. In Gogols „Revisor“ fand zwar die russische Umwelt treffenden Ausdruck, allein den hohen Anforderungen, welche diese Komödie des verrotteten russischen Beamtentums an die Charakterisierungskunst der Schauspieler stellt, ist die Mehrzahl der Haas-Bertow-Schar doch nicht gewachsen. Sie sollte sich auf das ihr eigentümliche Gebiet der mittelalterlichen Spiele beschränken und nicht versuchen, gleichsam von hinten wieder in das alte Theater, aus dem sie einst mit stolzen Worten auszug, hineinkommen. — Hermann Boshdors „Bahnmeister Tod“, ein handlungsarmes, breit ausgepönnenes Stück vom Bahnwärter, der seinen Vorgesetzten aus Eifersucht in den Kanal stößt, ließ trotz der guten, stark realistischen Wiedergabe kühl, zum Teil wohl deshalb, weil es der hochdeutschen Übertragung an der frischen Ursprünglichkeit und der vielfältigen Schattierungskunst des Niederdeutschen mangelt.

In Erstaufführung für Dortmund wurde uns weiter Tolstois „Lebender Leichnam“ nahegebracht. Auf dem Hintergrunde graueinschränkender, von Hans Wildermann stark stilisierter Bühnenbilder rollte in gesteigertem Tempo die quälende und in Hoffnungslosigkeit endende Ehekränkung fast pausenlos bis zu dem dramatischen Schlusseffekt ab, in ihrer Eintönigkeit nur unterbrochen durch die Szene in der Zigeunerschenke, in der Dr. Himmighoffens Regie leuchtende Farben, russische Sangesweisen und bunte Bewegtheit der Massen zu stimmungsgesättigter Einheit zusammenfließen ließ.

Gegenüber diesem Werte des russischen Wahrheitsfinders offenbarte Obsens Schauspiel „Aora“ bei seiner Aufführung im Kammerpielhaus wieder die glänzende dramatische Enthüllungstechnik und den sorgsam durchdachten, lückenlos ineinandergreifenden Dialog des norwegischen Grüblers, wiewohl auch seine Dramen allmählich anfangen, leichten Altersstaub anzufehen. —

In sonntäglichen Morgenfeiern sprachen Friß Droop und Hans Frand eigene Dichtungen, während Willy Buschhoff-Berlin mit erläuterndem Vortrag und ausgewählten Regitationen mit der neueren russischen Dichtung bekanntmachte. Dr. R.

Dozum. Zu einem Schubert-Konzert im evangelischen Vereinshaufe hatte der Männergesangsverein „Sufstahlglocke“ eingeladen. Es berührte angenehm, daß der Verein ein Programm vorlegte, das dem Empfinden für Stilreinheit entsprach. Unter der Leitung von Rudolf Hoffmann, Dozum, legte der Verein Zeugnis ab von gutem Stimmmaterial und sicherem Können. Eingeleitet wurde der Abend mit der „Deutschen Messe“, die den Stimmen Gelegenheit gab, ganz aus sich herauszugehen. Doch klang auch das piano, wie z. B. im Agnus Dei recht fein, und in ihrer Gesamtheit hinterließen die einzelnen Gesänge den günstigsten Eindruck. In den Chören „Liebe“, „Der Entferten“, „Das Dörfchen“ bewies der Verein, daß er auch dem rein Lyrischen gerecht zu werden vermag, und besonders in dem letzteren kamen die frohen Klangfarben in schöner Weise zur Geltung. Den Abschluß des Abends bildete ein Männerchor in Begleitung von vier Hörnern: „Nachtgesang im Walde“ (op. 139). Zusammen mit dem „Waldhorn-Quartett Essen“ gab der Chor der Nachtstimmung getreuen Ausdruck, und wie in den andern Chören verstand es der Dirigent auch hier, mit seinem Material der feinen Tönung Schubertischer Kunst reellen Ausdruck zu verleihen. Zwischen den Chorwerken sang Kammerfänger Hans Wuzel vom Staatstheater in Cassel einige Lieder und der Pianist E. Potthof aus Barmen spielte die A-dur-Sonate für Klavier (op. posth.) Der Sänger verfügt über eine ansehnliche Stimme, im Vortrag jedoch fehlte es an der geistigen Durchdringung, so besonders in den Gesängen des Harfners. Herr Potthof spielte mit viel Hingabe und zeigte die Klavierskunst Schuberts in bestem Lichte. So verlief das Konzert im ganzen zur vollen Zufriedenheit der Zuhörer, die mit reichem Beifall für die Darbietungen dankten. Wir möchten nur noch anregen, auf dem Programm die Verfasser der Texte anzuführen, da dies zur allgemeinen Klarheit beiträgt.

Theater- und Musikleben in Mülheim a. d. Ruhr. Die Musen haben in Mülheim immer ein kümmerliches Dasein gefristet. Das kleine Zentralhallentheater, die Stätte der modernen Operette, konnte sich mit dieser Ware auf die Dauer nicht halten. Für einige Wochen hatte man eine bayerische Truppe gewonnen, die unter Direktor Sandbichlers Leitung neben harmlosen Volksstücken auch Anzengrubers „Meinheitsbauer“ und „Parrer von Kirchfeld“ recht gut aufführte. Im Kirchholteschen Saal, der als Interimsaalbau neu aufgemacht ist — mit zu reichlicher Stoffverbrämung freilich, die den einzigen Vorzug dieser „Musiktheune“, die Akustik, erheblich beeinträchtigt —, führte Haas Berfow mit seiner Truppe Gogols „Revisor“ und den „Totentanz“ auf, mit der diesen Spielern eigentümlichen Meisterkraft in der Bewegung und dem Bühnenbild.

Sehr lebhaft gestaltete sich die erste Winterhälfte in musikalischer Beziehung. Fast könnte man von einer musikalischen Inflation sprechen, womit keineswegs ein Werturteil bezüglich der Qualität ausgesprochen sein soll. Sie hatte aber zur Folge, daß selbst gute Konzerte nur mäßig besucht waren. Die Goethe-Gesellschaft, die das José-Quartett, Gieseking und Pembaur sich verschrieben hatte, konnte sich einzig und allein vollbesetzter Häuser rühmen. Die vollendeten Darbietungen, deren jede in ihrer Art klassisch und von unnachahmlicher Schönheit war, fanden im lichten feinabgestimmten Füllsaal statt, während das von der Volkshochschule veranstaltete Symphoniekonzert unter Leitung des Duisburger General-Musikdirektors Scheinpflug im Kirchholtes-Saalbau gegeben wurde. Außer der Leonoren-Ouvertüre und Beethovens D-Dur-Konzert, das Grevesmühl spielte, wurde Bruckners sechste Symphonie mit meisterhaftem Schwung zu Gehör gebracht. Das Grevesmühl-Quartett, seit Jahren von der Volkshochschule eingeladen, um ein größeres Publikum mit seiner Kammermusik bekanntzumachen, spielte dieses Mal außer den Meistern der klassischen und romantischen Zeit auch einen Brudner und einen Hindemith. Der Musikverein veranstaltete eine Aufführung von „Paradies und Peri“ unter Musikdirektor Schedels Leitung, die nicht auf der Höhe stand, die vor dem Kriege die Oratorienmusik in Mülheim einnahm. Daneben fanden noch kleinere Veranstaltungen musikalischer Art statt; so hat die Goethe-Gesellschaft Dr. Erich Fischers „Haus-

tomödien“ aufführen lassen, der Lautensänger Rothe sang in der Gesellschaft für Kunst und Literatur leider nur eigene Kompositionen. Alles in allem eine große Fülle und Mannigfaltigkeit musikalischer Veranstaltungen, die sich teilweise entgegenarbeiteten. Es fehlt die große, einheitliche Leitung, die hoffentlich kommen wird, wenn der neue Mülheimer städtische Saalbau an der Ruhr, der seiner Vollendung entgegengeht, fertig ist, und Mülheim einen musikalischen Lenker erhält, der seiner guten alten musikalischen Tradition entspricht und da anknüpft, wo 1914 die Fäden abgerissen sind. Dann wird es möglich sein, die Musik in Mülheim so auszubauen, wie es seinen heutigen Größenverhältnissen entspricht.

H. S.

Giacomo Puccini †. Giacomo Puccini, geboren am 22. Juni 1858 zu Lucca, ist am 29. November des vergangenen Jahres gestorben. Mit ihm ist einer der interessantesten aller Bühnenkomponisten dahingegangen. Die radikalen Jung-Italiener, die die Bühne vom alten romanischen Opern-Klingklang erlösen wollten, stießen ihm zum großen Teil sehr ablehnend gegenüber. Puccini hat, wie die meisten Ausländer, in Deutschland regte Förderung erfahren. Und so sehr man ihn auch trotzdem bei uns bekämpft hat — die meisten deutschen Komponisten haben ihm in wenigstens einem Werk Tribut zollen müssen. Die Opern Puccinis, in denen sich Einflüsse Verdis und Wagners mit Eigenem mischen, haben seit langem ihren unaufhaltbaren Siegeszug um die ganze Welt angetreten. Worin beruht das Geheimnis ihres verblüffenden Erfolges? Es ist unendlich schwer zu sagen. Denn Licht und Schatten bekämpfen und ergänzen sich nur selten mit ähnlicher Stärke und Bedeutung wie in Schaffens und Bedeutung dieses Meisters. Man kann ihn tadeln und verurteilen und muß doch im selben Augenblick einsehen, daß man ihm Unrecht tut — man kann ihn reichhaltig loben und bewundern und hat ihn dann doch ebenso wenig erfasst. In all diesem Hin und Her der Empfindungen siegt immer wieder eines: er zwingt uns trotz allem, ihn liebzugewinnen. Er war kein übermäßig starker und melodischer Erfinder, weil seiner Begabung hierzu die große Linie fehlt — und doch atmen diese kleinen mosaikartig durcheinander gewürfelten melodischen Gebilde eine Süße, die unbeschreiblich wirkt und uns in einen berausenden Traum einlullt. Er war kein vollblütiger Dramatiker — und doch haben wenige so völlig aus den Gesetzen des Theaters heraus geschaffen wie er. Das Geheimnis der Bühnenwirkung hat sich ihm geöffnet wie kaum einem Zweiten. Und seltsam — wenn ihn die Vorgänge da oben nicht interessieren, so kann er vorübergehend kühl werden bis zur Langweiligkeit. Dennoch sind nur wenige so vielseitig und anregend wie er. Denn er ist ein glänzender Illustriator, der die kleinste Zufallsituation mit verblüffend einfachen Mitteln nachzuzeichnen versteht. In diesem den Effekt mit kalblütiger Ruhe berechnenden Nervenmenschen — dem echten Kinde eines nüchternen Zeitalters — zittert doch auch immer die Sehnsucht nach verschwundener Romantik nach. Hier haben wir eine der wesentlichsten Quellen seiner Wirkung. So ist es ihm möglich, das Herz der liebenden Frau, die bei ihm zumeist Erbeben ist, in zarten Farben vorzutauschen. So sicher vorzutauschen, daß man versucht, ihrer Echtheit zu glauben. Noch ein anderes gibt seinem Werk Wert und Bedeutung: die raffinierte Mischung instrumentaler und harmonischer Farben, das Aufblühen einer nicht ganz echten, doch unbedingt eigenartigen Exotik. Man kann ihn den Impressionisten zuzählen (Beweis: seine fabelhaften, in seltsames Zwielicht getauchten Naturschilderungen) und ebenfogut den Veristen (Beweis: die ungebrogene Klarheit und Sachlichkeit der realistischen Darstellung). Und doch will er sich nie dem Zwang irgendeiner Einordnung fügen. Denn er ist eben ein durchaus Eigener, der, ohne eine überragende Persönlichkeit zu sein, doch stets den Charakter der Selbständigkeit zu behaupten vermag. Seine verblüffende Ehrlichkeit hat nie mehr zu geben versucht, als er zu geben vermochte. Doch was er geben konnte, ist reich genug, ihm für immer einen Ehrenplatz unter den für die Bühne Schaffenden zu sichern. Denn noch einmal: er war ein Hexenmeister, dem alle Mittel zu Gebote standen, uns zur Liebe zu zwingen. Und diese Liebe wird stets — auch, wenn wir uns ihrer erwehren wollen — etwas Kaufhaftes haben. Carl Heizingen.

Zur Jahrtausendfeier der Rheinlande

Die Bedeutung des Jahres 1925 für die Rheinlande liegt darin, daß vor gerade 1000 Jahren der letzte Rest des linken Rheinufers nach mancherlei wechselvollen Fährlichkeiten mit den übrigen deutschen Staaten auch staatlich für immer vereinigt wurde, während die kulturellen und geistigen Zusammenhänge nie getrennt waren. Zugleich ist aus dieser Verbindung erst das deutsche Reich erwachsen, wie wir es nach Umfang und Bedeutung in unserer Geschichte kennen. König Heinrich I. hat im Jahre 925 diese große Tat vollendet. Im gebührt daher ein dankbares Gedenken. Die Rheinlande, die Wiege der gesamten modernen Staatenbildungen und Staatsverfassungen, der Jahrtausendbealte Kampfplatz in dem Widerstreit zwischen Germanen- und Romanentum, rüsten sich zu einer würdigen Feier dieses großen Ereignisses. Es gilt, den Gedanken der Zusammen-

gehörigkeit und der völligen Einheit aller deutschen Stämme neu zu beleben und zu stärken, und von diesem Gedanken sollen alle geplanten Festlichkeiten getragen werden, die nicht nur Aushängeschild für Ausstellungen oder zur Verstärkung des Fremdenverkehrs sein sollen.

Rhein will einen Überblick über den Werdegang der Rheinlande nach verschiedenen Richtungen bieten. Außer einer Darstellung der geographischen Beschaffenheit des Landes durch Modelle, Karten, Landschaftsbilder soll die staatliche Entwicklung durch das Mittelalter und die Neuzeit bis auf unsere Tage gezeigt werden. Dabei werden besondere Bedeutung das römisch-deutsche Kaisertum, die rheinischen Kurfürsten, die Kultur des Adels, der Bauern und der Bürger beanspruchen. Es sollen u. a. Erinnerungszeichen an das römisch-deutsche Kaisertum aufgestellt werden, wie sie in dieser Fülle seit der Ordnung

des letzten römisch-deutschen Kaisers nicht mehr gesammelt gesehen wurden. Die Darstellung der kirchlichen Entwicklung der Rheinlande wird Gelegenheit bieten, die herrlichsten Schätze kirchlicher Kunst vorzuführen. Die Kölner Schreine, allen voran der Dreikönigenschrein, der Siegburger Schatz, die Kunstwerke der alten Kirchen der Mainzer Diözese, aus Trier und anderen im Mittelalter bedeutamen Städten sind der Ausstellungsleitung bereits zugesagt. Auch Speyer und Worms werden besondere Abteilungen mit ihren Schätzen füllen. An die Kathedralkirchen wird sich ein Überblick über die Dorf- und Pfarrkirchen, die Klöster und Wallfahrtskirchen und ihre Schätze anschließen, und darunter werden zahlreiche hervorragende Schöpfungen der mittelalterlichen Malerei und Plastik besondere Aufmerksamkeit erheischen. Auch das Kunstgewerbe mit seinen feinen Arbeiten an kirchlichen Geräten und bürgerlichem Hausrat aller Art wird eine Fülle herrlicher Stücke zur Schau stellen. Neben Kunst, Theater, Wissenschaft, Unterricht, Literatur und Politik werden das gesellige Leben, Jagd, Spiel und Turnier, Volkstrachten usw. Beachtung finden. Daneben wird noch in einer besonderen Abteilung die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Rheinlande vorgeführt werden.

Nach den bisher von den maßgebenden Stellen gemachten Zusagen ist mit einer solchen Fülle wertvollen Materials zu rechnen, daß mit Recht die im nächsten Jahr in Köln stattfindende Ausstellung wohl als die wertvollste und sehenswerteste bezeichnet werden darf, die in Westdeutschland je veranstaltet worden ist.

Gewissermaßen als Vorspiel der bevorstehenden Festlichkeiten fand am 1. Dezember in Köln die feierliche Weihe der St. Petersglocke statt, die an die Stelle der dem Vaterland geopfertem großen Kaisererglocke tritt. Inmitten des Hauptportals des Domes ruhte die mächtige Glocke zwischen frischem Grün unter einem roten Baldachin, als der Erzbischof von Köln, Kardinal Schulte, in Gegenwart mehrerer Minister, der Spitzen der Kölner Behörden und anderer hervorragender Persönlichkeiten die Weihehandlung vollzog. In seiner anschließenden Festrede führte er u. a. aus, daß die neue Glocke ein Sinnbild werden soll von des deutschen Volkes und des Deutschen Reiches Einheit und zugleich des endlich wiedererlangten äußeren Friedens und der Völkerveröhnung. „Friede sei ihr erst! Geläute!“ Sie soll uns ein Herold des Gottvertrauens, der Zuversicht, des Trostes und der Kraft sein.

Läute Liebe, Freiheit, Frieden, wie ein Wächter, wie ein Hirt,
Daß ein Wohlergehen auf Erden allen guten Menschen wird.
Kölner Dom — ein ewig Zeichen, ausgebaut zu Gottes Ehr',
Läute du aus Himmelswolken uns den Odem Gottes her.

Die für das Jahr 1925 in Düsseldorf vorgesehene große Kunstausstellung zergliedert sich in zwei Abteilungen: in eine historische Ausstellung rheinischer Kunst in größtem Umfang und in eine moderne Bilderschau, veranstaltet vom Verein Düsseldorfer Künstler zur Veranstaltung von Kunstausstellungen. Es soll eine Ausstellung werden, die auf der Höhe früherer besserer Jahre steht. Der künstlerische Leiter des ganzen Unternehmens ist Direktor Kölsch, und er hat bereits Schritte unternommen, um für die historische Schau die überall zerstreuten bedeutenden Bilder der alten guten Düsseldorf Künstler zusammenzubekommen. Außerdem hat der Oberbürgermeister Dr. Lehr an den Verein geschrieben, er müsse sich vorbehalten, solche Kunstwerke, die nicht in den Rahmen der Ausstellung passen, zurückzuweisen. Die Verwaltung hofft, daß die Ausstellung

des Jahres 1925 den Ruf Düsseldorfs als Kunststadt verbessern wird. Bei der Kunstausstellung wird es im Jahre 1925 nicht bleiben. Die städtische Verwaltung sagt sich mit Recht, daß eine Gemäldeausstellung allein nicht vermag, Fremde in größerer Anzahl nach Düsseldorf zu ziehen. Es lag da nahe, angesichts der im Jahre 1925 erfolgenden Einweihung des Stadions an eine Sportausstellung zu denken, und der ehemalige Oberbürgermeister Dr. Wilms, der als Leiter der großen Industrieausstellung 1902 sich als außerordentlich fähig erwiesen hat, wurde mit den Vorarbeiten beauftragt. Dieser Plan ist jedoch nunmehr für das Jahr 1925 fallen gelassen und auf 1926 verschoben worden.

Im Jahre 1926 wird ein bedeutames Ereignis in Düsseldorf stattfinden, nämlich die Tagung der deutschen Naturforscher und Ärzte. Die Stadt beabsichtigt anlässlich dieses Riesenkongresses eine Aus-

stellung für Gesundheitswesen, soziale Fürsorge und Leibesübungen durchzuführen, und zwar in Verbindung mit dem glänzend ausgestatteten Hygiene-Museum in Dresden. Die Ausstellung wird groß aufgezogen und dürfte eine Anziehung ersten Ranges werden. Die Versammlung der Ärzte und Naturforscher, die an sich ja nur einem kleineren Teile der Bevölkerung zugänglich ist, soll mit allen Kreisen auf breiter Grundlage Fühlung nehmen dadurch, daß von namhaften Gelehrten in den Abendstunden allgemeinverständliche Vorträge gehalten werden. Dadurch bekommt sie einen Einfluß, der weit über die rein örtliche Bedeutung hinausgeht. Im Mittelpunkt steht die bekannte hygienische, medizinische und ethnographische Schau „Der Mensch“, die schon im Jahre 1911 auf der Dresdener Hygieneausstellung gewaltiges Aufsehen erregte und inzwischen noch weiter ausgebaut werden konnte. In weiteren Abteilungen sollen Tierseuchen und Pflanzenkrankheiten, Arbeits- und Arbeiterhygiene, Arbeits-Physiologie und Arbeiter-Psychologie behandelt werden. Auch das Wohnungs- und Siedlungswesen, ferner die soziale Fürsorge, ein Gebiet, das noch niemals in einer Ausstellung dargestellt worden ist, finden Berücksichtigung. Da Sport und Leibesübungen von Hygiene folgerichtig nicht getrennt werden können, wird die zuerst für 1925 geplante Sportausstellung als großangelegter Teil der Hygieneausstellung gleichzeitig mit durchgeführt.

Außer der Kunstausstellung bringt das Jahr 1925 für Düsseldorf noch eine Blumenschau und eine Ausstellung des deutschen Eisengießereiwesens in Verbindung mit der Tagung des Vereins Deutscher Eisengießereien

und des Vereins Deutscher Ingenieure. Diese Veranstaltung wird über den Rahmen einer Kongreßtagung weit hinausgehen. Sämtliche Ausstellungen finden in der großen Halle hinter dem Kunstpalast und in den Messebauten statt, die von der Stadt zur Verfügung gestellt werden.

Die Stadt Essen wartet ebenfalls mit verschiedenen Ausstellungsplänen auf. Sie will im Jahre 1925 eine Lebens- und Genußmittelausstellung veranstalten, weiter wieder die rheinische Tabakmesse und sodann eine neue Fachmusterschau, und zwar die rheinisch-westfälische Drogistenmesse, die bereits für 1923 vorgesehen und vorbereitet war. Im Frühjahr 1925 soll dann die für 1923 geplant gewesene Ausstellung „Unser Sport“ zur Tatsache werden. Hinzukommt weiter eine Tagung der deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene und eine Bauausstellung. Im übrigen trägt sich Essen noch mit anderen Plänen auf diesem Gebiete, zu welchem Zwecke der Bau einer neuen Ausstellungshalle und die Aufschließung weiteren Ausstellungsgeländes vorgesehen ist.

In Duisburg hat man sich auf eine Reihe von Veranstaltungen in einer vom 6. bis 14. Juni dauernden Festwoche geeinigt. Dieser geht im April eine Kunstausstellung heimatischen Charakters voraus,



Die neue St. Petersglocke des Kölner Domes

die aber nach Ostern eine Umgestaltung erfährt, weil ein Teil der Ausstellungsstücke zu der großen Ausstellung nach Köln geht. Es sollen weiter gebildet werden ein Ausschuss für künstlerische Veranstaltungen (Festspiel, Theater, Musik), Ausschüsse für Ausstellungen, für Filmvorführung heimatlicher Art, für Sportvereinigungen, ein Presse- und ein Werbeausschuss, ein solcher für Verkehrs- und Wohnungsfragen, dem auch die Anregung zum festlichen Schmuck und zur Ausschmückung der Geschäfte obliegt, ein Kongressausschuss, einer für die Herausgabe der Festschrift und ein Finanzausschuss. Es wurde dann noch beschlossen, für ein Plakat und die Druckfachenausstattung einen Wettbewerb auszuschreiben und dafür Preise von 1000 Mark und 500 Mark auszusetzen.

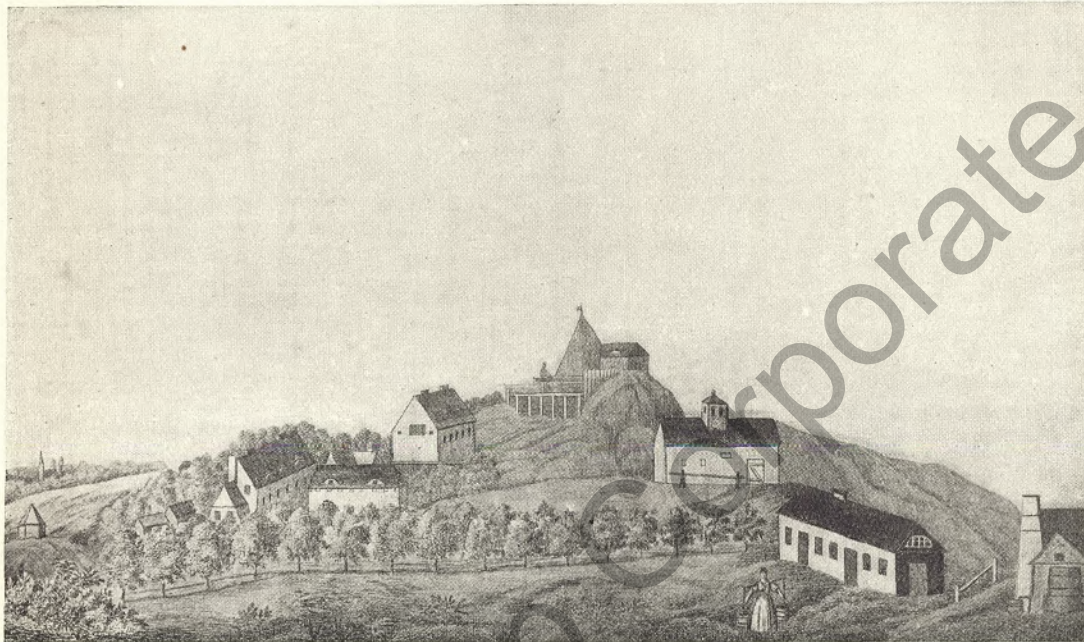
Bei den Theateraufführungen sollen Stücke zur Aufführung kommen, die zum Niederrhein oder den Rheinlanden in Beziehung stehen, wie etwa „Lohengrin“ oder „Oberon“. Sinngemäß gedenkt man bei dem Schauspiel zu verfahren, wobei auch daran gedacht sei, Werke rheinischer Künstler aufzuführen. Von mehreren musikalischen Veranstaltungen könnte die eine Beethoven, die andere Werke junger rheinischer Musiker bringen. Ferner hat der Ausschuss an ein großes Sportfest gedacht, etwa einen Festakt im Stadion mit anschließenden leichtathletischen

Behörden und Städte rüsten zu großen Veranstaltungen. Düsseldorf bereitet eine Kunstausstellung vor. Aachen wird eine Krönungs-Ausstellung, Coblenz eine Weinfachausstellung, Trier eine landwirtschaftliche Ausstellung, daneben ein Musikfest, Essen und Duisburg werden ebenfalls besondere Veranstaltungen durchführen. Eine der bedeutendsten städtischen Veranstaltungen im Rahmen der Jahrtausendfeier wird die Jahrtausendausstellung in Köln werden.

Neben diesen zahllosen Einzelveranstaltungen, die allzu leicht die Gefahr der Zersplitterung in sich tragen, soll eine große gemeinsame Veranstaltung des gesamten rheinischen Volkes stattfinden. Es muß als ein wahrhaft glücklicher Gedanke begrüßt werden, daß Dr. Becker, Düsseldorf, die rheinischen Verbände zu dieser Tat zusammenrief. An der sagenumwobenen Stätte rheinischer Erde, am Siebengebirge, soll sich das ganze rheinische Volk, ohne Unterschied von Bekenntnis, Partei und Stand, mit seinen Schwestern und Brüdern aus dem großen Vaterlande zu einer gemeinsamen, eindrucksvollen Heimatfeier: den rheinischen Heimatspielen zusammenfinden. Aus allen rheinischen Gauen werden die Massen der Jugend, Studenten-, Sport-, Turn-, Heimat-, Verkehrs-, Wander- und Gesangsvereine am Fuße der sieben Berge zusammenströmen.

Die rheinischen Heimatspiele sollen der glanzvolle Auftakt zu den Jahrtausendfeiern bilden. Als Zeitpunkt ist der 14. bzw. 21. Juni in Aussicht genommen.

Die Spiele sollen durch große Jugendtreffen im Siebengebirge, der Eupeler Ley, bei Bonn usw. eingeleitet werden. Jugend aus allen deutschen Gauen wird sich hier um ihre Führer scharen. Am Sonntag sollen die Veranstaltungen der Leibesübung treibenden Verbände folgen. Von den historischen Stätten der Rheinlande werden Sternläufe und -fahrten zum „Alten Zoll“ in Bonn durchgeführt. Auf der Strecke Godesburg—Drachensfels soll die rheinische Heimatstaffel ausgetragen werden und auf der Strecke Mehlem—Godesberg die deutsche Regatta. Aufahrt der Segelboote, Kanu- und Wettfahrt der Motorboote sollen die wasser-sportlichen Veranstaltungen beschließen. Eine der erhebensten Feiern im Rahmen der Spiele wird das Festspiel und das Singen der rheinischen Sänger bilden. Es ist vorge-



Der Schachtberg bei Löbejün um 1800

In Ergänzung unseres Aufsatzes „Der Bergbau bei Meßin und Löbejün einst und jetzt“ aus Heft 9 bringen wir nachträglich das obige Bild

Vorfürhungen und einem Fußballspiel. Außerdem könnte die Auf-führung eines besonderen Festspiels in Frage kommen. Anzustreben sei, für die Festwoche große Versammlungen von Vereinigungen aller Art am Niederrhein aus der Rheinprovinz oder darüber hinaus nach Duisburg zu ziehen. Die Heimatausstellung soll Duisburger Erinnerungen an Merkator, die Universität, Rortum usw. bringen. Schließlich ist vorgesehen eine Ausstellung von Werken des in Meiderich geborenen, während des Krieges gestorbenen Bildhauers Wilhelm Lehmbruck zu veranstalten, vielleicht auch eine Ausstellung des gleichfalls in Duisburg geborenen Malers und Radierers Prof. Liesegang. Der vorläufige Vorsitzende Dr. Becker in Aachen wurde mit der Wahrnehmung der Geschäfte betraut.

Die Stadt Trier plant ein Mittelrheinisches Musikfest, wofür Musikdirektor Knapstein drei Tage in Aussicht genommen hat. Er will unter den rheinischen Komponisten ein Preisausschreiben für die beste Sondernichtung veranstalten, die dann bei dem Musikfest zur Aufführung gebracht werden soll. Im Anschluß daran ist ein Bühnenfest geplant. Die Handwerker- und Kunstgewerbeschule feiert nächstes Jahr ihr 25jähriges Bestehen und hat die Absicht, aus diesem Anlaß eine Ausstellung ihrer eigenen Erzeugnisse zu veranstalten. Dann ist der Stadt Trier mitgeteilt worden, daß im Herbst 1925 in Trier die große rheinische landwirtschaftliche Ausstellung stattfinden werde.

Rheinische Heimatspiele anläßlich der Jahrtausendfeier der Rheinlande. Im Jahre 1925 begehen die Länder am Rhein eine Gedenkfeier von ganz besonderer Bedeutung: Die Jahrtausendfeier der Rheinlande. Tausend Jahre ist das rheinische Volk und Land untrennbar mit dem Reiche verbunden, und teilt seit 925 seine Geschichte.

schlagen, die Weihe des Bundesbanners des rheinischen Sängerbundes mit den Spielen zu verbinden, um den etwa 20000 Sängern die Möglichkeit zu einem gewaltigen Massensingen zu geben.

Im Mittelpunkt des Sonntagnachmittags wird das Singen des rheinischen Sängerbundes und das Festspiel des rheinischen Dichters Heinz Stegewart stehen, das die Mär von Sooneck, der Burg bei Lorch, jene alte Fehde zwischen Sooneckern und Fürstenbergern zum Gegenstand hat. Ob sich die große Stromfahrt von Mannheim bzw. Mainz bis Düsseldorf oder Duisburg und die Fernfahrt des rheinischen Automobilklubs, ob sich die Feiern in dem vorgeschlagenen Rahmen durchführen lassen, läßt sich heute mit Bestimmtheit noch nicht übersehen. Das eine läßt sich allerdings schon sagen, daß sämtliche größeren heimischen Verbände und Städte sich begeistert hinter den großen Gedanken gestellt haben. Wenn es gelingt, die Spiele in dem vorgeschriebenen Rahmen durchzuführen, wird ihnen ein großer Erfolg und eine lang anhaltende Wirkung beschieden sein.

Dr. Max Brücher †. Am 24. November starb in Shanghai an den Folgen einer Lungenentzündung Herr Dr. Max Brücher. Der Verstorbene gehörte dem Konzern seit 1921 an. Er trat seinerzeit in den Vorstand der Siemens-China Co. in Shanghai ein, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Das besondere Arbeitsgebiet des Herrn Dr. Brücher war der Vertrieb der Erzeugnisse der in der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union zusammengeschlossenen Montanwerke sowie das Fremdfabrikatgeschäft. Wir verlieren in ihm einen Mitarbeiter von außergewöhnlicher Schaffenskraft, dessen Verlust wir aufs tiefste bedauern. Herr Dr. Brücher hat ein Alter von 51 Jahren erreicht.

Technische Gedenktage für Januar

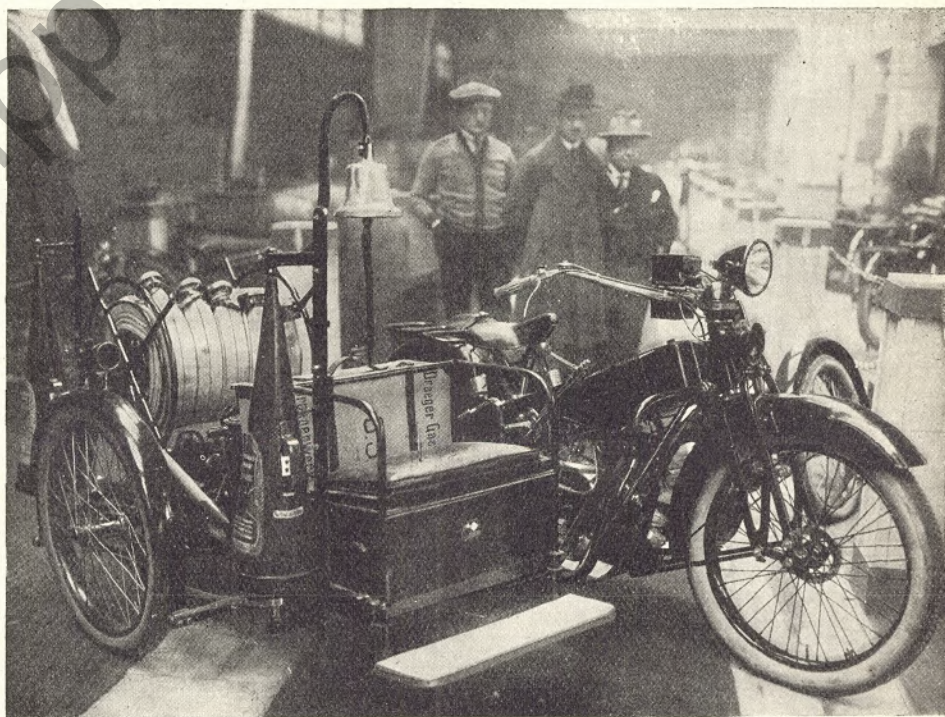
2. 1. 1873. Die erste Drahtseilbahn deutschen Systems, erbaut von Ingenieur Adolf Bleichert, kommt in Betrieb.
2. 1. 1847. Der Artillerieleutnant Werner Siemens überträgt den Mechanikern Böttcher und Halske die Anfertigung eines elektrischen Telegraphen; der erste Schritt zur Vereinigung von Siemens und Halske.
4. 1. 1850. Oechelhäuser, Wilhelm von, Dr.-Ing. e. h., Generaldirektor (gest. 1922), geb. in Frankfurt a. d. O., bekannter Gas-techniker.
4. 1. 1873. Edmund Rumpler, der ausgezeichnete Flugzeugtechniker, geb. in Wien.
4. 1. 1455. Peter Vischer, geb. in Nürnberg, gest. 7. 1. 1529, berühmter Erzgießer.
7. 1. 1834. Philipp Reis, geb. in Gelnhausen, Erfinder des Telephons.
7. 1. 1625. Eduard Knappe verbesserte zuerst das Wagenrad durch Einsetzen einer Metallbüchse in die Nabe.
8. 1. 1898. Die erste Heißdampf-Lokomobile wird bei R. Wolf in Magdeburg-Buckau in Bau genommen.
9. 1. 1875. Gründung der deutschen Seewarte in Hamburg.
12. 1. 1625. Jan Bruegel der Ältere, Maler, stirbt zu Antwerpen. Er ist der Schöpfer des berühmten in Berlin befindlichen Gemäldes: Schmiede des Vulkan.
12. 1. 1863. Gründung der Höchster Farbwerke durch Lucius und Adolf Brüning.
14. 1. 1575. Barbara Uttmann, geb. Elterlein, aus Nürnberg, gest. zu Annaberg, die das Spitzenklöppeln einführte.
14. 1. 1845. Werner Siemens gründete mit anderen jungen Physikern die „Physikalische Gesellschaft“, die heutige „Deutsche Physikalische Gesellschaft“.
14. 1. 1822. Jean Lenoir, geb. zu Mussy-la-Ville in Belgien, der Erfinder der ersten brauchbaren Gasmaschine.
15. 1. 1898. Zu London stirbt Henry Bessemer, der bedeutende Eisenhüttenmann.
17. 1. 1845. Bergwerksdirektor Karl Gottlieb Rind erhält das Patent auf den frei haltenden Bohrer für Tiefbohrungen.
17. 1. 1833. Friedrich König, Erfinder der Buchdruckschnellpresse, zu Oberzell gestorben.
18. 1. 1861. Hans Goldschmidt, Dr.-Ing. e. h., Prof., geb. in München, gest. 22. 5. 1923, bekannter Chemiker, Entdecker des Thernits.
19. 1. 1736. James Watt, Erfinder der Dampfmaschine, zu Grenock in Schottland geboren.
20. 1. 1865. Das Karlsruher Polytechnikum wird Technische Hochschule.
22. 1. 1900. David Edward Hughes stirbt zu London. Er ist der Erfinder des nach ihm benannten Drucktelegraphen, des Kontakttelephons und der Induktionswage zur Prüfung der Molekularkonstitution der Metalle.
23. 1. 1710. Gründung der ersten europäischen Porzellanfabrik zu Meißen durch Böttcher.
24. 1. 1712. Friedrich der Große geb., der große Förderer des Gewerbewesens und der Industrie im bergischen, märkischen und schlesischen Lande.
24. 1. 1750. Deodat Guy Silvain de Dolomieu zu Dolomieu geboren. Nach ihm ist die Gesteinsart Dolomit genannt, die ein Mittelglied zwischen Kalk und Bitterspat bildet.
29. 1. 1700. Der Mathematiker Daniel Bernoulli geb. zu Groningen in Holland. Berühmt durch seine Theorie des Wasserstoßes, der Wasser- und Windräder, der Pumpen- und Wasserschauben. Er erfand den Rückstoß-Propeller für Schiffe.



Phot. R. Sennede, Berlin

Von der Deutschen Automobil-Ausstellung 1924

Eine Benzin-Tanksäule auf der Straße, der gegen Entgelt Automobilisten und Motorradfahrer Benzin entnehmen können.



Phot. R. Sennede, Berlin

Von der Deutschen Automobil-Ausstellung 1924

Ein neuer Seitenwagen für Motorräder, der komplett für die Feuerwehr ausgerüstet ist und außerdem drei Feuerwehrleute befördert

Erlaushtes aus dem Fischkasten

Vlauderei von Max Karl Böttcher

„Uff!“ machte der Alal und riß sein Maul auf und zog so viel Wasser ein, als er fassen konnte. Dann drehte und wand er sich im großen Fischkasten wie eine wildgewordene Schlange, machte alle Kameraden rebellisch, stieß hier einen alten Karpfenwatter vor den Bauch, so daß der Greis ein ganz griesgrämiges Gesicht schnitt, schob eine Forelle, die gerade behaglich an einem fetten Regenwurm lutschte, vom gedeckten Tisch und achtete nicht auf das empörte Schimpfen der alteingesessenen Bewohner des Bassins.

„Anmaßendes Geschöpf!“ schalt ein vornehmer Lachs aus edlem Geblüt, der sich gerade mit einem jungen Schleienfräulein über die heurigen Fischpreise unterhielt. — „Je teurer wir werden, desto länger ist unser Leben gesichert!“ meinte Fräulein Schleie.

„Ja, ja, das gemeine Volk, der kleine Mann, speist ja fast überhaupt nur noch die Proleten unseres Geschlechts: Schellfisch, Hering, Kabeljau, — aber unsereins?! Ach, du lieber Himmel, wer von den Menschen kann sich heutzutage noch einen Lachs leisten?!“

„Ihr habt gut reden!“ lächelte schmerzlich die Schleie und gedachte des grausigen Tages, da sie bereits in der großen Fischwage gelegen hatte, aber dann wieder ins Bassin zurückgeworfen wurde, weil sie der Frau Doktor zu teuer gewesen war.

Der Neuankömmling im Fischkasten, der Alal, tobte weiter. Das wurde dem Lachs nun denn doch zu bunt. — „Wollt Ihr nun endlich einmal Ruhe geben und Euch gesittet benehmen, Schwager Alal!“ rief er empört. Da stand der Alal still und bedäugte den vornehmen Herrn. „So — so, gesittet benehmen?! — Ihr habt gut reden, Freund Lachs! Euch hat man sorgsam in einem Wasserüber heretransportiert, aber ich — uff — ich bin in einen Korb mit nassem Gras gesteckt worden und habe so fünf Stunden lang unseres Elementes entbehren müssen. Soll man da nicht aufgeregt sein?!“ — Mit einem Schlage war der Alal eine interessante Persönlichkeit im Fischkasten geworden.

„Fünf Stunden ohne Wasser?!“ stöhnte der Karpfenwatter, und ihm wurde ganz mies, und die Regenbogenforelle bekam beinahe Weinträmpfe, wenn sie daran dachte, daß ihr das je in ihrem Leben passieren könne.

„So, so! — Fünf Stunden ohne Wasser? Dann kann ich Eure Aufregung verstehen! Nichts für ungut, Schwager!“ begütigte der Lachs. Der Alal schüttelte die Flossen: „Ich nehm's ja gar nicht übel, aber ein Hundeleben war das die letzten Stunden!“

„Wo hat man Euch denn verhaftet?“

„Im Meere, direkt von der Hochzeit weg! Gerade, als ich laichen wollte, denn ich bin nämlich eine Alalin!“ — Da drängten die Fischgenossen hinzu, und ein junger Hecht sprach: „Mit Verlaub, Frau Alalin, wollt Ihr uns nicht Eure Lebensgeschichte erzählen, Ihr müßt doch allerhand durchgemacht haben?!“

„Sicher nicht mehr als der hochedle Lachs, der das Unglück hatte — wie ich sehe — gerade im schönsten Hochzeitsstaate gefaßt zu werden.“

„Stimmt, Frau Alal, es war eine furchtbare Geschichte. In einem Gebirgsbach, der sich in den Rhein ergießt, wollte ich Hochzeit feiern. Ich war unvorsichtig und toll vor Eifersucht, da packte mich die raue Hand eines

Fischers, und ich mußte meine schönste Frau, deren Laich ich gerade bemilchen wollte, ein paar frechen Junglachsen überlassen! Es ist zum Verrücktwerden! Ohrfeigen könnt' ich mich, wenn ich daran denke!“

„Erzählt! Erzählt! O, das ist ja riesig interessant!“ baten die Fischkameraden und bedrängten den Lachs und den Alal. — Die beiden Edelfische sahen sich an. — „Wollen wir unsere Geheimnisse preisgeben?“ fragte die Alalin.

„Ich denke, es hat keine Gefahr! Unsere Zuhörer sind ja stumm wie ein Fisch und werden schweigen!“

„So redet Ihr zuerst, Monsieur Lachs!“

„So loset doch!“ rief der schlaue Hecht, brach ein Stückchen Algenstengel in zwei Teile und steckte beide unter seine Brustflosse, so daß nur die Spitzen hervorlugten: „Kurz fängt an!“ rief er. Alal und Lachs zupften mit dem Maule die grünen Stengel hervor, Frau Alal hatte „kurz“ gezogen und begann: „Die Menschheit, die da meint, alle Weisheit mit Löffeln gefuttert zu haben, spricht vom Flußaal und Seeaal. Das ist Unsinn, das ist Blech. Es gibt keine Flußaale, denn wir Familie der Aale werden im Meere geboren. Die Binnengewässer sind nur der Tummelplatz unserer Jugend, die Meerfahrt ist unsere Brautfahrt, die Tiefe des Ozeans ist unser Hochzeitsbett und unser Grab, denn wir gehören zum Stamme jener ‚Alsa‘, die da sterben, wenn sie lieben!“ — Stille, tiefe Stille herrschte im Fischbassin, nur Fräulein Schleie flüsterte ihrem Bräutigam, einem arroganten Schleierich, zu: „Gott, wie interessant!“ — Aber der Zukünftige der Schleienjungfrau stieß seine Braut mit der Schwanzflosse in die Seite und gebot ihr mit einem wütenden Blick Schweigen. Frau Alal fuhr fort: „Sie sehen also, liebe Kameraden, Geburt, Laichzeit und Tod spielen sich bei uns im Meere ab, wir können also nicht als Süßwasserfische angesprochen werden. Unsere Mütter legen ihre Eier Hunderte von Metern tief im Meere ab, und dem Laich entschlüpft nicht etwa, wie bei Ihnen, ein fertiges Jungfischlein! O nein, sondern ein Wesen in Larvenform. Unsere Neugeborenen sehen aus wie ein flaches Weidenblatt, sind sechs bis acht — sechs bis acht — na, wie nennt doch gleich der Mensch das Maß?“

„Zentimeter!“ half der Karpfenwatter, der im Universitätsich zu Tübingen 26 Semester Regenwurmologie studiert hatte und als bemooftes Haupt ins Fischbassin gekommen war.

„Danke, Herr Doktor!“ meinte die Alalin und fuhr fort: „Also unsere Neugeborenen sind sechs bis acht Zentimeter lang und fast glasartig durchsichtig, ja, selbst unser Blut ist in diesem Alter farblos. Man kann, wenn man eine unserer Alallarven auf ein Blatt gedruckten Papiers legt, durchlesen. Das hochmütige, alberne Volk der Menschen hat's probiert. — Nach und nach wird nun der Leib unserer Alalwickelkinder dicker, runder, die Flossen bilden sich aus, und endlich ist der Jungaal fertig, aber auch noch glashell. Man nennt uns deshalb in diesem Alter Glasaal. Ich kann mich dieser Zeit meiner Jugend noch genau besinnen. Meine älteren Genossen gaben mir ein paar zarte Seetangwurzeln als Reiseproviant mit auf den Weg und sagten: So, nun marsch auf die Wanderschaft, daß du etwas von der Welt zu sehen bekommst! — Das war nun eine wunderbare Sache! Zu Millionen, es ist nicht übertrieben, sammelten wir uns in den Strommündungen des Festlandes und zogen flußaufwärts in dicken, ein bis drei

— ein bis drei. . . na, beim Seeigel! Wie sagt doch gleich der Mensch?!"

„Wahrscheinlich ‚Meter‘ in diesem Falle“, half der Karpfen.

„Ganz recht! Danke, Herr Doktor! Also in dicken, ein bis drei Meter breiten Schlangenmassen schoben wir uns vorwärts. Aber es war eine verdammt gefährliche Chose, denn die gefräßige Menschheit schätzt die Glasaale als seltene Leckerbissen gar außerordentlich und fing uns

Erstaunt fragte ein fauler Karpfenjünggeselle: „Ist das möglich?“

„Gewiß, Freund! Wir winden und schlängeln uns von Stein zu Stein, wir benutzen die Leiber unserer toten Kameraden als Brücke und Stütze, ja, unser Erbfeind, der Mensch, ist uns — natürlich aus selbstsüchtigen Gründen — sogar dabei behilflich. Er baut uns ‚Alleleitern‘, das sind feuchte Holzrinnen mit Querrippen. Natürlich bekommen wir bei der Anstrengung des Gegen-den-Strom-Schwim-



Im Düsseldorfer Zoo

Ernst te Veerdt, Düsseldorf

zentnerweise. Die Anzahl der Verluste können Sie sich vorstellen, wenn Sie bedenken, daß auf ein Pfund tausend Stück Jungaale gehen. Man verspeißt uns, besonders in Frankreich, mit Hühnereiern zu Omeletten verbacken. Aber die meisten erwischen die Menschen doch nicht, vor allem die jungen Herren unserer Sippe nicht, die bleiben hauptsächlich an den Flußmündungen und tummeln sich dort und warten, bis die Aljungfrauen hochzeitsreif von der Wanderschaft zurückkehren. Aber wir weiblichen Alchen, die der menschlichen Lüsterheit entgingen, wanderten flußaufwärts, immer weiter, immer weiter! — Hindernisse im Flusse, wie Wehre und Wasserfälle, überwinden wir mit erstaunlicher Tatkraft, selbst den Rheinfall bei Schaffhausen haben wir bezwungen.“

mens mächtigen Hunger, und die Mitbewohner der Gewässer nennen uns ausgesprochene Räuber. Mein Gott, was kann es helfen! Man muß leben und jeder muß sehen, wo er bleibt! So naschen wir besonders gern Fischlaich und . . .“

„Das ist eine Gemeinheit!“ rief der Elbhecht dazwischen.

„Bitte, regen Sie sich nicht auf, Bester! — Sie oller Hecht hätten am lekten Grund, den Moralischen zu spielen, oder nähren Sie sich etwa von Butterblumen, he? — Der Hecht ist ein Raubfisch! hörte ich einmal eine Schulkasse, die an Ufers Rande stand, im Chore sagen!“ — Der Hecht wurde rot vor Wut und schwieg, der Al aber fuhr fort: „Wir Aale sind Nachttiere, denn die Nacht ist unsere Raubzeit. Gibt es keine Fischeier, so gibt es frischgehäutete

Krebse, Butterkrebse nennen sie die Menschen. Aber wir nehmen auch mit Nas vorlieb.“

„Pfui!“ zischelte die Schleienbraut. Sie lutschte gerade an einem zarten Wasserlinsenwürzelchen. Die Aalfrau achtete nicht des beleidigenden Einwurfes. — „Eines können wir schlecht vertragen: elektrische Entladungen in der Natur. Dann machen wir, daß wir während der Zeit des schlimmsten Gewitters aus dem Wasser kommen. Wir schnellen uns auf die nächstbesten nassen Wiesen und warten, bis das Unwetter vorbei ist, dann schlängeln wir uns zurück ins Wasser. — So habe ich nun drei Jahre, es können auch vier bis fünf gewesen sein, im Flusse, im klaren, sauerstoffreichen Wasser gelebt und mich wohlgeföhlt. Aber plötzlich packte mich eine unbezwingliche Sehnsucht nach meiner Heimat, nach dem Meere. Ich ließ mich stromabwärts treiben und benützte stürmische, finstere Nächte, weil alsdann die Fischer lieber daheim hocken hinter dem Ofen, als ihre Netze auszuwerfen. — Etwa 15 — — 15 — — nein, Herr Doktor Karpfen, nicht einhelfen, ich weiß es diesmal selbst: etwa 15 Kilometer pro Nacht ließ ich mich treiben und kam nach etlichen Wochen an der Flußmündung an. Hier gesellte sich mir ein wunderhübscher, schlanker, galanter Aaljunke zu. Er war äußerst nett und zuvorkommend, ließ mir die fettesten Bissen und suchte mir die schleimigsten Laichketten zum Schmause, und ich hatte keinen Grund, ihm mein Jawort zu verweigern. So heirateten wir und strebten gemeinsam dem Meere zu, wo ich nun meinen Lebenszweck erfüllen wollte. Denken Sie, 1 bis 1½ Millionen Eier trug ich in meinem Leibe . . .“

„Wozu renommieren! Soviele habe ich auch!“ entrißte sich eine fette Spiegeltarpfenmutter.

„Ich weiß, ich weiß und wollte Euch nicht zu nahe treten, Tante Silvestertarpfen. — Wie ich nun soeben in die Tiefe des Ozeans tauchen wollte, meine Eier abzulegen, merkte ich vor Aufregung und Fortpflanzungseifer nicht, daß ein Netz nach mir haschte — und schwapp, saß ich gefangen!“ — Die Aalin schwieg ergriffen in Wehmut ob der verlorenen Freiheit.

Die Fischgenossen hatten staunend zugehört und wollten nun über die merkwürdigen Erlebnisse der Aalin debattieren, aber da begann auch der edle Lachs schon zu sprechen: „Sonderbar, mein Leben verlief gerade in umgekehrter Folge und hat doch eine unleugbare Ähnlichkeit mit dem unserer verehrten Frau Aal. Wir Lachse nennen uns Seefische, obgleich wir in kieselklaren, frischen Gebirgsbächen geboren werden. Unsere Eltern allerdings halten sich im Meere auf und steigen im Frühjahr in Trupps von 30 bis 40 Stück in den Strömen aufwärts, um Hochzeit zu halten. So tat auch ich mit, nachdem ich vorher mich an den Flußmündungen mehrere Wochen an den Wechsel zwischen Salz- und Süßwasser gewöhnt hatte. Ich war ein kraftstrotzender Bursch mit silbrigen Seiten und weißschimmerndem Bauche, und die Fischer nannten uns — bevor wir laichen — Salm. Manche meiner Kameraden blieben lange, etwa ein Jahr, ohne in das Laichen einzutreten, im unteren Teile der Ströme. Sie bekamen dann zartes, rotgefärbtes Fleisch und sind so als Leckerbissen am begehrlichsten. Ich aber zog mit den anderen weiter und bekam nach und nach mein köstliches Hochzeitskleid, das Sie ja bewundern konnten, als ich zu Ihnen gebracht wurde ins Bassin: den samt schwarzen Rücken, die Flanken mit brennenden Tupfen geschmückt, der Bauch färbte sich orangefarbt. Mein Unterkiefer — weil ich ein männlicher Lachs bin — wuchs sich zu einem eberzahnartig nach oben gebogenen Haken aus, der mir später zur Verteidigung

meines Weibchens dienen sollte. Die Befruchtungsorgane wuchsen so, daß ihr Gewicht ein Viertel meines Gesamtgewichtes ausmachten. Aber dadurch wurde ich am übrigen Körper klapperdürr. Nun packte mich ein unbändiger Wandertrieb und die Sehnsucht, mich zu vermählen. Ich überwand alle Hindernisse und setzte mein Leben aufs Spiel, wenn es galt, Wehr oder Wasserfall zu überspringen. Ich stützte mich auf die Schwanzflosse und schnellte hoch, habe es auf drei bis vier Meter Höhe und fünf bis sechs Meter Weite gebracht. Oft hundertmal mußte der Sprung wiederholt werden, bis er gelang. Mancher meiner armen Kameraden zerschellte am Stein oder geriet aufs Trockene und mußte sterben. Auch ich trug viele Schrammen davon, aber ich kam vorwärts. Und dabei, Sie mögen's glauben oder nicht, habe ich während dieser ganzen abenteuerlichen Brautfahrt nichts gegessen. Es war eine verdammte Zeit. Mein Gebiß verkümmerte infolge Nichtgebrauchens, Magen und Gedärme schrumpften zusammen. Diese Reise geht bis in die kleinsten Gewässer, bis in hochgelegene Gebirgsbäche.“

„Aber warum in aller Welt? Feiert Ihr doch Eure Hochzeit im Talfluß!“ warf ein Goldbarsch ein.

„Ihr redet, wie Ihr's versteht! — Herrschaften, wir Lachse sind ein hochedles, vornehmes Geschlecht, und nicht jeder fahle, stintige Tümpel eignet sich zur Wiege für unsere hochgeborene Brut! — Brutpflege, Genossen! — Wir brauchen absolut reines, sauerstoffreiches Wasser über kiesigem Grunde. Die mit in die Gebirgsbäche gewanderten Weibchen — die, dem Himmel sei es geklagt, ein treuloses, verliebtes Volk sind, und jede Lachsjungfer begünstigt ein altes und mehrere junge Männchen —, also die Weibchen schaffen sich mit der Schwanzflosse durch emsiges, kräftiges Fegen eine Laichgrube im Grundkie und legen in diese in etwa zwei bis drei Wochen ihre Eier ab; es können zehntausend bis dreißigtausend Stück sein. Und wir Männchen gießen dann sofort unsere Milch darüber. Die befruchteten Eier decken wir dann leicht mit Sand zu. Aber für mich wurde die Geschichte sehr verhängnisvoll. Ich war eifersüchtig und kampflustig, und es gab erbitterte Kämpfe mit ehlichen aufdringlichen Lachskavalieren, die die Eier meiner Frau ebenfalls bemilchen wollten. Da ging es wild zu. Und aufpassen muß man wie ein Hestelmacher, denn — es ist ein Skandal — während man mit einem oder zwei der Rivalen kämpft, schleicht sich der dritte hinzu und scharmuziert mit der lieben Frau Gemahlin und läßt sein farbiges Hochzeitskleid verlockend funkeln und leuchten und gibt schnell seine Milch ab auf den Rogen. Donnerkeil, da gab es aber auch Tote! Und im rasenden Borne der Gefahr nicht achtend, blind vor Eifersucht, merkte ich nicht, wie die rauhe Hand eines Fischers nach mir griff und mich wasserweidgerecht verhaftete! Aber da er wohl wußte, daß mein Fleisch von den Strapazen der Brautfahrt fade und weichlich ist, gönnte er mir im abgesperrten Fischzuchtwasser ein paar Wochen Erholung. Nun seht Ihr mich hier in Eurer werthen Gesellschaft.“

„Und was ist wohl aus Eurer Brut, Eurer Frau und den anderen Lachsen geworden?“

„Meine Brut? — Ich sehe sie nimmer. Drei bis vier Monate brauchen die Eier, bis die lieben Fischlein herauschlüpfen, die etwa zwei Jahre an ihrem Geburtsorte leben. — Ungefähr 40 Zentimeter lang, treten sie alsdann ihre Wanderung zum Meere an, wo sie ihre Reise abwarten, um dann selbst auf die Hochzeitsfahrt zu gehen. Und die Glücklichen, die nicht gefangen wurden, lassen sich nach der Laichzeit dem Meere zutreiben, wo sie sich in

wenigen Wochen schnell von den Anstrengungen der Hochzeitsreise erholen.“

Der edle Lachs schwieg. Die Kameraden waren taktvoll genug, seinen Schmerz, Weib, Kinder und Freiheit verloren zu haben, zu ehren und störten ihn nicht. Der Fischhändler allerdings besaß begreiflicherweise diesen Takt nicht. Die Frau Präsident mit Köchin und Hausmädchen traten in den Laden.

„Haben Sie einen guten, feisten Lachs?“ fragte sie.

„Gewiß, gnädige Frau!“ Er setzte das Netz in den Fischkasten, und mit sicherem Griff hob er den Lachs aus dem Wasser. Wütend peitschte der arme mit dem Schwanz. Es half nichts. Zwei Minuten später war er erledigt.

Die Köchin äugte in das Fischbassin. „O, der herrliche Alal! Wenn wir den auch noch mitnehmen könnten!“ rief sie aus.

„Ganz frisch, gnädige Frau!“ empfahl der Fischhändler. „Ja, aber Lachs und Alal?“ fragte die Frau Präsident die Köchin.

„Den Alal in Aspik am Polterabend, das wäre etwas Feines!“ lockte die Küchenfee.

„Dann gut, wiegen Sie ihn ab!“

Und trotz des größten Protestes mußte auch der Alal dieses irdische Jammertal verlassen.

„Ist's ein See- oder Flußaal?“ fragte die Frau Präsident. Das hörte gerade noch der Alal, als ihm bereits das schwere Messer auf den Kopf sauste, und sein letzter Gedanke war: „So ein Quatsch, infamer!“ — Aber dann tanzten ihm blaurote Flämmchen vor den Augen, und er verschied.

Übernommenes Erbe

H. Vomstein

Beim Berger-Hans lag turmhoch klingspaltend der Scheiterhaufen, den der Frutig-Friedel in wenig Tagen geschlagen und geschichtet hatte. Immer und immer wieder waren die kurzen, harten Schläge gefallen, links und rechts die Scheiter vom Bloß geflogen. Rasch und geschickt schwang der Friedel die blühende Axt. Das tat ihm sobald keiner gleich.

Da stand er, die untersekte Gestalt aufrecht, die Hemdärmel bis weit hinter die Ellenbogen aufgetrempelt. An den braunen Armen sprangen die Muskeln hervor wie Stränge. Er bückte sich hierhin, dorthin, er schlug und schlug und sah nicht um sich. Die Welt versank ihm im splitternden Holze. Wer den Friedel so werken sah, würde es kaum glauben, daß er zuzeiten so schlimme Tage haben konnte. —

Es ging auf den Abend, als er kunstgerecht mit der Axt das letzte Stüd vom Boden hob und auf den Klotz legte. Nun war es getan! — „Verdammt, das war ein Stüd Arbeit! — Aber wenn man will! — Soll einer kommen und sagen, der Friedel könne nicht holzen!“ In hohem Bogen flogen die letzten Scheiter auf die Beige.

„Feierabend,“ scholl es kräftig und stolz von Friedels Mund. Die harzkleberigen Finger prüften die Schärfe seines Werkzeugs. „Haut nicht mehr viel für morgen zum Notar,“ brummelte er, hob bedachtsam den Rucksack aus der Ecke und schielte nach dem Bauer. Der Berger-Hans kam eben durch die saftgrüne Wassermatte dahergeschritten. Dem Bache nach standen die tiefgelben Dotterblumen, leuchteten die Primeln. Hellgrün und zitternd stand die junge Saat. Der Bauer hatte frohe Augen, und wie er den mächtigen Holzhaufen sah, vor dem der Friedel eben in seine Bluse schlüpfte, lobte er: „Ja, ja, das muß man dem Frutiger lassen, scheitern kann er wie kein zweiter. Aufnehmen kannst's mit jedem. Komm in die Stube, wir rechnen gleich ab.“ Der Friedel nahm täglich seinen Liter Milch beim Berger-Hans, wenn er nicht vorzog, mit dem Deckelkorb in die Wirtschaft zu laufen. Kam ihm aber das Gelüst an nach „geläuterten Aepfeln und Zwetschen“, wie er zu sagen pflegte, konnten Milch und alle andern eßbaren Dinge sein, wo sie wollten. Da knechtete der Schnapsteufel den Haltlosen, daß das brennende Verlangen stärker und stärker wurde und der Höllebrand seiner Kehle immerfort neue Nahrung heischte. Und da vermeinte der Friedel, das Feuer mit neuer Glut löschen zu können.

An solchen Tagen war das alte Häuslein am äußersten Dorfende wie ausgestorben. Es war ohnehin ein trostlos haufälliges Wohngeläß, in dem der Holzer hauste, mehr Scheuer als Wohnung, und gehörte dem Schattenholzbauer. Der Friedel war Junggeselle. Ihm war es in dem Nest gut genug. Schon seine Eltern hatten hier gehaust. Der alte Frutig, mit der immer plärrenden Leidensstimme und dem „Gittern“, das er sich angetrunken, ging im Sommer auf Tagelohn. Im Winter flocht er den Bauern Körbe und Strohsinken und — schnäpfelte, heimlicherweise anfangs, offenkundig später. Die Annabarbara Frutig war eine fleißige Frau, die mit viel Hingebung und Treue ihre Arbeit tat. Wie sie verstand selten eine die Wäsche zu besorgen. Von Haus zu Haus verrichtete sie mit gleicher Sorgfalt ihre Arbeit, war früh am Morgen und spät am Abend. Sie war eine begehrte Wäscherin. Sie stand am Zuber, groß und stattlich, die hellen Haare an den Schläfen altväterisch in straffe Zöpfe geflochten. In dem herb-rotwangigen Gesicht standen hell und wasserblau die Augen. Sie hatte eine grobe, sadleinene Schürze vorgebunden. Die Hände schwangen in dem milchweißen Schaum, kneteten, klopfeten, rieben, bis die Gloden flogen. Abends kam die Annabarbara todmüde und durchnäßt heim in die muffige Stube, wo das Lämplein trübe in den überheizten Raum

lichtete, wo ein Rühlein von Brantwein lag, wo der Frutig in scheinbar eifrigstem Werken saß.

„Ach, jetzt noch Feuer machen und Kaffee kochen, ist das mir zuwider,“ sagte sie und da einmal die Annabarbara und hockte schläfrig und müde in der Ofenecke. Das harte Tagwerk draußen, die Kälte, das nasse Gewand verdroffen die müde Frau und lähmten ihren Willen. In solchen Momenten war es, daß der alte Frutig, halbbeduselt wie er war, listig sagte: „Wegen mir brauchst keinen Kaffee machen, und dir täte ein Schluck ‚Gebranntes‘, nichts schaden, das klopft dich wieder auf die Beine.“

Auf solche Rede hatte die Annabarbara nur eine verächtliche Gebärde. Sie straffte den müden Rücken, schlug Kleinholz und kochte in der ruhigen Küche noch spät das Nachtessen. Und wie der Bub ihr zur Seite so munter in die Suppe hieb, blieben ihre Augen wohlgefällig an dem runden Kindergezicht hängen. So stark und stolz wie der Friedel war keiner in der Klasse. Ja, ja, der hatte aber auch genug Milch und bekam nicht ein solches Kaffeegeschlüber wie dem Sepp Hans seiner. Die Annabarbara wiegte bedeutsam den Kopf und war zufrieden mit sich und aller Welt. Der alte Frutig schlürfte seine Tasse leer, stumm, mit ausdruckslosem Blick. Wie die Frau die Augen nach ihm wandte, ging ein Unmutsleufzer über ihre Lippen. Daß doch der Taugenichts das Trinken nicht lassen konnte. Immer, trotz aller Arbeit die Dürftigkeit im Haus! Nicht einmal Ziegen im Stall. Nie Geld. Trotz allem Fleiß ihrerseits. Andere Frauen... Aber da stand die Annabarbara auf und räumte mit harten Händen das Geschirr zusammen. Kleinlaut und blöde trollte der Frutig hinaus. Eine kurze Weile später war es finster im Häuschen. Der Friedel schlief den Schlaf der Jugend, die Annabarbara den der Erschöpfung. Sie sank jeweiligen schlaf und schwer auf ihre Lagerstatt, unfähig jeglichen Gedankens. Der alte Frutig verschlief den Rausch, blies mit vollen Backen und schnarchte dazwischen. Die Nacht entwand dem Laster das Opfer, aber so wie ein junger Tag graute, rechte es neu die gierigen Hände nach dem Erinker. —

Die Jahre zogen. Aus dem Friedel war ein fröhlicher Bub und fleißiger Schüler geworden. Was er in der Kindheit versprochen, hatte er gehalten: er war ein starker, stämmiger Bursche, das Ebenbild der Mutter. Die Annabarbara ging schon in den Fünfzigern und sparte täglich mehr die Frohn harter Werkeltage. Geschlagen vor Erschöpfung, unfähig zu mehr als den dringendsten häuslichen Arbeiten, kam sie abends heim. Dazu war eine heimliche Angst in ihr. Oft mitten in der Arbeit, wenn es galt einen schweren Zuber voll Wäsche zu heben, schoß ein schneidender Schmerz durch ihren Leib. Er ging, wie er kam. Und wenn sie, in verhaltenem Atem das Schmerzgefühl nachempfinden wollte, war es nicht mehr. Und doch fraß etwas an der Annabarbara. Ihre stattliche Gestalt schwand. Die roten Wangen wurden um einen Schein blasser. Die Augen blähten zuweilen so müde und hoffnungslos, als spiegelten sie ein abgründiges Herzeleid. — War das Leiden körperlich oder seelisch, wer wußte es? Die Frau wohl selber nicht. Jeder neue Morgen sah sie wieder da und dort an der gewohnten Arbeit. Aber der Tag ist lang, und die Arbeit einförmig, da blieb der Wäscherin Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen... Die drehen sich immer um dasselbe: Warum waren sie und der Frutig nie auf einen grünen Zweig gekommen. Warum? — Der Brand-Hans hatte gestern seine drei Kühe und vier Ziegen auf die Weide getrieben, als sie bei Ochsenwirts wusch. Drei Kühe und vier Ziegen! — Sogar Gloden hatten die Tiere am Hals, — ja, sogar Gloden! Die himmelten, und

dazwischen knallte der Hans mit der Geißel und schaute wohlgefällig und hochmütig nach der Annabarbara hin. „Mach's nicht zu sauber,“ rief er hinüber. — Was klang nicht alles aus den wenigen Worten, und was lag nicht alles in dem Blick? Spott, Hochmut, Triumph — Mitleid. — Da rief sie an dem Hemd, das ihr gerade unter den Händen war, so stark, daß im Gewebe ein Riß klappte. . . . „Hab' keine Angst darum, gab sie mit lachendem Munde zurück. In ihr aber kochte die Scham und brodelte der Neid.

Einmal waren sie Schulkameraden gewesen und mochten sich gut leiden, der Brand-Hans und sie. Und später hatte der Hans einmal nachts unter ihrem Fenster gestanden und gefleht: „Annabäbeli, so mach' doch auf, ich hätte dir etwas Wichtiges zu sagen.“

Sie hörte den Ruf wohl. Eindringlich und leise kam er noch ein paarmal: „Annabäbeli, hörst's?“

Es gelüstete sie wohl zu hören, was der Brand-Hans ihr sagen wollte. Sie mußte an sich halten, daß sie nicht aus dem Bett sprang. Aber — der Brand-Hans — mit dem wollte sie sich eigentlich nicht einlassen, sie, die Annabarbara Stoll — nein. — Warum? — Es war halt nur der Brand-Hans aus dem Almendhüschchen . . .

Ihrer neun Kinder waren daheim. Und sie, die Annabarbara, kam eben aus dem Welschland heim und hatte den Kopf voll hochfahrender Pläne. Nein, besser ist's, sie gibt dem Hans keine Antwort.

Der Hans kam nie wieder. Aus dem nachbarlichen Kirchspiel holte er sich später eine Frau.

An all das mußte die Frutigerin heute denken. Sie rief, klopfte, schlug und wußte nicht, daß sie es tat, und sie rief in sich das Gedenden an jene Zeit tot. Wie ein Sturm war es über die einsame Frau gegangen. Ihr Gesicht sah grau und verwüstet aus. An jenem Tage erlosch in ihr der Rest ihres einstmaligen so frohen Lebenswillens, ihrer gesunden Arbeitsfreude, ihr Stolz auf das Lob, die beste Wäscherin zu sein. —

An jenem Abend, als sie heim kam, tat sie, was sie früher voller Grauen verabscheute. . . . Dort bot sich ihr das gewohnte trostlose Bild. Die muffige Stube, die greuliche Unordnung, da und dort verzettelte Weidenruten, Stroh. . . Auf einem Schemel hockte der Korber, halbbedußelt, und mühte sich vergeblich, mit zitternden Händen die Pfeife in Brand zu bringen. Gebrochen sank die Frau in die Ofenecke. Die war kalt. . . . Soviel vermochte der Korber zu erkennen: Mit der Annabarbara muß heute etwas besonderes los sein. So jammervoll sah sie aus. So verbraucht.

Er stand auf, ergriff die Flasche und goß mit unsicheren Händen ein Gläschen Schnaps ein. Er hielt es der Frau hin. Aus seinem vertommenen Herzen sprang ein Funklein Mitleid. „Da, nimm du, das tut dir gut.“ — Das hatte er schon oft getan, und jedesmal dafür von der Annabarbara einen verächtlichen Blick bekommen. Sie haßte ihren lieberlichen Mann um seiner Schwäche willen. Heute aber — ergriff sie das Glas und leerte es in einem Zug. —

Verblüfft gaffte der Frutig nach ihr hin. Maßlos verblüfft, als hätte der Blick zu seinen Füßen eingeschlagen. . . . War es möglich? Die Annabarbara, der Tugendbold, die so manchmal die Flasche in Scherben geschlagen, wenn sie sie erwischte. Die sich tausendmal hoch und heilig geschworen, lieber Gift als Brantwein zu nehmen. — So, so! Die Annabarbara. — In seine Augen sprang ein listiges Glänzen, in die Mundwinkel ein höhnisches Grinsen. Nun die Frau es ihm gleichtat, fühlte er sich himmelhoch erhaben über sie, und ein lächerlicher Hochmut gab ihm die Worte ein: „Sei, du, Frau, hab' ich's nicht immer gesagt, wir zwei werden doch noch gleicher Meinung.“

Aber da stand die Annabarbara kerzengerade mit drohendem Blick und ballte die Faust. Sekundenlang lag in ihrem Gesicht der Ausdruck glühenden Hasses. In heftigem Feuer brannten die Wangen. Und dann — jäh, wie sie sich erhoben, sank sie in sich zusammen und schleppte sich zu ihrem Lager.

Andern Tages ging sie der Arbeit nach wie sonst. Am Abend, wie

der Frutig sich draußen etwas zu schaffen machte, geriet sie ihm über die Flasche und leerte zwei Gläser Brantwein hinunter.

Bald darauf kam die Zeit, wo der Friedel von Vater und Mutter heimlicherweise Geld bekam und eine leere Flasche, mit der Weisung, sie im „Ochsen“ füllen zu lassen. „Mach nicht, daß die Mutter es sieht, wenn du mit dem Korbe kommst,“ sagte der Vater zu dem Buben, wenn er ihn Schnaps holen ließ. „Das sagst du dem Vater nicht, verstanden,“ herrschte die Annabarbara den Friedel an, wenn er einen solchen Botengang für sie tun mußte. Scheu gingen die Kinder Augen zu der Mutter. Für den Vater hatte er schon immer Schnaps holen müssen, aber die Mutter, die Mutter! — — —

Als er den ersten Gang solcherweise für sie getan hatte, lief er wie gehezt ins Obergaden in den hintersten, finstesten Winkel, preßte die Faust vor den Mund und schluchzte aus Trost und Herzeleid bis er einschlief. Immer seltener knirschte abends im Herd das prasselnde Feuer.

Der Friedel mußte entweder seine Milch kuhwarm trinken oder kalt.

Ein paar Abende lang machte er selber Feuer und kochte Milch. Aus lauter Trost gegen die Mutter, und wenn sie heimkam von der Stör, saß er vor der dampfenden Schüssel und tunkte mächtige Brocken Brot darein. Wohl sah es die Annabarbara. Der stille Vorwurf aber, der in dem Gebaren des Kindes lag, traf sie nicht mehr. Es ging bergab mit ihr. Außerlich war sie wohl noch die fleißige, kräftige Wäscherin, die Seele aber dieses Weibes war stumpf und tot, das zuckende Weh darin erwürgt.

Im Dorfe tuschelten die Frauen, die Frutigerin sei eine rechte „Wilde“ geworden, und der Küpfer-Benz behauptete steif und fest, sie wäre kürzlich fast ins Kessi gestolpert, ins kochende Wasser, wenn er sie nicht am Arm zurückgerissen hätte. Etwas Ungutes sei los mit der Frau, das sehe er wohl. — —

Es ging wieder auf den Winter. Von der Nachmittagschule trollten sich die Buben und Mädchen heim zu. Singend und sich haschend jagten sie die Dorf-gasse entlang, hier eins und da eins in einem Hausgang verschwindend. Der Frutig-Friedel und das Clauser-Betli waren die letzten und bogen eben ins Fußweglein ein, das nach ihren Wohnstätten führte. Da zog das Betli ein mächtiges Butterbrot aus der Tasche und biß herzhaft hinein. Den Friedel besiel ein zitterndes Verlangen. Mit lusternen Augen sah er Bettis weiße Zähne sich in die Herrlichkeit vergraben. „Gib mir auch einen Biß,“ bettelte er. Und das Betli ließ ihn abbeißen, einmal und noch einmal, gerade genug, um den Hunger zu steigern und aufs höchste zu reizen. Dann war er daheim. Da schaute aus trostlosen Augen das Häuslein. — —

Das Betli zog weiter mit seinem Himmelsbroden, diemeil er die Lotter-türe aufklickte. Noch gingen die hungernden Augen nach dem Kinde.

Der Vater lag vor dem Ofen auf dem Fußboden mit offenem Munde und schnarchte. Offenbar war er im Rausch hinuntergefallen. Neben ihm lag ein geflochtener Korbboden. Ringsum standen die Weiden hoch. Wie drohende Finger reckten sie sich aufwärts, als wollten sie den Schlemmer zur Pflicht mahnen. Durch die blinden Scheiben sah der düstere Novemberabend.

Eine ungeheure Trostlosigkeit überfiel den Knaben. Hungernd und frierend durchstoberte er die ruhige Küche und fand im Küchenschrank ein Stück Brot. Plötzlich kam ihm zu Sinn: „Heute hatte er unter Clausers Nußbaum ein paar Nüsse gefunden. Hastig langte er in die Taschen. Er holte einen Stein und zerquetschte die Schalen. Brot und Nüsse schmeckten herrlich, wunderbar, fast wie dem Betli seine Antenschnitte, fast! Aber trocken war's, trocken, einen Schluck Wasser mußte man schon haben zum Anfeuchten. — Oder Milch? — Der Topf war leer und die Abendmilch noch nicht da. Aber dort! Was stand dort in der Ecke vom Schrank, verschämt und verborgen? — Eine Flasche! Eine grüne, gewöhnliche Flasche, die er im Versteckten so oft schon ins Dorf, in die Wirtschaft getragen.

Verzweifle nicht am Glücke

Robert Hamerling

O verzweifle nicht am Glücke,
ob getäuscht auch viel und oft!
Nieder schwebt's auf goldner Brücke
plötzlich dir und unverhofft!
Ungerührt von Klagen, Weinen,
wie's auch lange zögern mag,
einmal wird es doch erscheinen,
einmal kommt sein Wonnetag!

Wandle nur auf seinen Spuren;
deinem gläubigen Vertrau'n
kann's erblühen auf den Fluren,
von den Sternen kann es tau'n,
aus den Lüften kann es regnen
wie ein fallend Rosenblatt,
plötzlich kann es dir begegnen
mitten im Gewühl der Stadt.

Wo sich in der Wüste Schweigen
ganz dein Mut verloren glaubt,
kann sich's plötzlich zu dir neigen
wie ein liebestüßend Haupt.
Wo sich bricht an Kerkermauern
der Verzweiflung banges Flehn,
kann es dir mit Wonneschauern
plötzlich in die Seele wehn.

Sahst du deine Jugend schwinden
und es blieb dir unerfleht,
kann dem Mann es Kränze winden;
nimmer kommt es ja zu spät.
Noch den Greis kann es entzücken
und noch in der Todesstund'
kann es seinen Ruß dir drücken
segnend auf den bleichen Mund.



Winterpracht
Oberengadin

Phot. Albert Steiner, St. Moritz

„Einmal versuchen davon,“ ging es dem Friedel durch den Kopf. „Einmal ist einmal.“ Er hatte solchen Durst, solchen Hunger ...

Er stopfte sich beide Wangen voll Brot und Nüßterne, und dann setzte er die Flasche gleich an den Mund — und trank, eins, zwei, drei ... einen tiefen Zug.

Sei, wie das brannte und durch die Kehle rann, wie glühendes Feuer. Das Wasser trat ihm in die Augen, der Schweiß auf die Stirn. — Das wärmte. Dem Friedel fror nicht mehr. Im Gegenteil, jetzt hatte er heiß, viel zu heiß. War's schlecht? — Nein, eigentlich schlecht war's gar nicht; wenn man das Brot und die Nüsse so recht zertaute und den Geschmack vom Brantwein noch recht dazwischen spürte, war es sogar sehr gut, sehr schmackhaft.

Der Friedel stand sich selber Rede und Antwort und beschwichtigte sein Gewissen und seinen Hunger.

Er mußte dem Vater recht geben, der stets behauptete, Brot, Nüsse und Brantwein seien das Beste, was es auf der Welt gäbe. Er gedachte auch des Vaterwortes, es sei einer kein rechter Bub nicht, der ein „schiefes Maul“ mache, wenn er einen Schluck Schnaps trinke! — Hatte er den Mund verzerrt? Er wußte es nicht. Aber probieren konnte man das doch einmal. Er setzte die Flasche an den Mund. Er zwang das Gesicht zu dem gewohnten gleichen Ausdruck. Es gelang, aber ihn schauderte dennoch. Sein Kopf war dumpf. Es wogte und rauschte darin. Die Füße waren schwer und unsicher. — Das war der erste Schritt auf bösem Wege. Den wiesen eines leichtsinnigen Vaters Leben und Worte. —

Die Annabarbara Frutig wurde es erst gewahr, daß eine heimliche Krankheit an ihr fraß, als es zu spät war. Keine ärztliche Kunst vermochte das erlöschende Licht neu anzufachen. Hager und fahl schleppte sie sich mühselig und ward mit jedem Tag gelber im Gesicht. Längst konnte sie nicht mehr ihrem Beruf nachgehen. Die Krankheit zwang sie ins Haus und auf ihr ärmliches Lager. Die Gemeindepflegerin kam täglich und sorgte für die Kranke, daß ihr das Nötigste nicht mangelte. Der alte Frutig war mißmutig. Das Aus und Ein der Pflegerin störte ihn. Er war nicht recht daheim, konnte sich nicht in alten Gewohnheiten ergehen, mußte sorgsam die grüne Flasche hüten, daß sie keiner sah ... durfte seine Launen nicht einmal an der kranken Frau auslassen. Wenn es die Schwester hörte, würde sie ihn verklagen beim Gemeinderat. — Er trug da ohnehin einen Brief in der Tasche. Einen Brief ... Darin stand von Verforgung in einer Trinkerheilstätte. Ha ha, was die noblen Herren vom Gemeinderat nicht alles beschließen! Die konnten wohl, die auf ihren Geldsäcken faulenzten und befehlen, ja ja, befehlen! Wer aber ein armer Teufel war seiner Lebtage, der blieb einer. — In Gottes Namen. —

Am Bette der alten Frau stellte der Frutig solch tief sinnige Betrachtungen an. Immer wieder kamen solche und ähnliche Ergüsse, und jedesmal, wenn er soweit war, schlug das Gejammer in hilfloses Plärren um. Die Annabarbara wandte den Kopf und lag still. Sie klagte nicht und trug die Not der Leiden in stiller Ergebung. Nur ab und an, wenn der Friedel in schauer Beklemmung an ihrem Bette saß, ging ein zitternder Seufzer über ihre Lippen. Wohl versuchte sie hie und da in erwachender, alter Güte dem Kinde näherzukommen. Aber das sonnige Weglein der gegenseitigen Liebe lag verschüttet, begraben. Enttäufung, wucherndes Mißtrauen ersticken in Friedels Seele den Trieb, der sterbenden Mutter Liebe zu erweisen. —

Es war wieder Frühling. In den Matten lag ein zartgrünes, samtnes Leuchten. Ein einziges, fürwähiges Bäumlein stand beim Hohenhäuschen in Blust, als der Leichenzug der Annabarbara Frutig aus dem Fußweglein in die Dorfstraße bog. — Zuletzt war ihr ein friedfames Hinüberschlummern beschieden gewesen. Hinter dem Sarge schritt der alte Frutig, ein Bild der Verkommenheit. Der Friedel daneben war blaß und scheu, mit verbißnen Tränen. Hart traf ihn der Tod der Mutter. Mit einem Male stand bei ihm die Gewißheit, alles verloren zu haben, Heim und Eltern.

Ostern, wenige Tage nach dem Begräbnis der Mutter, ward der Friedel der Schule entlassen. Wie im Traum erlebte er die Tage, die seine traurige Kindheit beschlossen.

Daraus riß ihn eine Woche später die harte Wirklichkeit. Der Gemeinderat versorgte den alten Frutig in eine Anstalt und den Friedel zu einem Bauern. Neu und ungewohnt war hier die Arbeit. Er hatte aber Geschick und guten Willen. Folgsam tat er alles, was ihm befohlen wurde. Der Friedel war gern gelitten; etwas wie Heimatgefühl erwachte in ihm in diesem Hause.

Er schlug aus der Art. — Und doch rann in seinen Adern ein Tröpflein Frutigblut, lag in seiner Seele schlummernd ein Quintlein Giftes, das seine Jugend verdarb.

Ab und an hatte der Friedel einen roten Kopf und fahrigte Hände. Er redete viel und laut. In den Augen brannte ein Gladerlicht, ein ungutes. Das kam selten vor, aber wie die Zeit ging — häufiger. Aus kleinen Anfängen wuchs das Abel. Und es nahm Gestalt an und Gewalt.

Am liebsten schaffte der Friedel im Winterwald. Die Kälte hielt ihm nichts an. Weg und Steg waren ihm vertraut. Bis weit in die Nachbargemeinden kannte er alle Bemerkungen, wußte jeden Besitzer, nannte

das Jahr, in dem diese oder jene Neupflanzung oder Lichtung geschehen. Er sprach mit den Bäumen wie mit Menschen. Früh schon am Tage schritt er, das Werkzeug am Rücken, die Hände in warmen Zwischhandschuhen, durch das verschlafene Dorf, dem Walde zu. Versponnen blieben seine Augen hängen an den dunklen Bartschen, düsteren Tannen, raschelnden Eichenbäumen, denen der Raukreif über Nacht weiße Ketten, matte Perlenchnüre gesponnen hatte. Millionen zarter, glühender Sternlein umwoben die Bäume, schufen in einer Nacht aus dem schlummernden Totenreich ein märchenhaftes Wunderland. Jetzt fiel die Sonne darein! — Jetzt standen die Bäume in lichtverklärtem Silbergeschmeide! Seltsam, wie solche traumschönen Tage dem Friedel ans Herz griffen. Er staunte wortlos in den Zaubern, und in seiner Seele lag es wie Weihnachtsstimmung. Er dachte an die Mutter, als sie jung und gut war. Auf einmal war ihm die Mutter so nahe gerückt, so nahe ... Aber dann kam wieder das andere, das Dunkle, Triebhafte, überfiel ihn, vergewaltigte ihn inmitten der frohen Arbeit. — Da verlor der Wald für Friedels Augen seine lichte Schönheit. Die Hände erlahmten. Die kreisende Säge verstummte. Durch den winterlichen Wald klangen nicht mehr die lebendigen Arthiebe.

Hastig goß der Friedel ein paar Gläschen Schnaps hinunter. Einen Imbiß mußte man doch haben! Was konnte man zur Winterszeit anderes mit in den Wald nehmen?

Er beschwichtigte trotzig seine innere, mahnende Stimme. Scheu und gedrückt schlich er dann heimzu. Die Märchenstimmung war verflogen. Die dufthellen Tannenbeden schienen erloschen, die Felder grau und winterfahl. — — —

Es wunderte eigentlich niemand, als der Friedel eines Tages wieder sein altes einstiges Wohngefaß, das Hohenhäuschen bezog. Das hatte leer gestanden. Es war keine verlockende Wohnstätte. Wer den Friedel befragte, warum er wieder da zu hause gedachte, dem ließ er wissen, es sei ihm verleidet bei den Bauern ... er möchte lieber ganz der eigenen Arbeit leben, dem Holzen! — Und dabei blieb es. — — —

Fünfehn Mark und ein paar Nidel trug der Friedel heim vom Berger-Hans, nachdem sie abgerechnet hatten. Fünfehn Mark! — Eine geringe Summe für einen, der Geld genug hat. Dem Friedel schien es ein kleines Vermögen. Er und Geld kamen selten zusammen. Und noch seltener blieben sie beisammen. Aber diesmal war er voll guter Grundfäße. Auf dem Heimwege überschlug er in Gedanken, was er alles mit dem Gelde wollte. Ein neues Hemd, das war das erste. Er hatte darin geringen Vorrat, ganz geringen ... Eins am Hag und eins am Pflag, wie man etwa zu sagen pflegt. Beim Friedel baumelte wirklich die ganze Woche über, war's schön, war's wußt, vor der Lotterhütte an einem dürftigen Seil ein elendes, verwachsenes blaugewürfletes Hemd, grau von Ansehen. Der Friedel wusch es selber. Aber von der Kunst seiner Mutter hatte er darin wenig übernommen. —

Ja, also ein neues Hemd, unfehlbar ... und dann ... zwei Paar Soden. Ja, Soden! Gleich drei Paar ... wenigstens. Dazu würde es wohl langen. — Und morgen jährte es sich wieder einmal, daß die Mutter gestorben. Eigentlich hatte er immer schon ein Kränzlein auf ihr Grab kaufen wollen — immer schon. Aber diesmal, gewiß, diesmal sollte es sein. — Gleich nachher wollte er eines bestellen.

Die Mutter war doch eine gute gewesen, eine brave, und wenn sie hie und da ein Gläschen genommen — — — schließlich dawiderhalten konnte man ihr eigentlich nichts! — Etwas mußte sie auch haben auf der Welt! — — —

Der Friedel ist daheim. In der Küche legt er den halben Brotlaib, den die Frau Berger ihm mitgegeben, in den Küchenschrank. „Gut ist's, daß die Berger-Annelies mich noch zum 3'Nacht eingeladen,“ denkt der Friedel, „jetzt brauch ich mir nichts mehr zu kochen.“ Er ist müde. „Bald ins Bett will ich,“ sinnt er weiter. „Man spürt's doch, wenn man so drauflosgeschlagen den ganzen langen Tag, ja ja, man spürt's.“ — „Eine Pfeife rauchen, draußen auf dem Bänkli,“ geht's ihm durch den Kopf. „Ja, das will ich.“ — Still ist's da in der Stube, still. Nur die Uhr tickt leise. Sonst kein Ton, kein Laut, kein bißchen Freude. Und draußen ist doch der Frühling im Land. Er hatte am Morgen vergessen das Fenster aufzutun. Jetzt reißt er es ungestüm auf. Und weist sich selber zurecht: „Sachte, Friedel, sachte, sonst klist die papierverlebte Scheibe und fällt aus dem wurmstichigen Rahmen.“ — Nun stemmt er die Ellbogen auf das Gesims, wuchtig und schwer, und brüet in den Abend. Die Luft ist lau. Eine Amsel singt in der verdämmenden Ferne. Wieder steht das frühe Bäumlein im Blust. Verheißungsvoll drängend dehnt sich die Weite.

Da — plötzlich fährt der Friedel mit rascher Bewegung durch den Wulst strohblonder, struppiger Haare, gleichsam als wolle er einen hemmenden Gedanken fortwischen. Unwirklich ist die Gebärde ... Und dann trollt er sich in die Küche, widelt in einen alten Lappen eine grüne Flasche — eine gewöhnliche, grüne Flasche, und legt sie in den Korb. Mit leichtem Faustschlag schlägt er den Deckel fest. — — —

Durch die einbrechende Nacht geht der Friedel ins Dorf ... Auf Umwegen ... Hastig und schnell ...

Das Grab draußen im Friedhof, das Grab der Annabarbara Frutig hat nie ein Kränzlein gesehen ...

Reidemeister, Böger und Lehrlinge im Drahthandwerk

Von H. F. Thomée, Werdohl

Seit der Aufführung von Ernst Bittlingers „Böger von Altena“ auf der Freilichtbühne der Burg Altena sind Reidemeister und Böger zwei Figuren, die einem weiten Kreise vertraut geworden sind. Nun hat der Verfasser uns allerdings die Vertreter des alten westfälischen Drahthandwerks in einer sozialen Abstufung und

seiner lokalen und historischen Vorarbeiten für das Drahtgewerbe der landläufige Begriff der Abstufung von Meister, Geselle und Lehrling im Handwerk vorgeschwebt, im Drama unbewußt jedenfalls Ausdruck gefunden hat. Unbewußt überträgt er die Verhältnisse in der Werkstatt auf das Drahthandwerk.



Deutsche Mystik

Ernst te Peerdts, Düsseldorf

Rangordnung vorgeführt, die der geschichtlichen Wirklichkeit nicht gerecht werden, was jedoch die Güte des Stückes im literarischen Sinn nicht mindert. Aber auch dadurch, daß viele Leser mit dem mittelalterlichen Wirtschaftsleben nur durch die Zünfte der Handwerker vertraut sind, ist Veranlassung gegeben, die Begriffe Reidemeister, Böger und Lehrling eines der interessantesten Gewerbe unserer Heimat ein wenig näher zu betrachten.

Man kann wohl annehmen, daß auch Bittlinger trotz

Betrachten wir zunächst den Reidemeister. Das Wort Meister darf uns da nicht irreführen, in ihm einen Handwerker zu sehen, der dem heutigen Meister, dem mitarbeitenden Werkstatteigner gleicht. In der Literatur herrscht keine völlige Einmütigkeit darüber, wie das Wort Reidemeister genau auszulegen sei. Aber so viel läßt sich einheitlich feststellen, daß der Reidemeister zur Gruppe der Unternehmer gehört, und nur in Ausnahmefällen — zu Zeiten, als das Gewerbe in den Anfängen steckte —

persönlich mit Hand anlegte. Im Siegerland und im Bergischen ließen sie von Lohnarbeitern die Waren herstellen und übernahmen nur den Absatz der Fertigwaren. In Iserlohn besorgten sie den Vertrieb von Waren, die sie durch andere, aber auf eigene Rechnung herstellen ließen. In allen Erklärungen wird immer das Unternehmerartige betont. Seien die Betriebe eigene oder gemietete, der Reidemeister war Arbeitgeber, war Kaufmann oder Fabrikant oder eine Mittelperson zwischen beiden. Stets wird das Fabrikmäßige der Unternehmungen betont. Damit entfernen wir uns schon ein gut Stück vom Handwerk, das auch im Gegensatz vom Drahtgewerbe eigentlich nur auf den lokalen Absatz bedacht war. Schon früh aber gingen die Erzeugnisse der Altenaer Drahtrollen und derer in der Umgegend in das nahe und das ferne Ausland. Der Unterschied vom Handwerk wurde um so größer, je mehr die Verwendung der Wasserkraft zum Drahtzuge Fortschritte machte. Das Drahtgewerbe nahm jetzt in steigendem Maße kapitalistische Formen an. Denn wer eine zeitgemäß eingerichtete Rolle betreiben wollte, mußte in erster Linie bemittelte Grundbesitzer an den Wassergefällen sein, und die technische Einrichtung erforderte überdies die Festlegung von Barkapital, da der gesamte Apparat ein ziemlich kostspieliger war. In dieser Zeit erscheinen die Reidemeister überwiegend als die technischen und kaufmännischen Leiter der Ziehereien. Das schließt nicht aus, daß ein Reidemeister seine eigene Rolle oft an einen Zöger verpachtet und sich selbst nach alter Weise nur auf den Vertrieb des Drahtes legt. Der Unterschied gegen früher liegt darin, daß der Werkseigentümer nur den Handel pflegt. Selbstredend ist der unabhängige Drahtzieher, der Nichtreidemeister, der Zöger, der eben auch fremde Rollen pachtet, niemals ganz verschwunden, wenn die Gesamtheit der Reidemeister auch stark bemüht war, Leute dieser Art niederzuhalten und zu unselbständigen Lohnarbeitern herabzudrücken. — Dem heutigen Meister entspricht in vielen Einzelheiten mehr der Zöger. Namentlich dort, wo er Eigentümer der Rolle ist und sich selbst nur auf die Herstellung der Drähte, nicht auf den Vertrieb verlegt. Es ist daher verständlich, wenn alte Schriftstücke von diesen Leuten nicht als von Zögern, sondern von den Fabrikanten reden. Das heißt in einfaches Deutsch zurückübertragen im wörtlichsten Sinne die „Herstellenden“.

Es mag vorzugsweise in den kleineren Betrieben am längsten üblich gewesen sein, daß die Reidemeister, unterstützt von ihren Söhnen, persönlich mit Hand anlegten. Umgekehrt ist über das Beteiligungsverhältnis der Reidemeister an den Rollen hervorzuheben, daß sie recht oft nur einen Bruchteil an dem Betrieb besaßen. Sie „kontrollierten“ nicht den ganzen Betrieb, sondern nur eine Anzahl „Scheiben“. Die Beteiligungen drückte man in Halben, Vierteln, Achteln usw. aus. Mit steigendem Einfluß und Wohlstand stieg nun die Zahl der Anteile entweder an einem Werk oder an mehreren, so daß in Testamenten oft von einer stattlichen Anzahl Rollen die Rede ist, an denen der Erblasser beteiligt war. Gerade diese Beteiligung in Bruchteilen, die in der Osmundindustrie ebenfalls vorkommt, ist etwas durchaus Eigenartiges und vom Handwerk Grundverschiedenes, das uns das Kapitalistische, Unternehmerhafte der Drahtindustrie deutlich zu beobachten gestattet. Dieses Hineinwachsen der Reidemeister in kapitalistische Wirtschafts- und Betriebsformen ist ausschlaggebend für die Bestimmung des Reidemeisterbegriffs.

Wir haben gesehen, daß den Reidemeister zunächst

die rein technischen Angelegenheiten der Drahtherstellung wenig kümmerten. Das war Sache des Zögers, dessen, der technisch die Rolle betrieb, der den Draht zog. Gegen Ende des 17. und 18. Jahrhunderts waren diese ursprünglich scharfen Unterschiede schon stark verwischt, da die Reidemeister eben Werkseigner wurden und der Zöger mehr und mehr eine dem Betriebsmeister oder Vorarbeiter ähnliche Stellung einnahm, jedenfalls die Rolle einer Person spielte, die mitarbeitend den bevorzugten und wichtigsten Arbeitsplatz hatte. Wir nähern uns in diesem Punkte wieder der Stellung des Meisters im Handwerk, zumal dem Zöger auch autoritative Befugnisse gegen den Lehrling zustanden.

Die Zersplitterung der Anteile an den Drahtrollen war für das Gewerbe selbst nicht unter allen Umständen förderlich. Kam es doch vor, daß an einem kleinen Werk 3, 4 und mehr Personen beteiligt waren und auch damals galt schon der Satz: Viel Köpfe, viel Sinne! Und das um so mehr, wenn es sich um Geldangelegenheiten handelte. Angesichts dieser kapitalistischen Entwicklung ist es eigentlich nur eine historische Rück Erinnerung an alte Zeiten, wenn die Drahtreidung die alten Bezeichnungen Meister, Lehrling u. a. gleich dem Handwerk beibehielt. Sinngemäßer wäre die Bezeichnung nach Meister, gelernten und ungelernten Arbeitern gewesen. Wobei daran erinnert sein mag, daß Tarife dem Lohnwesen der alten Industrie durchaus nicht fremd waren.

Und doch können wir auch hier Anklänge an das Zunftwesen des alten Handwerks feststellen. So führte die steigende Zahl der Betriebe und die zunehmende Drahterzeugung dahin, daß Bestimmungen festgelegt wurden, wieviel Arbeiter ein Betrieb unter Rücksicht auf seine Größe halten, wer und unter welchen Bedingungen er eine Rolle betreiben durfte und wie er seine Produktion der allgemeinen Marktlage anzupassen hatte. (Letzteres streift schon an die modernen Grundsätze der Kartelle und Syndikate.) Wichtig war stets die Frage, wieviel Lehrlinge jemand zu halten erlaubt war und wir wissen ja anschaulich von Bittlinger, daß man damals den geringsten Wert darauf legte, anderen Gegenden als dem Sauerland, und da nur einzelnen Orten, die Kunst des Drahtziehens bekanntzugeben. Nur der auf die Sakung vereidigte Reidemeister durfte junge Leute anlernen und auch der Zöger hatte einen feierlichen Eid zu leisten gleich den Schmieden, daß er sein Verhalten stets den Interessen der Allgemeinheit (soweit diese Draht zog, wohlverstanden!) unterordnen wolle. Und wehe dem, der untreu wurde! Seltsamerweise war im 18. und 19. Jahrhundert der Verlust des Reidungsrechtes keine ehrenrührige Angelegenheit, sondern hatte lediglich noch den Charakter einer Polizeistrafe.

Die eben gestreiften Bestimmungen hatten durchaus gewerbepolizeilichen Charakter, nur daß die Hoheit in erster Linie nicht vom Staate wie heute, sondern von der Gesamtheit des Drahthandwerks ausgeübt wurde. Dabei ist an die bereits mitgeteilte Tatsache zu erinnern, daß das Drahtgewerbe nicht den lokalen Absatz seiner Erzeugnisse pflegte wie das Handwerk, sondern stets Wert auf ortsfremde, sogar ausländische Absatzgebiete legte. Zunftartig ist die Bestimmung, daß jeder Lehrling nach beendeter Lehrzeit ein Zeugnis über diese erhielt. Wenn er dann den Zögereid leistete, verpflichtete er sich, nicht nur keinem fremden, sondern auch keinem Eingeweihten das Drahthandwerk zu lehren, wenn dieser nicht zur „Fabrik“ gehörte. Nun betrafen zwar die Abmachungen der Reidemeister in erster Linie betriebliche Angelegenheiten, banden ihn

in dieser Hinsicht zwar persönlich und erkannten keinerlei Freizügigkeit an. — Wie anders aber doch das alte Handwerk mit seinen Zünften! Dort war die persönliche Fesselung eine ganz andere. Man denke nur an den Zustand, daß ein junger Mann nach abgelegter Meisterprüfung feierlich zum Meister ernannt und in die Zunft aufgenommen wurde. Damit war er aber noch lange nicht selbständig, und der Weg zum eigenen Betrieb führte oft nur über die Hand der Meisterstochter, wenn er also außer der beruflichen Bindung an die Zunft auch noch die persönliche auf sich nahm. Die Zünfte waren im Gegensatz zu den Vereinigungen der Drahtreidemeister zur Zeit ihrer Blüte eben keine freien Verbände, sondern obrigkeitlich geregelte und geführte Selbstverwaltungskörper,

die neben beruflichen, gewerbepolizeilichen Fragen sich auch in sozialpolitischen und vor allem standesrechtlichen Aufgaben betätigten (s. Max Eyth, Der Schneider von Ulm). Reidemeister konnte aber jeder werden, wenn er die in erster Linie finanzielle Eignung besaß. Was er früher war, spielte keine Rolle. —

Wir haben uns nur mit den Grundzügen des Themas befassen können; denn es ist klar, daß gerade in einem Gewerbebezweig, der so alt und bedeutungsvoll ist wie das Drahtgewerbe, eine Menge von Zwischenstufen und Variationen vorkommt, die sich alle irgend einem Grundsatz angliedern lassen, hier das Gesamtbild aber nur verwirren würden. Außerdem würde der Rahmen unserer Betrachtung weit überschritten werden.

Der Nutzen der wissenschaftlichen Astrologie für den einzelnen Menschen

Von Alma-Ingeborg Goebel, Düsseldorf

Allzusehr und allzulange hatten in der Gegenwart schon das Stoffliche, das rein Nützliche und Brauchbare eine fast unumschränkte Herrschaft geführt, bis sich die Menschheit, unbefriedigt in ihrem geistigen Drang, von diesem unerträglich werdenden Druck des selbstsüchtigen Nutzens zu befreien anfang, um Trost, Erholung und Stärkung im Reiche des Gedankens, des Geistes zu suchen. Die Seele der Menschen war verschmachtet im harten, unerbittlichen Kampf ums Dasein, der schier alles, was uns heilig war, zu zermalmen und zu vernichten drohte. Diese immer stärker werdende Sehnsucht strebte auf verschiedenen Wegen nach Befriedigung, und so ist es verständlich, daß weite Kreise beim Anblick des gestirnten Himmels sich der Astrologie zugewandt haben, um in den Sternen ihr Schicksal zu lesen und Rat und Hilfe zu empfangen. Aus diesem Grunde haben wir diesem Aufsatz Raum gewährt, ohne zu den Ausführungen Stellung zu nehmen.

Die Astrologie ist die älteste Wissenschaft, sie ist so alt wie das Menschengeschlecht überhaupt. Vor Jahrtausenden war sie Besitztum der alten Kulturvölker, Ägypter, Babylonier, Indier, und wurde hier in der Hauptsache von der Priesterkaste ausgeübt, die die in den Sternen geschriebenen Weisheiten deuten konnten. Die Priester hüteten diese Wissenschaft und verschlossen sie der Allgemeinheit wie höchstes Heiligtum. Nur Könige erlangten Mitteilung über ihr Schicksal und das ihres Landes.

Inzwischen sind Tausende von Jahren über die Erde gabraust, und durch die Forschung führender Geister ist die Astrologie wissenschaftlich begründet. Die Menschheit im allgemeinen hat sich höher entwickelt und ihr Geist ist über das Grobstoffliche hinaus empfänglich geworden für die feineren Schwingungen der Kräfte des Weltalls, die auf bestimmte Kreise stets ihren Einfluß ausgeübt haben.

Wohl jeder Mensch verspürt zu gewissen Zeiten ein Fragen und Drängen in sich nach Ursache und Zweck des Lebens: warum ist dieses und warum jenes? Warum leben wir und warum leiden wir? Was steht hinter dem dunklen Tor des Todes? Wir Menschen, mit Gedanken und Empfindungen und der Sprache begabt, die innere Vorgänge der Außenwelt meldet, dürfen doch nicht etwa glauben, daß wir im Tode auslöschen können wie ein irdisches Licht, oder sterben können wie ein Tier oder eine Pflanze! Und in solchen Zeiten, wo der Mensch nach höheren Gesetzen durch Leid oder Freude

in dieses Grübeln hineinversetzt wird, beginnt er zu fühlen und zu ahnen, was er im werktätigen Leben zu empfinden nicht imstande ist. Es umgibt ihn dann eine Stimmung, wie Goethe sie erlebt haben mag, als er sein Gedicht „An den Mond“ niederschrieb: „Füllest wieder Busch und Tal still mit Nebelganz, lösest endlich auch einmal meine Seele ganz.“

Ja, auf dieses Lösen der Seele kommt es an, und mit dem Leise-höher-heben des geistigen Ich wächst eine Erkenntnis, die wie mit liebender Hand eine Binde von den Augen der im Lebenskampf ringenden Menschheit nimmt. Abend für Abend, wenn das leuchtende Tagesgestirn untergegangen ist, werden die Sterne am Himmel sichtbar und predigen in ihrer stummen und für fühlende Menschen doch so beredten Sprache die ewigen Botschaften des großen Weltgeistes Gott. Nichts in der Welt ist zwecklos und nichts ohne Grund! Alles, und sei es noch so klein oder noch so unfassbar groß, hat eine Ursache und eine Wirkung, und jedem Menschen sind für seinen Erdenlauf Wegweiser und Helfer beigegeben; er soll sich nur die Mühe machen, sie zu suchen. Und wenn er sie gefunden hat, muß er danach streben, sie zu erkennen, um ihre Sprache zu verstehen. Solche Boten, die göttliche Fürsorge ihren Kindern mit in die Wiege gegeben hat, sind die Sterne und die Planeten, die von Ewigkeit zu Ewigkeit im Weltall kreisen und ihre magnetischen Kräfte auf uns wirken lassen. Die wissenschaftliche Astrologie¹⁾ lehrt, daß wir Menschen alle astral durchflutet sind, und die Gestirneinflüsse uns beherrschen, wenn wir uns willenlos treiben lassen; dagegen werden wir zu Herren unseres Geschicks, wenn wir unsere Willenskraft so schulen, daß wir tatkräftig Widerstand leisten können, wenn unharmonische Strahlungen uns treffen, und, im umgekehrten Sinne, wenn wir uns günstige Gestirnwirkungen zunutze machen. Es gibt empfindsame Menschen, die die Gestirneinflüsse ohne weiteres fühlen und genau wissen, wann sie dieses oder jenes zu tun oder zu lassen haben, um Erfolge zu erzielen, aber die Mehrzahl ist durch den Kampf ums Leben, zumal in der Jetztzeit, so in Anspruch genommen, daß sie diese feinen Zeichen nicht beachten!

¹⁾ Astrologische Bibliothek, Verlag Vollrath-Leipzig.

Hier setzt nun der Wert der Astrologie ein, und zwar die wissenschaftliche Horoskopie. Der Astrologe kann die Gestirnsstände im Augenblick der Geburt eines Menschen mathematisch genau berechnen und für den Lebensweg Hinweise geben. Also wir haben den Schlüssel und können unser Leben selbst betrachten! Welch wunderbare Waffe im Lebenskampf! Wir brauchen nicht vom sogenannten Zufall (den es m. E. nach überhaupt nicht gibt) abzuhängen, sondern wir können das Erkennen haben, wenn wir wollen! Jedes Menschen Wille ist ja nun maßgebend für sein Leben; wer sich einfach treiben läßt und zu bequem ist zu „wollen“, dem gehört eben die Erkenntnis noch nicht! Aber man bedenke doch, wie viele Mühe und wie mancher Umweg gespart werden kann, wenn man sein Leben erkennt. Eine unserer bekanntesten Astrologinnen, Frau Ebertin, äußert sich treffend, wenn sie schreibt: „Darin besteht eben der praktische Nutzen der Astrologie, daß man sich sein Lebensprogramm im Einklang mit den Sternen so gut als möglich zurechtlegen und mit vollem Bewußtsein über bestimmte Lebensabschnitte disponieren kann.“

Damit es den Menschen, die sich für Astrologie begeistern, nach und nach ermöglicht wird, ihr Leben kennenzulernen, auch ohne im Besitz ihres Horoskops zu sein, werde ich versuchen, vorerst die Haupt-Gestirneinflüsse an Hand eines Horoskops zu zeigen. Horoskop bedeutet: Lebensuhr; sowie wir auf die Turmuhr oder Hausuhr sehen, um zu wissen, wie wir uns einzurichten haben, um planmäßige Arbeit zu leisten, so weiß der Astrologiekundige, wenn er sein Horoskop betrachtet und mit den Gestirnsständen vergleicht, was „die Uhr geschlagen“ hat, und wie er sich einrichten muß. Ich denke hierbei an die vielen Menschen, die mich baten, ihnen doch die Hauptrichtungen ihres Lebens anzugeben, was, einzeln behandelt, natürlich nicht so schnell möglich ist — dazu müßte ich ungezählte Hände und Köpfe haben, denn ein Horoskop oder ein Menschenschicksal ist doch nicht ein Ding, was vervielfältigt in Hunderten von Stücken einfach gegriffen und verteilt werden kann. Ich kann zurzeit immer nur ein Horoskop beleuchten und erklären, und dazu gehören eingehende Berechnungen und viel Zeit. Aber jeder, der im selben Tierkreiszeichen und unter gleichem Sonneneinfluß geboren ist, kann sich aus nachfolgendem das herausholen und ins Bewußtsein prägen, was er teilweise unbewußt fühlt, oder was ihm sein vergangenes Leben bereits zum Teil zeigte. So sagte mir ein befreundeter Herr, daß er sehr stark von dem Monde beeinflusst würde. Ein Blick in sein Horoskop zeigte, daß der Mond bei ihm Lebensherrscher ist und im feurigen Zeichen Löwe steht, im Trigon (120°) zu Mars und Venus. Dieser Herr wird nie ein Geschäft bei abnehmendem Mondlicht anfangen oder abschließen; er hat die astralen Strömungen an sich empfunden, ohne etwas

von Astrologie zu wissen oder daran zu glauben. Nunmehr ist er allerdings ein Freund dieser Wissenschaft!

Es gibt nur Ähnliches im Leben, nie Gleiches. Wie kein Mensch dem anderen gleich ist, immer nur ähnlich sein kann, so ist auch kein Schicksal und auch kein Horoskop dem anderen gleich.

Es ist ja bekannt, daß die Sonne in jedem Jahr am 21. März in das Tierkreiszeichen „Widder“ tritt; Null Grad Widder ist der Frühlingspunkt. In jedem Monat schreitet die Sonne durch eines der 12 Zeichen, vom 20. März bis 21. April also durchwandelt sie den „Widder“, vom 21. April bis 21. Mai das Zeichen „Stier“, vom 21. Mai bis 21. Juni die „Zwillinge“ usw. Vorliegendes Horoskop (siehe Abbildung), ist das eines Juni-Menschen, einer Frau. Das Zeichen „Zwillinge“ beeinflusst zu Vielseitigkeit und Rastlosigkeit, das Leben untersteht einer dauernden Bewegung. Die Erfahrung lehrt, daß Menschen, die unter Sonnen-

einfluß im Zeichen „Zwillinge“ geboren wurden, große Neigung für geistige Beschäftigungen und erzieherisch wirkende Aufgaben haben.

Das Horoskop dieser Frau läßt erkennen, daß sie außerordentlich vielseitig veranlagt ist und sie einen mustergültigen Zwillingstypus darstellt. Die Sonne in Himmelsmitte im 10. Hause in Konjunktion mit Venus und in harmonischen Aspekten zu „Mars und Uranus in Konjunktion“, läßt alle guten Eigenschaften des Zeichens „Zwillinge“, harmonisch verbunden mit dem Sonnencharakter, zur

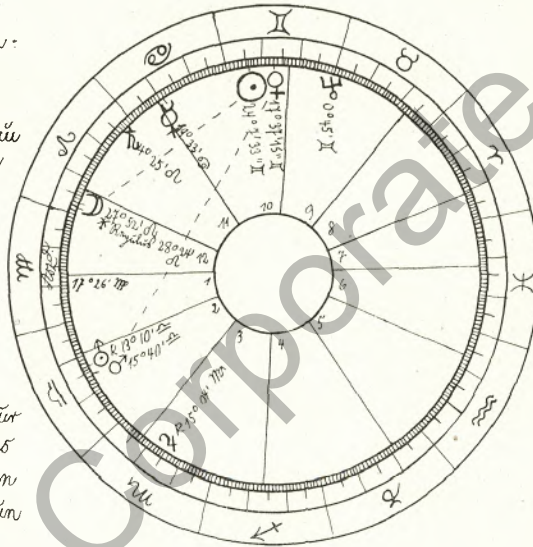
Wirkung kommen. Die Sonne verleiht hier Würde, Mut und Gerechtigkeit und zeigt das Erreichen hoher Ziele an. Durch die Einflüsse des Mars, des Planeten der Tätigkeit, in günstigem Sonnenaspekt und disharmonischer Bestrahlung durch Merkur wird die Horoskopeignerin dauernd nachhaltig angeregt, so daß diese Frau ständig tätig ist, entweder geistig oder körperlich, und glaubt nie genug zu schaffen. Es würde diese stete Besorgnis und rastlose Beweglichkeit von Geist und Körper zum vorzeitigen Verschleiß ihrer geistigen und körperlichen Kräfte führen, wenn nicht der Stand des Mars in 15 Grad Wage (also genau die Mitte des Zeichens „Wage“), die Neigung zur Ruhe und des Ausgleiches gäbe! Hier halten sich die Kräfte die Wage und können durch den Umstand, daß die Betreffende ihr Leben bewußt lebt und es mit Hilfe der Astrologie überwacht, bemeistert werden. Das zweite Haus gibt Aufschluß über Lebensbedingungen und Vermögen des Geborenen; die Anwesenheit des kriegerischen Mars in Konjunktion mit dem höher geistigen Uranus an der zweiten Häuser Spitze (die beiden Ecken des Segments an der Peripherie) deutet Kampf an um und für die Hochziele dieses Menschen; der Kampf wird aber siegreich sein und herrliche Erfolge bringen auf geistigem und materiellem Gebiet. Ähnlich wirkt in diesem Horoskop der dem irdischen Menschenleben feindliche Saturn. Er steht hier in seiner Vernichtung und seine Kraft ist

Die 12 Tierkreiszeichen:

- ♈ Widder ♂ Stier
- ♊ Zwillinge ♀ Krebs
- ♌ Löwe ♍ Jungfrau
- ♍ Waage ♏ Skorpion
- ♐ Schütze ♑ Steinbock
- ♒ Wassermann
- ♓ Fische

Die Planetenzeichen:

- ☉ Sonne
- ☾ Mond
- ♀ Venus
- ♂ Mars
- ♃ Jupiter
- ♅ Saturn
- ♁ Uranus
- ♂ Merkur
- ♄ Mars
- ♄ Saturn
- ♅ Saturn
- ♅ Saturn



Die 12 Kreissegmente bedeuten die 12 „Häuser“.

geschwächt; aber er bringt dennoch Lasten und Leiden, jedoch zum Heile der Seele, und es ist wichtiger, daß ein Menschenleben für Geist und Seele ein Vorwärts bringt, als daß es in tatenlosem Wohlleben und gemütlicher Ruhe abläuft. Bei dem Berechnen noch so vieler Horoskope habe ich immer wieder gefunden, daß den feindlichen Einflüssen der Gestirne immer gütige, harmonische Schwingungen entgegenstehen; und wenn Menschen sich über ein gar zu hartes Schicksal beklagen, so liegt gewiß ein gut Teil der Ursache hierfür darin, daß sie die harmonischen Strömungen sich nicht zunutze machen oder sie durch Eros, Fanatismus oder falsche Belehrungen zurückweisen. Keines Menschen Kreuz ist schwerer, als er es zu ertragen fähig ist — er hat es sich ja selbst geschaffen —, es sind doch nur die Auswirkungen seines letzten Lebens! Je höher ein Mensch strebt und je edler er ist, ein um so schöneres Leben wird sein nächstes sein!

Es wäre noch viel zu sagen über die Bestrahlungen der Planeten untereinander und ihre Wirkungen in den verschiedenen Häusern, doch könnte das zu weit führen. Hier will ich nur noch erwähnen, daß die Besitzerin des abgebildeten Horoskops über glänzende gesundheitliche Verhältnisse verfügt und über eine Ausdauer und Fähigkeit körperlichen Anstrengungen gegenüber, die ihre Umgebung schon oft in Erstaunen versetzte, da die Gestalt schlank und der Knochenbau des Körpers fein, fast zart ist, also Kraftleistungen kaum vermuten läßt. Der Mond im königlichen Zeichen Löwe, im Hause der Sonne, im Sextilschein (60°) zum Sonnenort und in Konjunktion mit dem Königsstern Regulus, gibt Liebe zur Kunst und intensives, erfolgreiches Höherstreben auf allen geistigen Gebieten; die Dame besitzt eine starke Vorliebe für geistige und künstlerische Dinge und ein großes Verständnis für Astrologie und Okkultismus.

Mit vorherigem habe ich nun gezeigt, wie weit es einem Menschen möglich ist, durch sein Horoskop sich selbst, seinen Charakter, seine Lebensbedingungen, Freundschaften und Unternehmungen zu erkennen. Darüber hinaus kann er durch den Vergleich seines Horoskops mit dem Lauf der Wandelsterne (ersichtlich aus den Ephemeriden), den Gestirnsständen die Momente erkennen, wann ihm eine Unternehmung Erfolg bringen wird und wann nicht, wann er sich vor Krankheiten in acht nehmen oder seelischer Erregung aus dem Wege gehen soll. Sich zuspitzende feindliche Bestrahlungen von seiten der Wandelsterne zu Gestirnsorten eines Horoskops bilden gewöhnlich den Höhepunkt einer Entscheidung, und man muß fühlen, was man zu solch kritischen Zeiten tun oder unterlassen soll;

es hängt dann ganz von der Person ab, ob sie sich von den Gestirneinflüssen leiten läßt oder ihren Willen dagegensetzt und Herausforderungen aus dem Wege geht. Ersieht man nun aus den Ephemeriden für 1924, daß sich z. B. ein Saturntransit naht, d. h., daß Saturn über seinen Ort im Grundhoroskop geht, so achte man während der Zeit besonders gut auf die Gesundheit. Im vorliegenden Falle auf Herz, Rücken, Seiten, Rippen und Zwerchfell, da Saturn in dem abgebildeten Horoskop im Zeichen Löwe steht, das die vorerwähnten Körperteile beherrscht. Trifft nun in solch kritischer Zeit ein disharmonischer Saturnaspekt den Mars, den Beherrscher des Todeshauses (Haus 8), so ist sogar das Leben bedroht und doppelte Vorsicht muß walten. Es ist aber nicht immer gesagt, daß eine schlechte Gestirnskonstellation sich stets durch Neigung zu Krankheit auswirkt, ein Angriff kann auch auf geistigem oder seelischem Gebiet erfolgen, und es kann eine Gemütsdepression statthaben, die jede geistige oder körperliche Arbeit unmöglich macht. Auch habe ich schon Beobachtungen gemacht, daß gerade Saturn im Höhepunkt einer Entscheidung der Schicksalvollstrecker bei Unglücksfällen oder Selbstmorden ist. Dagegen sind es die Transite oder harmonischen Aspekte von Jupiter und Merkur, welche durch ihre astralen Strömungen Menschen vom Abgrund der Verzweiflung und Kopfschmerz zurückholten.

Man sieht aus all diesem, wie wertvoll es ist, bewußt sein Leben zu überwachen, um auf alle Vorkommnisse vorbereitet zu sein und um das „Glück am Schopfe fassen“ zu können. Transite, Oppositionen und Quadratscheine der „schnellen Planeten“ Merkur, Mars, Venus und besonders des Mondes währen nur kurze Zeit (einige Stunden), dagegen können Vorübergänge des Saturn, Neptun und Uranus wochen-, ja monatelang dauern, zumal, wenn einer dieser Planeten rückläufig wird und dann noch heftiger wirkt. Solche Zeiten müssen alsdann mit Geduld und Ruhe ertragen und, soweit das möglich, ihre Auswirkungen bemeistert werden. Das sind die Prüfungszeiten der Seele, die uns reifer machen, höher bringen sollen. So verliert denn jedes Leid, in diesem Lichte betrachtet, seinen Stachel, denn für irdische Not löst der Leidende Erkenntnis ein. Auch Friedrich Rückert war wohl von dieser Wahrheit durchdrungen, wenn er sagt: „Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank, dem Himmel sag für Schmerz, der dich veredelt, Dank.“

König Heinrich der Finkler

Von v. Necus

Mit Verwunderung lesen wir in den Berichten über die ägyptischen Königsgräber und die daran anschließende Forschung, daß in diesem Lande einmal ein hochentwickeltes Staatswesen dreitausend Jahre lang fast unverändert bestanden hat. Obschon diese erstaunliche Tatsache wohl in China ein Gegenstück hat, kommt sie uns, an unserer eigenen Geschichte gemessen, fast unbegreiflich vor. Von der Zeit vor dreitausend Jahren wissen wir von unserem Volk nur, was der Spaten in der Hand des Forschers mühsam dem Boden abringt, oder der Scharfsinn des Sprachforschers in sorgfältig erwogenen Schlussfolgerungen schließlich zu einem Bilde

zusammenfügt. Erst aus der Zeit vor etwa zweitausend Jahren beginnt sich das Dunkel durch vereinzelte genauere Berichte einigermaßen zu lichten, aber wir haben das Empfinden, daß uns in allen unseren heutigen Zuständen und Verhältnissen Welten und Fernen von dieser Zeit trennen. Selbst wenn wir noch um ein weiteres Jahrtausend in der Geschichte vorangehen, erscheint uns der Unterschied zwischen damals und heute noch immer unermeßlich, und wahrlich, welche Veränderungen auf politischem, wirtschaftlichem und rein geistigem Gebiet, kurz, in allem und jedem, was unser Dasein bedingt, haben in diesen letzten tausend Jahren stattgefunden.

Aber dennoch verknüpfen uns zahllose unsichtbare Fäden mit dieser Zeit, und heute vor tausend Jahren haben in unserem Vaterland Ereignisse stattgefunden, deren Erinnerung gerade in der Gegenwart von besonderem Wert ist.

Im Mittelpunkt dieser Ereignisse steht die machtvolle, kernige Gestalt Heinrich des Finklers, des ersten sächsischen Königs, der im Jahre 919 von den Großen des Landes auf den Schild gehoben wurde. Wir kennen alle das schöne Lied, wie Herr Heinrich schon bei Sonnenaufgang im taufreischen Wald dem Sang der Amseln, Drosseln und Finken lauscht, umweht von dem würzigen Duft der Eichen und Buchen, im deutschen Wald, dem unser Volk entsprossen ist, wohin alle die Sehnsucht zieht, denen noch deutsches Blut in den Adern rollt. Hier drückten die sächsischen Edlen dem hochgewachsenen, blauäugigen Reden jauchzend den königlichen Reif auf die blonden Locken, den ihnen sterbend König Konrad I. gesandt hatte, weil er seinen bisherigen mächtigsten Gegner für seinen würdigsten Nachfolger hielt. Es ist möglich, daß der geschilderte Vorgang nur eine später entstandene Sage ist, aber sie ist ein treffliches Spiegelbild von Zeit und Art.

In seinem Äußern schon den hohen Gebieter verkündend, zeigte sich König Heinrich, der nach unseren Begriffen gänzlich ungebildet war, als ein selbständiger, weit-schauender und schaffender Geist, dessen Sinnen und Trachten nur auf die Größe Deutschlands gerichtet war. Unentwegt verfolgte er das rein deutsche Ziel, nicht mit Reden, Schlagwörtern, Klugeleien und schlaun Winkelzügen, sondern mit handhafter Tat und mit selbstbewußter Kraft förderte er die Einheit, Macht und Würde des Reiches, und diesen deutschesten aller unserer Könige müssen wir als den eigentlichen Gründer des Deutschen Reiches betrachten. Er ebnete seinem Sohn Otto, einem Kaiser Friedrich Rotbart und einem Rudolf von Habsburg die Bahn, er war der Gründer des Deutschen Reiches, dem der König von England lehnspflichtig war. Er bereitete den Boden, auf dem einst die mächtige Hanse erwachsen sollte, er streute die Saat, die im Mittelalter auf allen Gebieten die herrlichsten Früchte deutschen Geistes zeitigte. Er eröffnete jenes ritterliche Zeitalter von des Vaterlandes Macht und Herrlichkeit, da es bei den Fremden eine Ehre und ein Vorzug war, ein Deutscher zu heißen. Wenn auch die Geschichte nicht ihm, sondern seinem Sohn Otto den Beinamen des Großen gegeben hat, so dürfen wir dennoch ihn als eine der größten Heldengestalten unseres Volkes betrachten.

Drei Tatsachen sind es insbesondere, die wie leuchtende Sterne aus seinen Handlungen hervorstrahlen und deren Glanz nimmer erlöschen darf. Zunächst brach er schon gleich nach seiner Wahl mit den Überlieferungen seiner Vorgänger. Als man ihm nahelegte, sich vom Erzbischof



König Heinrichs Wahl

Aus „Bilderaal Deutscher Geschichte“, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

von Mainz weihen und krönen zu lassen, antwortete er stolz und abweisend, daß er als deutscher König der Weihe eines Bischofs nicht bedürfe. Er fühlte sich ganz als der Sproß jener deutschen Edlinge, bei denen Volkstum und Gottesbegriff untrennbar zusammenschmolzen und die in jeder Hinsicht allein als Führer austraten. Den deutschen Großen der damaligen Zeit war ein festgefügtter einheitlicher Staat nicht nach dem Sinn, einer straffen Herrschergewalt sich zu fügen, widerstrebte ihrem Stolz,

und so sah sich Heinrich gezwungen, sich seine Anerkennung allenthalben schwer zu erkämpfen. Den Herzog Burkhard von Schwaben unterwarf er durch unerbittliche Strenge, und den Herzog Arnulf von Bayern brachte er durch gütliches Zureden und Einräumung fast völliger Selbständigkeit zur Treue zum Reich zurück. Eine mehr-

Teil dieses Staates, der nordöstliche, war durch diesen Kaiser, der darum den Beinamen „der Deutsche“ erhielt, an Deutschland gekommen. König Heinrich war nun bestrebt, auch den Teil Lothringens, der sich dem Frankenreich unterstellt hatte, an Deutschland zu bringen, mußte ihn aber 921 im Frieden zu Bonn bei Frankreich

lassen. Im Jahre 925 aber erreichte er sein Ziel: Herzog Giselbert erkannte im Einverständnis mit dem König von Frankreich, Karl dem Einfältigen, die Oberhoheit König Heinrichs an, der ihm zum Dank seine Tochter vermählte, und so war auch dieser Teil des ehemaligen Reiches Lothringen, nach Kaiser Lothar II. so benannt, mit Deutschland vereinigt.

König Heinrich schützte auch die Ostgrenze des Reiches gegen die verschiedenen slavischen Völkern durch Errichtung von Markgraffschaften; er unterdrückte mit harter Hand einen Aufstand der Wenden in der blutigen Schlacht bei Lenzen 929, wo Tausende und aber Tausende gefallene Wenden das Schlachtfeld bedeckten. Im Norden machte er Schleswig zur Grenze gegen die Dänen, indem er die Mark Schleswig wiederherstellte. Das wichtigste Ereignis seiner Regierung mit allen seinen Folgerungen ist sein Kampf gegen die Ungarn. Dieses Volk stand ähnlich den Hunnen der Völkerverwanderung auf der tiefsten Stufe der Gesittung. Rohes Fleisch und Pferdennmilch war ihre Nahrung, ein Fell ihr Kleid. Auf unansehnlichen, aber schnellen Rossen schwärmten die schwarzhaarigen, häßlichen und krummbeinigen Gesellen gleich Bienenschwärmen seit etwa 900 über das deutsche Land, sengend und brennend, raubend und mordend, Trümmer und geschändete Frauen und Mädchen zurücklassend, sofern sie die deutschen Frauen, worauf sie so sehr erpicht waren, nicht mit sich fortzleppten. Heinrich gelang es 924, einen ihrer vornehmsten Anführer in seine Gewalt zu bekommen, und dies benutzte er, um für Sachsen und Thüringen einen neunjährigen Waffenstillstand zu erlangen. Er hatte erkannt, daß zur Bekämpfung dieser brennenden Schmach eine gründliche Vorbereitung nötig sei, und nun

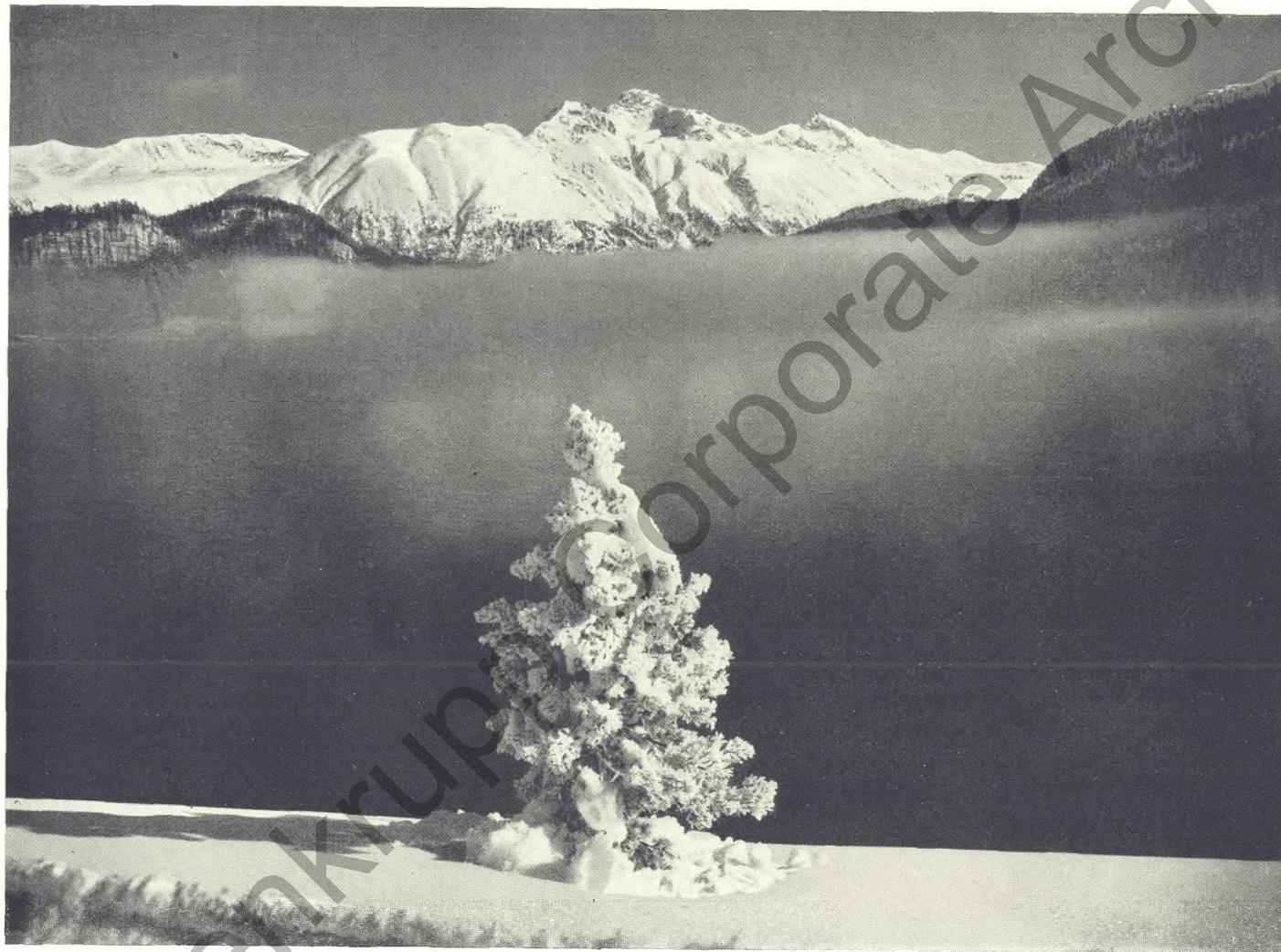
vollbrachte er seine zweite Großtat. Er unternahm es, das Kriegswesen vollständig neu zu gestalten. Er schuf eine regelrechte, geordnete Reiterei und wird deshalb als der Gründer der Ritterschaft und der Turniere heute noch gefeiert. Der große Staatsmann war sich völlig bewußt, daß Deutschland, von allen Seiten von gierigen und neidischen Feinden umlauert, zur Verteidigung seiner Grenzen und deren allmählicher Aus-



Zusammenkunft König Heinrichs mit König Karl dem Einfältigen von Frankreich

Aus „Bilderatlas Deutscher Geschichte“, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

jährige Arbeit machte ihm das Herzogtum Lothringen. Das unter den Nachfolgern Karls des Großen entstandene, überwiegend von Deutschen bewohnte Reich Lothringen, das sich zwischen dem östlichen Deutschland und dem westlichen Frankreich von der Nordsee bis an das Mittelmeer erstreckte, hatte sich durch den im August des Jahres 870 zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen getätigten Vertrag zu Merzen aufgelöst. Der größere



Wintermorgen
am St. Moritzer See

Phot. Albert Steiner, St. Moritz

dehnung eines starken, in sich geschlossenen stehenden Heeres stets bedürfen werde, dessen Führer vom Geist der kraftvollen Tat beseelt sein müssen. Im Zusammenhang hiermit erweiterte und verstärkte er schon vorhandene Burgen und legte feste Plätze an, aus denen sich später Städte entwickelten. Jeder neunte Mann vom Lande mußte in die Stadt ziehen und zu ihrem Schutz bereit sein, die anderen acht mußten den dritten Teil aller Feldfrüchte dorthin abliefern, damit die Flüchtlinge, die vor dem Feind dort Schutz suchten, davon leben könnten. Darum hat man ihm den Beinamen des Städtegründers gegeben. Mit der Zeit wurden die Städte der Sammelplatz höchster Bildung und stillvoller Gemütlichkeit, und es erübrigt sich wohl, näher auf die große Bedeutung der Städte in unserer Geschichte einzugehen.

König Heinrich vollführte nun seine dritte Großtat. Als Deutschlands Kraft durch die Schaffung des Heeres und der festen Plätze gesichert war, verweigerte er nach Ablauf der Waffenstillstandsbedingungen den Tribut und ließ an Stelle dessen den fremden Abgesandten einen räudigen Hund vor die Füße werfen. Wutentbrannt fielen nun die Ungarn in zwei großen Schwärmen über die Saale in Deutschland ein, aber die Deutschen unter ihrem Heldenkönig Heinrich ließen mit harten Fäusten dermaßen ihren Zorn an dem fremden Gesindel aus — bei Merseburg war es, 933 —, daß weite Gefilde mit Leichenhaufen bedeckt waren. Zu Lebzeiten Heinrichs kamen sie nicht mehr wieder.



Die Ungarn

Aus „Bilderjaal Deutscher Geschichte“, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Nicht nach Italien und dem Glanz der römischen Kaiserkrone zog es König Heinrich, sondern ein großes, starkes, fest gefügtes Deutschland als Mittelpunkt Europas war das Ziel, dem er zustrebte, aber von diesem klar vorgezeichneten Wege sind alle seine Nachfolger abgewichen. Sein Sohn Otto der Große zog schon nach Italien und ließ sich dort zum Kaiser krönen, sein Enkel Otto II. war scholastisch gebildet und beteiligte sich an lateinischen

Disputationen, und sein Urenkel Otto ging schon vollkommen in italienischer Bildung auf. Damit war das Schicksal des Hauses Sachsen zum Schaden Deutschlands besiegelt, wie es auch später den Hohenstaufen und anderen ergangen hat. Die Geschichte Deutschlands hätte einen ganz anderen Verlauf genommen, wenn die späteren deutschen Kaiser auf Heinrichs Bahnen weitergewandelt wären und sich von ro-

manischem Wesen und dem Streben nach der Weltherrschaft freigehalten hätten. Der große Mann starb drei Jahre nach der Schlacht bei Merseburg mitten unter Plänen und Entwürfen, seinem Sohn ein mächtiges, einiges Reich hinterlassend, wo einzig und allein deutscher Wille und deutscher Geist maßgebend waren.

Hoch über allem Volk und allen Landen stand er als Erster unter Gleichen, der echte deutsche König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volkes, die letzte Zuflucht der Bedrängten und Unterdrückten, der oberste Schirmherr der Kirche.

Eine seltene Frau

Von Liesbet Dill

„Nichts ist in der Welt schmerzlicher, als sein Vaterland zu verlieren.“

Es hat wohl keine Prinzessin schlechter an einen Hof gepaßt, als Liselotte, die Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz an den glänzend übertünchten, bigotten Hof von Versailles. Die Pfalz war von Kriegen bedroht, man wollte sich und die Verwandtschaft vor neuen Einfällen schützen, Liselotte war das Pfand. Sie wurde dem Bruder Ludwigs XIV., dem verwitweten Herzog von Orleans, als zweite Gemahlin versprochen. Sie mußte zur katholischen Religion übertreten, in Heidelberg wurde der Abschied festlich begangen, in Straßburg der Heiratskontrakt unterzeichnet, in Metz erfolgte der feierliche Übertritt zur katholischen

Kirche. Dann fuhr die junge Madame Royale weinend zur neuen Heimat und dem unbekannten Gemahl entgegen... Sie hat ihre schöne Pfalz nie wiedergesehen... Ihre Ehe war eine beiderseitige Enttäuschung...

Die Prinzessin war keine Schönheit, kerngesund, von derber Lustigkeit, wüthig, schlagfertig, sie ließ sich nicht verblüffen durch den Glanz, der sie am Hofe des Sonnenkönigs umstrahlte... und hat sich eine Stellung zu schaffen gewußt an diesem Hof. Es war keine leichte Arbeit. Ewig in Geldverlegenheit lebend, „man kann nicht magnific sein ohne Geld...“, in einer Welt, in der ihr alles falsch, töricht und unwahr erschien, mit diesem degenerierten Greis, dem Gatten... der „nur Weiberarbeit liebt, für seinen Teint fürchtet, sich gern puht und

die Zeremonien schätzt“, die sie haßt, „der sein Geld mit seinen Buben und den Lakaien vertut“, in ständiger Gemeinschaft mit der Maintenon, die diesen Hof beherrschte, mit der sie sich nie verstand, hin und her lavierend zwischen dem König und dieser verhaßten Maitresse en titre . . .

Zwischen beiden Frauen bestand eine offene, ehrliche Feindschaft, von der königlichen Mätresse durch glatte Form cacht, aber in den Briefen Madames kommt sie kräftig zum Ausdruck. Sie war nicht umsonst ein Kind der Pfalz, eine ehrliche deutsche Seele, gutmütig, wenn man sie in Frieden ließ, aber wenn man sie reizt, zeigt sie ihre derben Stacheln . . .

Sie läßt sich durch nichts blenden, weder durch den höfischen Ton, noch die glanzvollen Feste, bei denen sie sich „halbtot gähnt“, noch die aufgetragene Frömmigkeit, die damals Mode geworden war, wie die Krinolinen und die ellenhohen Frisuren, die so hoch waren, daß man die Sänften der Hofdamen erhöhen mußte, damit sie einsteigen konnten . . . am wenigsten aber ließ sie sich täuschen durch die französische Höflichkeit, die sie durchschaute. Ihre Augen sahen klar auf den Grund der Dinge. Ihre Ehe mit dem wüsten Herzog Orleans war kaum eine Ehe zu nennen. Es bestand zwischen ihnen keine geistige Gemeinschaft, und nachdem sie einsah, daß hier ihre Macht aufhörte, gab sie sich weiter keine Mühe, diesen Mann, der kein Mann war, zu fesseln, aber sie hat auf ihrem Posten, auf den sie ihr Vater einmal gestellt, ausgeharrt . . . bis zuletzt . . . „Es ist, wie es ist“ . . . man hat sie nun einmal an diesen traurigen Hof verpflanzt, sie muß aushalten. In der Heimat haben sie genug Sorgen. Sie findet sich mit ihrer Ehe ab, wie mit ihrem Leben in Paris, aber nie mit dem Heimweh nach der verlorenen Heimat, der Pfalz . . .

„Papa hatte mich auf dem Halse, war bang, ich möchte ein alt Jungferchen werden, hat mich also fortgeschickt, so geschwind er konnt. Das hat so sein sollen, war mein Verhängnis . . .“ Das ist alles. Kein Wort der Klage, keine Vorwürfe, keine Tränen, sie schluckt alles tapfer hinunter und sieht sich in dieser neuen Welt um, in der ihr alles unheimlich und fremd war . . .

Die erste Gemahlin des Herzogs war vergiftet worden, auf die zweite war man gespannt, wie sie sich einfänden würde. Man lächelte, als Liselotte der vergoldeten Hochzeitskarosse entstieg. Eine Schönheit war das wahrlich nicht, reich war sie auch nicht . . . eine einfache pfälzische Prinzessin. Ihr Gemahl war sehr enttäuscht, und sie von ihm . . . Aber die Pariser liebten Madame . . . sie amüsierte sie, sie achteten sie, sie nahmen für sie gegen die verhaßte Maintenon leidenschaftlich Partei. Mit dem König stand sie gut, sie achtet ihn und schätzt ihn, sie wird ihm gerecht, „an seiner Persönlichkeit ist kein Tadel . . .“

Aber seine Umgebung macht ihr viel zu schaffen, mit der schlägt sie sich herum. Sie haßt die Krinolinen, die die Montespan erfunden hat, sie macht sich lustig über die dumpfen Altoven, worin die französischen Damen schlafen, über ihre ungesunden Betten, hinter Vorhängen, in denen sie ersticken würde. Sie hat gern frische Luft und Sonne, ist heiter und guter Laune und derb in ihren Ausdrücken.

Sie liebt die Komödie, „so sehr auch die Pfaffen dagegen von den Ranzeln plärren, werd ich hineingehen . . . ich laß mich unterhalten, das ist keine Sünd“. Der König schwieg mausstill!

Sie langweilt sich mit Anstand bei Hof. Sie darf sich bei der Spieltafel nicht sehen lassen, Monsieur hat Angst, sie bringt ihm Unglück, sie muß „alle alten Weiber der-

weil unterhalten, das macht Spaß, und greulich gähnen.“ Sie geht gern auf die Jagd und ins Theater.

Der Sohn lebt lieber, verwüstet seine Gesundheit, der Vater will dazu nichts sagen, und sie schweigt auch . . .

„Monsieur ist mehr auf Buben erpicht.“ Den Sohn haben seine Mätressen in Händen, „schmaroken, fressen und saufen mit ihm“. Ihres Sohnes Gemahlin hat ihren Mann nicht lieb. Schwere Sorgen hat Liselotte . . .

„Wenn ich allemal die Stirn runzeln sollt, wenn ich hier etwas sehe, was mir nicht gefällt, würde ich fingerdicke Runzeln haben.“

„Ich lache nur noch selten.“ Dagegen hat sie gar nichts, daß ihr Sohn Mademoiselle Ninon de Lenclos öfters besucht, denn diese „hat die besten Manieren und er hat gar keine . . .“

„Die französischen Weiber, sobald sie zu alt werden, keine Liebhaber mehr zu haben; werden sie devot oder stellen sich, als ob sie's wären.“

Sie sieht dem Treiben spöttisch lächelnd zu. Früher hat der König sie gebeten, zu erlauben, daß die Maintenon mit ihr speisen dürfe, jetzt sitzt die Maintenon, nach dem Tod der Königin, in einem hohen Armstuhl an der königlichen Tafel und man bietet ihr, der Herzogin von Orleans, ein Taburett an. Aber sie dankt für die Ehre. Wenn der König in den Gärten spazierengeht, sitzt die Maintenon in einer Sänfte, die vier Kerls tragen und „er geht nebenher wie ein Lakai“. Alles das amüsiert sie.

Die junge launische Herzogin de Bourgogne, das enfant terrible des Hofes, „reitet auf einem Esel, rennt die Nacht im Garten umher, tut, was ihr in den Kopf kommt“, aber selbst dieses Kind, das vor niemand und nichts Achtung hat, hat Madame zu Respekt erzogen und es einmal „dichte beschieden“, als es gegen sie frech wird.

Gegen die rheumatischen Schmerzen hat Madame sechs kleine Hündchen im Bett, die sie warm halten.

„Ich finde keine Torheit im Lustigmachen, denn das ist gesund. Das Traurigsein macht krank.“

Man hat jetzt wahrlich viel Trost vonnöten — Kriege und Revolutionen gehen an ihr vorbei, die Eltern, die Freunde daheim sieht sie nie mehr, sie leidet mit ihrer Heimat, der alten zerstörten Pfalz. Sie ist umgeben von fremden Menschen, die eine fremde höfische Sprache reden. „Ich bin in allem, auch im Essen und Trinken, noch ganz teutsch“, schreibt sie, „wie ich all mein Leben gewesen.“ Die französischen Küche imponiert ihr nicht, sie zieht die deutschen Pfannkuchen vor, sie singt in ihrer Kammer deutsche Psalmen, und in ihrer Kutsche, wenn sie spazierenfährt, singt sie deutsche Lieder. Sie sammelt Medaillen und schwärmt für die persönliche Freiheit. Sie ist keine Moralistin, Gott bewahre. Mögen die anderen treiben, was sie wollen. Sie sieht zu. Das Leben ist für sie ein Marionettentheater, auf der man die Personen kommen und gehen macht und der Tod ein Hanswurst, der einem den Stoß gibt und vom Theater wegstößt. Aber als die Maintenon die Tochter Madames an einen Bastard des Königs verheiraten will, verteidigt sie ihr Kind wie eine Löwin ihr Junges. Man hatte Angst vor Madame, wenn sie ins Zimmer trat in jenen Tagen. Aber die Gefahr ging vorbei und der Duc du Maine wurde mit einer anderen Prinzessin verheiratet, mit einer Zwergin, der berühmten Buchesse du Maine, die auf ihrem prächtigen Schloß Millionen verschwendete, um sich eine Feenwelt zu schaffen, in der sie herrschte.

„Die Devoten liebt Liselotte nicht, die Heuchler und Pharisäer. Sie macht sich selbst über ihr Aussehen

als Matrone lustig. Verrunzelte Augen, hängende Backen, schneeweißes Haar und Doppelkinn, dicke, breite Schultern, abscheulich dicke Hüften, die Beine sind sehr geschwollen, die Zähne sind alle abgebrochen, ausgefallen oder schwarz.“ Sie hat Atemnot und Knie und Füße schmerzen sie. Einmal stürzt unterwegs die Kutsche um, die Hofdame fällt in Ohnmacht, aber Liselotte lacht herzlich bei dem Unfall. „Geduld überwindet Buttermilch.“ „So mich etwas ärgert, suche ich hundert Sachen hervor, die mir Berstreuung geben und überwinde es in wenig Tagen, gehe meinen geraden Weg fort und laß Gott walten. Ich wünsch den Tod nicht, und scheu ihn auch nicht.“

Sie war nicht „an die Welt attachiert“. Es war keine geistreiche Dame, die sich einen Salon schuf, in dem sie Hof hielt, sie macht sich nichts daraus, zu glänzen und aufzutreten, das überläßt sie andern gern.

Ihre Geradheit, ihr Mut zur Wahrheit, ihr klares Urteil, das den Nagel auf den Kopf traf, das Drollige ihrer Ausdrucksweise, ihr scharfer Verstand, ihr derber, grundehrlicher Humor machte sie zu einer Persönlichkeit, an die sich niemand heranwagte. Sie setzt sich durch, ohne zu intrigieren oder jemand zu schmeicheln. Sie war großzügig und gut . . . ein Original, das man belächelt, bestaunt und um das man etwas scheu herumgeht, ohne es anzutasten. Sie hat nicht viel mitgebracht, die kleine Pfälzerin, als sich selbst und ihren guten Namen, aber die Atmosphäre von Reinheit und Wahrhaftigkeit, die um sie war, wirkte an diesem Hof, wie wenn frische Waldluft in ein überheiztes, parfümiertes Zimmer dringt. Und Ludwig XIV. war ein Menschenkenner. Er hat Madame geachtet und hochgehalten, wie sie ihn . . . als Mensch. Sie hat sich durchgesetzt in einer Welt, in der

man die Menschen und alles nach Außerlichkeiten beurteilt, in der sie nicht am Platze war, sie hat ihren Posten, auf den sie nun einmal gestellt war, ausgefüllt, hat sich nie in Dinge gemischt, die sie nichts angingen und die sie nicht verstand.

Sie ist eine pfälzische Prinzessin geblieben und sie hat ihr Deutschtum hochgehalten wie etwas Heiliges . . . und wehe dem, der an ihre Heimat rührt!

„Nichts ist in der Welt schmerzlicher, als sein Vaterland zu verlassen.“ „Geht es uns übel, so haben wir es wohl verdient, und geht es uns wohl, ist es lautere Gnade . . .“ Sie kann sich noch gegen Ende ihres Lebens nicht an das französische Weißbrot gewöhnen und trauert dem guten Bruchhausener Schwarzbrot nach. Sie ist für Exerzieren. „Dreißig Jahre bin ich zu Pferd und in Raleschen gejagt.“ Sie war gern in der grünen Einsamkeit Fontainebleaus. Hier hat sie nach ihrem Gusto leben dürfen, reiten und jagen . . . Über ihres Sohnes Regentschaft hat sie nie Freude empfunden. „Es ist schwer, es allen recht zu machen. Ein Königreich regieren ist eine große Sach . . .“

Sie stirbt langsam an der Wassersucht, aber auch daraus macht sie nicht viel Aufhebens. Ihre Mutter ist an der Wassersucht gestorben. „Stirb ich an der Wassersucht, stirb ich an keiner anderen Krankheit . . . es mag gehen, wie Gott will . . .“ Als sie am Sterben war, schickte sie die Ärzte fort und nennt sie Scharlatane. Sie wisse ja, daß sie sterben müsse. Warum weinst du? sagte sie zu ihrem Sohn, dem Regenten, müssen wir nicht alle sterben? und zu einer Hofdame, die ihr die Hand küssen wollte, sagte sie, küssen Sie mich auf den Mund, ich gehe in ein Land, in dem es keine Standesunterschiede gibt.



Abb. 1 (um 1635)

Die Musik der armen Leute

Von Dr.-Ing. h. c. F. M. Feldhaus

Unser Leierkasten, unsere Drehorgel, nimmt unter den Musikinstrumenten schon seit den Tagen längst dahingegangener Ahnen eine Sonderstellung ein: von jeher waren die Drehleier ein künstlicher, armselige Instrumente, aber stets spielten sie dem niederen Volk, das im Alltagsleben der tröstenden Musik entbehren mußte, auf. — Die Ahnen unseres Leierkastens sind die Orgel und die Drehleier.

Die Orgel ist anscheinend im dritten Jahrhundert vor Christus in Alexandrien erfunden worden. Schon auf Denkmälern der römischen Zeit sehen wir kleine, tragbare Orgeln, die im Umherziehen mittelst einer Tastatur gespielt wurden. Solche tragbare Orgeln — Regale genannt — blieben bis ins 18. Jahrhundert hinein in Verwendung. Besonders häufig sieht man auf Gemälden des 15. und 16. Jahrhunderts die heilige Cäcilia oder Engelsgestalten auf solchen tragbaren Orgeln spielen. Auch in den Darstellungen des Totentanzes ist dieses Instrument gegen Ende der Gotik nicht selten anzutreffen.

Die Mechanik der tragbaren Orgel war die nämliche wie die der großen Kirchenorgel. Die leicht ansprechende Mechanik der Tasten war noch nicht erfunden; die Windbälge waren denkbar einfach konstruiert und der Umfang der Tonreihe war ein sehr beschränkter. Auch eine recht kleine tragbare Orgel war noch ein lästiges und schweres Instrument.

Ein leichtgebautes, tragbares Instrument, die Drehleier, Bettler- oder Bauerleier, Blindenfidel oder Radleier, verdrängte die tragbare Orgel im Abendlande etwa



Abb. 2 (anno 1722)

seit dem 9. Jahrhundert immer mehr. Die Drehleier gehört zu den Friktionsinstrumenten, d. h. zu denjenigen Musikinstrumenten, deren klanggebender Tonkörper — der sowohl aus Darm- als Metallsaiten, wie auch aus Glasglocken oder aus gläsernen, hölzernen und metallenen Stäben bestehen kann — durch Reibung in Vibration gesetzt wird. Die Drehleier besteht aus einem meist lyraförmigen Schallkörper, über den mehrere Darmsaiten gespannt sind. Über den Schallkörper ragt nach der einen Seite ein sehr kurzes Griffbrett mit den Spannwickeln für die Saiten hervor, während auf der anderen Seite eine kleine Kurbel herausragt. Diese Kurbel setzt ein hölzernes Rad in Bewegung, durch das alle Saiten gleichzeitig gestrichen werden. Durch Tasten, die an der einen Seite des Griffbrettes sitzen, werden die Saiten zu entsprechender Tonhöhe verkürzt. Außer den verkürzten Saiten summen einige Saiten stets im Grundton mit. Die mittelalterliche Drehleier wurde im Jahre 1716 in Versailles verbessert und erhielt sich so bis über die Revolution hinaus als vornehmes Instrument in den Salons.

Wann und wo unser Leierkasten erfunden wurde, läßt sich nicht feststellen. Anscheinend geschah es in Italien gegen Ende des 17. Jahrhunderts. — Man hatte nämlich schon seit dem 2. Jahrhundert nach Christus Walzen mit darauf eingesetzten Stiften verwendet, um die Tasten kleiner Flötenwerke rhythmisch niederzudrücken; der Alex-

andriener Heron der Ältere beschrieb uns damals derartige Flötenwerke mit Stiftnwalzen. Da die Heronschen Schriften dem Mittelalter bekannt blieben, und da man sie auch frühzeitig durch den Druck vervielfältigte, wurden Orgelwerke mit Stiftnwalzen schon ums Jahr 1600 verschiedentlich bekannt gemacht. Allerdings ist es bisher noch nicht erwiesen, daß man tragbare Orgelwerke mit Stiftnwalzen vor dem Jahre 1702 kannte. Vielleicht zeigt ein Bildchen von J. J. van Vliet (Abb. 1) eine Drehorgel.

Der erste, der uns den Leierkasten, d. h. die tragbare Orgel mit Stiftnwalze, beschrieb, war ein Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften im Jahre 1702. Er nannte das Instrument Orgue de Barbarie. Zwanzig Jahre später bildet der Italiener Buonanni die Drehorgel (Abb. 2) in seinem Gabinetto armonico in den Händen eines „armen herumziehenden Deutschen“ ab. Im Jahre 1742 findet man den Drehorgelspieler in einer Serie von Kupferstichen dargestellt, die der Straßenausruß in Paris wiedergibt. In ähnlichen Bilderreihen aus anderen Städten ist der Drehorgelmann im Laufe der nächsten hundert Jahre immer wieder zu finden. Unsere zweite Abbildung zeigt aus einer solchen Bilderreihe der „Ausrufs in Danzig“ einen Drehorgelspieler um 1780, der sein Liedchen zu den Bildern einer Zauberlaterne leiht, die ein anderer Ausrufer — auf dem folgenden Blatt — auf der Straße zeigt. Der gelehrte Abtlung sagt im Jahre 1758: „Die Landläufer tragen solche Leierorgeln häufig auf den Gassen herum.“



Abb. 3 (um 1780)



Abb. 4 (um 1760)



Abb. 5 (anno 1804)



Abb. 6 (anno 1815)

Bekannt ist die Erzählung, daß der junge James Watt, der spätere große Reformator der Dampfmaschine, die Aufmerksamkeit auf sein mechanisches Talent lenkte, als er eine vom Kontinent nach England gekommene Drehorgel ohne irgendwelche Kenntnis von diesem Instrument wieder instandsetzte.

Eine in den Zimmern vornehmer Damen beliebte Drehorgel war die sogenannte Vogelorgel. Dies Instrument enthielt eine oder mehrere Stimmen und gab die Töne wieder, die man einem Singvogel beibringen wollte. Man findet verschiedene Kupferstiche des 18. Jahrhunderts, die eine Dame in ihrem Zimmer mit einer kleinen Drehorgel zeigen. Man wird in diesen Darstellungen auch stets den Vogelbauer finden, für dessen Insaßen sich die Dame mit der kleinen Drehorgel bemüht (Abb. 4).

Im Jahre 1775 war der Drehorgelbau in Frankreich schon so bedeutend, daß das erste Lehrbuch zur Herstellung von Drehorgeln und Drehorgelwalzen in Paris herausgegeben wurde. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fertigte Johann Daniel Silbermann in Straßburg und Dresden vorzügliche Drehorgeln und wenige Jahre später werden Berlin und Sonneberg als Fabrikationsplätze genannt.

Eine hübsche Darstellung eines Drehorgelspielers, dessen Begleiterin in einer Schellentrommel das herabgeworfene Geld einsammelt, findet man im Jahre 1804 (Abb. 5) im ersten Heft der Leipziger Messefesen dargestellt.

Nach alten, erhaltengebliebenen Drehorgeln haben wir vergebens in den Sammlungen musikalischer Instrumente nachgeforscht. Raum einer der alten Leierkästen — ausgenommen einige Vogelorgeln — geht ins 18. Jahrhundert zurück. Ob sich die Drehorgel erhalten hat, die im Jahre 1709 von Buonanni in seiner Beschreibung des von dem berühmten Jesuiten Kircher begründeten Museum Kircherianum zu Rom (Seite 309) erwähnt wird, ließ sich nicht feststellen. Wäre dieses Instrument in der jetzt endgültig aufgelösten Kircherschen Sammlung vorhanden, so hätten wir zweifellos eine der ältesten überhaupt gebauten Drehorgeln vor uns. Sie enthielt 24 Pfeifen und spielte 12 verschiedene Melodien.

An technischen Verbesserungen hat die Drehorgel nur eine wichtige Sonderheit aufzuweisen. Es ist der sogenannte Tonverlängerer, den die Firma Pietschmann u. Söhne im Jahre 1876 in Berlin erfand. Durch diese Konstruktion ist es möglich, die Grundtöne lange anzuhalten; es entsteht also der den Drehorgeln eigene klagende Ton.

Die Musik der Drehorgel ist keine schöne, aber eine vollstümliche. Von den vielen mechanischen Instrumenten, die wir heute haben, ist sie immerhin noch die erträglichste. Heinrich Seidel, der Dichteringenieur, sagt mit Recht:

Der Herr Musikprofessor spricht:
Die Drehorgeln, die dulde man nicht!
Sie sind eine Plage und ein Skandal!
Mein lieber Professor, nun hören Sie mal.

Und nun erzählte Seidel in seiner einfachen, ergreifenden Dichtungsweise, wie der Leiermann in einen leeren Hof einzieht und einen lustigen Walzer spielt. Den Ärmsten der Armen bringt er so die Musik, versenkt sie in Erinnerungen an weit zurückliegende, glückselige Jugendträume. Ein Lied folgt dem anderen, bis er durch „Die Nacht am Rhein“ alles in Begeisterung wegreißt. Dann aber blickt der Leiermann um sich, damit sein Lohn ihm nicht entgeht:

Und sieh, der Segen bleibt nicht fern,
Denn Armut gibt der Armut gern.

Und ob auch der Herr Professor schreit —
Hier fühlt man nichts als Dankbarkeit,
Denn ein wenig Licht ins graue Heute
Bringt die Musik der armen Leute.

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Oswald Spengler, Sport und Wirtschaft

Von Heinz Haefss, Düsseldorf

Es ist schwer, Sport und Wirtschaft in Beziehung zu bringen und die Verbundenheit dieser beiden Lebensäußerungen zu beweisen, wenn man in der sportlichen Betätigung der jungen Deutschen, gleich ob sie Fußball, Hockey oder Tennis spielen, gleich ob sie laufen, springen, rudern oder schwimmen, nur die Befriedigung des menschlichen Spieltriebs sieht. Wir wissen jedoch, daß die große Bedeutung des Sports besonders bei den Mannschaftskämpfen liegt, in der Erziehung des Sportausübenden zum Gemeinschaftsgeist, zum Verantwortungsgefühl; sie liegt in der Weckung des Tatwillens, der eine Unterordnung unter selbstgewählte Führer nicht hindert. So sind denn Kameradschaft, Opferwilligkeit, Treue, Tatbereitschaft und Führerleistung Früchte unserer sportlichen Erziehung; darum ist Bekenntnis zum Sport Bekenntnis zur Volksgemeinschaft, Wille zur Selbstbehauptung, Wille zur Tat.

Ich betrachte den Staat, in diesem Falle die deutsche Volksgemeinschaft Deutschland, als einen lebenden Körper, bei dem jedes Glied seine ihm vorgeschriebene Arbeit zu erfüllen hat. Jeder organisierte Volkswille ist Glied unseres Staates, der ohne die Arbeit seiner Glieder verkümmern muß. Die Bedeutung der Wirtschaft für unser Volk ist längst erwiesen, die Tatsache, daß die Wirtschaftsführer die Bedeutung des Sports instinktiv ahnen und sie oft klar erkannt haben, erleichtert die Beantwortung der Frage nach den Zusammenhängen zwischen Wirtschaft und Sport und ihre Bedeutung für die deutsche Volksgemeinschaft.

Wenn sich die deutsche Wirtschaft ansieht, mit den deutschen Sportlern eine Kampfgemeinschaft zu bilden, so sind für sie nicht wirtschaftliche Wirkungen entscheidend, so willkommen der Sportindustrie der Sportsmann als Käufer ihrer Ware ist. Ich glaube auch nicht, daß die Wirtschaft den Sport als ihren Bundesgenossen willkommen heißt, nur weil die Wirkung des Sports auf Körper und Geist ihr Führer und Mitarbeiter schenkt, die den gesteigerten Ansprüchen der Wirtschaft an die Leistungsfähigkeit des einzelnen eben durch ihre sportliche Erziehung mühelos gerecht zu werden vermögen. Ich glaube vielmehr, daß, wie wir Sportsleute die Bedeutung der Wirtschaft für Staat und Volk erkannt haben, weil sie ja in der Richtung unserer Volksgemeinschaft liegt, die Wirtschaft die Bedeutung unserer Sportbewegung neidlos anerkennt, weil unser Ziel: „Sicherung der deutschen Zukunft durch tatwillige zum Gemeinschaftsgeist erzogene Jugend“ auch das Ziel unserer Wirtschaft sein muß, wenn sie ihre hohe Weltmission erfüllen will.

Zu den Deutschen, die die engen Beziehungen zwischen den beiden Lebensäußerungen Wirtschaft und Sport klar erkannt haben, gehört Oswald Spengler. In der ersten Jubiläumsausgabe der Deutschen Bergwerks-Zeitung sagt Spengler u. a.: „Die deutsche Industrie entschließt sich schwer, rein politische Fragen mit dem Ernst zu behandeln, den sie erfordern und der in rein wirtschaftlichen Fragen immer als etwas Selbstverständliches vorhanden ist. Auf wirtschaftlichem Gebiete will man, und erreicht deshalb auch das Ziel, auf politischem möchte man nur. Aber in einem erschütterten Staate kann die Wirtschaft sich nicht schülen, wenn sie sich auf ihr eigenes Gebiet beschränkt.“ Wer Spenglers Buch „Neubau des Deutschen Reiches“ aufmerksam durchgelesen hat, weiß, daß der Münchener Wirtschaftler hier nicht nur an eine rein politische Betätigung der Wirtschaft denkt. Im zweiten Kapitel des hier oben genannten Buches, „Staatsdienst und Persönlichkeit“ überschrieben, finden wir drei Faktoren angeführt, die dem Volke die nötige „Führerschicht“ bringen können. Spengler schreibt da von den drei Dingen, die das englische Volk zu seiner Weltstellung be-

fähigen und sagt wörtlich: „Der Puritanismus, welcher dem einzelnen die sittliche Rechtfertigung vor sich selbst zuschiebt und ihm damit das großartige Sicherheitsgefühl gibt, daß das, was er will, das Richtige sein muß, weil Gott ihm sonst diesen Willen nicht eingegeben hätte, die kaufmännische Wirtschaftsgewinnung, welche dem einzelnen völlig freie Bahn läßt, ihn dafür aber auch nicht stützt, wenn er veragt, endlich, und nicht zum wenigsten, der Sport, der im Gegensatz zu den unpersönlichen Turnidealen jähns den Sieg von der persönlichen Energie des einzelnen abhängig macht (im Buch in Sperdrud), haben einen Menschentypus gezüchtet, dessen Fähigkeit bis jetzt wenigstens jeder Gefahr gewachsen war.“ In demselben Kapitel findet man dann weiter folgendes Bekenntnis: „Für diesen Umbau aber hat sich in aller Stille schon ein neuer deutscher Typus gebildet, der mit dem Sport der letzten Jahrzehnte und dem langsame geistigen Übergewicht industrieller und kaufmännischer Stellen über die staatlichen auktam, das Beste, was die Zeit des wirtschaftlichen Aufstieges nach Bismarck an lebendigem Material hervorgebracht hat. Es hat in den jungen Freiwilligen von 1914 den ersten prachtvollen Ausdruck gefunden. Diese „fixen Jungen“, um eine Bezeichnung zu gebrauchen, sind unsere Zukunft (im Buch in Sperdrud), als Charakter, als angelegter Typus, als Möglichkeit, wenn jemand versteht, etwas daraus zu machen. Sehr selbständig, Durchgänger, von praktischem Griff, rasch entschlossen, gern mit Verantwortung beladen und allein auf einen Posten gestellt, zu intelligentem Gehorjam bereit, dessen Zweck sie mit einem Blick übersehen, zur Zusammenarbeit fähig nicht durch das Schema einer Dienstverordnung, sondern durch ein instinktives Gefühl dafür, was jetzt kommen muß, sind sie eine Generation, die etwas verspricht. Sie sind in Massen an der Front gefallen, aber sie wachsen nach, und für dieses jüngste Deutschland möchte ich wohl ein Bild zeichnen, wie ich mir die Staatsverwaltung mit ihnen und durch sie vorstelle, so wie sie sind, klug, stolz, persönlich und innerlich frei, Träger eines deutschen Ethos aus altgermanischer Zeit, das erst jetzt wieder aufgewacht ist als bestes Erbe aus den Jahren des Reichsaufstieges.“ Spengler sagt dann im Kapitel „Die Erziehung — Zucht oder Bildung“: „Zum Schluß hätte ich den Wunsch nach einem deutschen Ethos, nach einigen Schulen edelster Zucht von hervorragend begabten Menschen. Warum sollten nicht aus Schulpforta, dem Tübinger Stift, dem Johanneum in Hamburg, den Französischen Stiftungen in Halle, dem Kloster Ettal solche Schulen geschaffen werden können, mit großen Anlagen für jede denkbare Art von Studium: ein Aufenthalt in Stille und Freiheit mit viel Sport und mit den Besuchen berühmter Männer, die sich gerne einige Tage dort aufhalten, um die heranwachsende Jugend auf mögliche Aufgaben hin zu prüfen, und die aus hoher Erfahrung heraus mit ihr über das sprechen, was die Welt eines Tages von ihnen fordern wird?“

Wenn Spengler, dessen Autorität wohl kaum zu leugnen ist, meint, daß Puritanismus, kaufmännische Wirtschaftsgewinnung und Sport die drei Dinge seien, die das englische Volk zu seiner Weltstellung befähigen, wenn Spengler der deutschen Wirtschaft und dem deutschen Sport eine so große Bedeutung für den Neubau und Aufstieg des Deutschen Reiches beimißt, liegt es da nicht nahe, daß Wirtschaft und Sport sich zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenschließen? —

Ich bekenne mich zu der Meinung, daß Wirtschaft und Sport ein Ziel haben: Die Rettung der deutschen Zukunft. Da deutsche Wirtschaft und deutscher Sport deutsches Schicksal bedeuten, sollen sie in gemeinsamer Kampffront marschieren zum Siege.

Aus dem Sporttagebuch

Wie in Berlin nach den Plänen Dr. Diems die deutsche Sportstadt entstehen soll. — Aus den Winterquartieren des Sportlers

Wenn die Pläne, die Dr. Carl Diem, der Generalsekretär des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen, auflegt, in der deutschen Sportwelt, bei Staat und Kommunen Anklang finden, wird dort, wo in Berlin-Grünwald aus dem Grün der Rennbahn das Deutsche Stadion leuchtet, die deutsche Sportstadt entstehen. Aber den Reichssportpark des deutschen Stadion — so nennt Diem sein Projekt — erzählt er folgendes:

Das Deutsche Stadion beginnt für die Entwicklung der Leibesübungen in Berlin nicht mehr auszureichen. Der tägliche Übungsbetrieb hat sich so gehoben, daß es nicht mehr möglich ist, die Übungsfläche des Stadions in würdigem Zustand zu erhalten. Da der innerste Fußballplatz gesperrt ist, drängen sich die Abenden auf die Halbkreise und den Podbielski-Platz; infolgedessen sind diese Grünflächen kurz nach Beginn des

Sommers vollkommen abgegrast und liegen ohne Grasnarbe da. — Das Stadion bildet heute einen Anziehungspunkt der Reichshauptstadt, zahlreiche Besucher des In- und Auslandes besichtigen seine Anlagen, Sportfreunde der ganzen Welt strömen zusammen, um diese deutsche Musteranlage zu sehen; da ist es dringend wünschenswert, daß sie nicht enttäuscht von dannen gehen. Schon erwecken die zerbröckelnden Figuren auf der Schwimmbahnseite den Eindruck, daß das Stadion im Verfall sei, käme noch ein dauernd abgegrasteter Rasen hinzu, so wäre das Urteil über die Anlage entschieden.

Außerdem steigt der Übungsbetrieb weiter. Eine Reihe von Schulen pflegen ihre Spielnachmittage und Wandertage in das Stadion zu verlegen, die Zahl der Vereinsübenden wächst, das Treiben wird immer lebendiger. Sollten wir es abdroffeln?

Die Erweiterung ist jedoch noch aus einem zweiten Anlaß notwendig: aus der Entwicklung der Deutschen Hochschule für Leibesübungen. Heute wissen wir, daß der im Jahre 1920 gefaßte Gedanke, in Verbindung mit der Hauptübungsstätte eine Lehr- und Forschungsanstalt einzurichten, sich bewährt hat. Es erwies sich als fruchtbringend, daß diese Schule ihre theoretischen und in der Lehrarbeit erworbenen Erfahrungen im Trainingshauptquartier des deutschen Sports mit den Führern und Meistern der Turn- und Sportbewegung dauernd durchprüfen konnte.

Neben diesem praktischen Vorzug zeigte sich auch ein ideeller: die Verbindung von Hochschule und Stadion schuf ein Vertrauensverhältnis der Turn- und Sportleute zu ihr, das sich in einem außerordentlich regen Besuch der wichtigsten Fortbildungslehrgänge aus dem ganzen Reich kundgab. Es ist heute, vom Schüler angefangen, über alle Turn- und Sportzweige hinweg bis in die Kreise der Ärzte und Lehrerschaft

Im Norden befinden sich, an die Pferderennbahn anschließend, die tief eingeschnittenen ehemaligen Schießstände, die für ein Übungsgelände nicht geeignet sind. Im Westen sind die Baugrundstücke bereits ange schnitten und durch Straßen verkleinert. Im Süden und Osten dagegen ist noch Fläche für die Bedürfnisse des Stadions vorhanden. Die geeignetere ist diejenige im Osten, zwischen dem Untergrundbahnhof „Stadion“ und der Rennbahn in einem Ausmaß von rund zehn Hektar. Die unmittelbare Verbindung mit dem Stadion könnte durch einen zweiten Tunnel, der unter dem Geläuf der Pferderennbahn hindurchgeht, hergestellt werden. Die dabei gewonnene Erde würde zur Auffüllung eines langen Streifens in der Richtung des Zielgeläufs Verwendung finden können, so daß damit auch ein Wunsch der Pferdesportleute, eine annähernd gerade 1000-m-Strecke, erfüllt wäre. Das Stadion aber hätte einen zweiten Zugang, der für alle von der Unter-



Die Deutschen betreten den Kampfsplatz
Vom Länderkampf Deutschland — Italien in Duisburg (0 : 1)

schon ein Anziehungspunkt, einmal einen Lehrgang im Deutschen Stadion mitgemacht zu haben. Durch diese Fortbildungslehrgänge der Hochschule mit Unterkunft und Verpflegung im Stadion sind Hochschule und Stadion erst zum vollen Besitz des deutschen Sports geworden.

Nun war das Stadion von vornherein nicht für eine Hochschule eingerichtet. Das eigentliche Hochschulgebäude konnte erst im Jahre 1921 errichtet werden, die schmale, langgestreckte Baufläche mit dem Zwang, die notwendige Höhe der Innenräume durch Ausschachtung herbeizuführen, spricht von den Schwierigkeiten, die Lehr- und Forschungsarbeit der Hochschule zweckmäßig unterzubringen. Die heute vorhandenen Übungsräume Turnhalle, Laboratorien usw. reichen nicht mehr aus. Die Unterbringungsräume sind noch viel mehr beschränkt. Hierfür sind eigentlich nur die acht Zimmer des neuen Hochschulgebäudes eingerichtet, die mit je acht Studenten viel enger als wünschenswert belegt sind. Die übrigen Unterkunftsräume, der große Schlafsaal unter der Hauptloge, die Wohnräume im Ehrenhof und in der Rennbahntribüne 3, sind ursprünglich für ganz andere Zwecke gebaut und recht unvollkommen.

Die Erweiterung der Übungsflächen und Neubau von Wohnräumen in unmittelbarer Verbindung mit dem Stadion ist eine Lebensfrage. Nun liegt das Stadion selbst im Innern der Pferderennbahn: es wird also ein Gelände im Anschluß an sie gesucht werden müssen, und zwar sofort; denn wenn die Erweiterung nicht jetzt erreicht wird, schließt sich der Willengürtel eng herum, und jede spätere Ausdehnung ist unmöglich.

grundbahn kommenden Besucher eine große Abkürzung und im Gegenzug zum jetzigen Sandweg eine große Annehmlichkeit bedeuten würde.

Dieser neue Sportpark würde zunächst drei große Fußballfelder, eins davon mit einer Übungslaufbahn umgeben, enthalten. Dazu kämen noch Tennisplätze, freie Turnplätze, Übungsplätze für Wurf und Sprung usw. Dann aber würden in Form einer großen Sportkolonie alle diejenigen Baulichkeiten entstehen können, nach denen sich die große deutsche Turn- und Sportbewegung sehnt. Es sind die fehlenden Winter-Übungsgelegenheiten, Wohn-, Lehr- und Verwaltungsräume. Heute zerstreuen sich die einzelnen Geschäftstellen des Reichsausschusses und der Turn- und Sportverbände über die ganze Stadt. In Zukunft würden sie alle nebeneinander liegen. Dann würden die zahlreichen auswärtigen Teilnehmer von Übungslehrgängen, die Vorstände und Verwaltungsmitglieder der Reichsverbände, die zu Sitzungen und Besprechungen nach Berlin kommen, bequeme und billige Wohngelegenheit haben. Schließlich würden die Häuser der einzelnen Verbände auch deren Bedeutung würdig repräsentieren, ihren Besitz, ihre Fahnen, ihre Ehrengaben, ihre Archive, ihre Büchereien aufnehmen. So ist das eine Hauptgebäude des neuen Planes das Haus des Deutschen Reichsausschusses, das andere das Haus der Deutschen Turnerschaft, gegenüberliegend das Haus des Deutschen Sportbundes, vielleicht auch ein solches für den Verband Deutsche Jugendkraft. Alle Wohnhäuser sind so geplant, daß sie in den Untergeschossen die Arbeits-, Versamm-

lungs- und Verwaltungsräume, in den Obergeschossen die Gasträume für die betreffenden Verbände besitzen. Das zweite Hauptgebäude ist das der Deutschen Hochschule für Leibesübungen, die mit ihrer ungeahnten Entwicklung den bisher gegebenen Rahmen gesprengt hat. Ein Gemeinschaftsleben der Studierenden soll dadurch erreicht werden, daß sie im Gegensatz zu der bisherigen unzureichenden Unterkunft ein ausreichendes Wohnhaus erhalten.

Um den ganzen Arbeitsbetrieb auch den Winter über durchführen zu können, ist der Bau eines großen Winterstadions, einer Winterschwimmbad mit russisch-römischen Bädern, dreier weiterer Turn- und Gymnastikhallen geplant. Das Winterstadion soll eine etwa 40×60 m große Innenfläche haben und in aufsteigenden Tribünen 2- bis 3000 Zuschauern Platz gewähren. Eine große Bühne, Wandelgang und ähnliches ist vorgesehen. Das Winterschwimmbad wird ein Becken

deutschen Kulturwillens bedeuten. Diese Stätte wäre nicht nur eine Kulturstätte des Leibes, sie wäre eine Kulturstätte des ganzen Menschen, und wer wollte bezweifeln, daß wir einer Zeit entgegengehen, in welcher der Besitz solcher Anlagen durch die in ihnen verkörperte Gesamterziehung zum Prüfstein vom Werte einer Volkskultur gehören wird!

Fußballsport. Im Mittelpunkt des Sportinteresses stand das Länderspiel Deutschland—Italien, das von den Fußballmannschaften der beiden Länder am 23. Nov. im Duisburger Stadion ausgetragen wurde und nach überlegenem Feldspiel der Deutschen mit 1:0 für Deutschland verloren ging. Wir hätten bei einigermaßen schuflicherem Innenstürmer das Treffen 3:1 oder 4:1 gewinnen können. Wir haben verloren, verdient verloren, weil unser Innensturm mit all den vielen sicheren Tor Gelegenheiten nichts anzufangen wußte. Hätte



Die italienische Nationalmannschaft in Duisburg

von 12×25 m aufweisen, die große Turnhalle eine Übungsfläche von 21×31 m, die beiden kleineren eine solche von 12×21 m.

Dank dieser Vervollständigung aller Übungsgelegenheiten soll durch den Bau eines Sanatoriums (in einem abgeschlossenen Bezirk) und einer höheren Schule eine Ausnützung der Anlage nach allen Richtungen erreicht werden. Leibesübungen müssen noch viel mehr als bisher zur Heilung vieler Krankheiten, unter anderen auch der „Stallkrankheiten“ des Menschen, wie sie Prof. Bier schwerweise nennt, benutzt werden. Dies kann vorbildlich nur in einem Kranken- und Rekonvaleszentenheim geschehen, das alle Anlagen musterträchtig besitzt und sich durch die Lehrkräfte der Deutschen Hochschule für Leibesübungen aller neuesten und feinsten Erkenntnisse der Praxis und Theorie bedienen kann.

Was unsere Schulerziehung anbelangt, so lassen wir heute unsere Jugend durch einen unnatürlichen Sitzzwang in Körper, Charakter und Verstand verkümmern. Wir werden eine Änderung dieser Erziehungsform nur dann erreichen, wenn wir praktisch beweisen, welchen Vorteil eine Erziehung, die den Körper vervollkommenet, auf den ganzen Menschen ausübt. Es gilt eine solche Musterschule zu schaffen, die dem englischen College in Eton beispielsweise sich an die Seite stellen kann.

Die Anlage würde eine Anziehungskraft für Berlin bedeuten. Aber auch das Reich würde wohl stolz darauf sein, daß sich mit den Idealen der turn- und sportfreudigen Jugend immer irgendwie der Begriff der Reichshauptstadt verbindet, wodurch wieder Stolz und Reichsfreudigkeit entstehen.

Im ganzen würde die Anlage einen sichtbaren Ausdruck des neuen

Italiens Angriffsquintett so zahlreiche Tor Gelegenheiten gehabt, die Niederlage Deutschlands wäre vernichtend geworden.

Das dritte Verlussspiel der deutschen Ländermannschaft in ununterbrochener Folge (Deutschland—Schweden 1:4, Ungarn—Deutschland 4:1, Italien—Deutschland 1:0) hat im Blätterwald der deutschen Presse lauten Widerhall gefunden. Eine Ansicht soll hier ohne Kommentar wiedergegeben werden.

„Man bekam von vielen sogenannten Sachkennern Meinungen aufgetischt, die dem unbefangenen Beobachter die Haare zu Berge treiben. Alle „Wenn“ und „Aber“ haben ja keinen Zweck. Das Spiel gegen Italien wurde verloren. Diese Tatsache steht fest. Ob es verloren werden mußte, ist eine andere Frage, die sich nicht so ohne weiteres richtig beantworten läßt. Mit Bedingungsfragen, wie „wenn Herberger nicht verletzt worden wäre“ oder „wenn die beiden Halbstürmer nicht völlig versagt hätten“, ist keine restlose Aufklärung gegeben. Man muß da tiefer gehen. Es ist eine traurige Tatsache, daß der DFB-Spielausschuß den Kanonen aus Nürnberg schon oft nachlaufen mußte und nachgelaufen ist, wenn ein Länderspiel vor der Tür stand. Die verwöhnten und verhätschelten Söhne aus Süddeutschlands Hochburg sagten auch gegen Italien ab. Was kann man aber von Spielern, die eine solch laze Sportauffassung an den Tag legen, auf dem Spielfeld erwarten? Wenn man hört, mit welcher Begeisterung sich Italiens Nationalelf auf das Spiel vorbereitete und andererseits das klägliche Vorspiel betrachtete, das sich in Nürnbergs Mauern 48 Stunden vor dem

für den deutschen Fußballsport so überaus wichtigen Spiele abwickelte, so kann man sich über die deutsche Niederlage kaum wundern. „Solange wir keine Mannschaft aufstellen, die in sich nationalen Ehrgeiz trägt und sich körperlich und geistig würdig auf das Ereignis einstellt, und solange unsere Sportpresse nur Personenkultus, dabei möglichst aus partikularistischer Einstellung heraus, treibt, werden wir nie einen ehrlichen Erfolg erzielen.“ Diesen Ausspruch tat nach dem Duisburger Spiel ein bekannter WSV-Führer. Wir können ihn nur unterschreiben. In spielerischer Hinsicht ist gewiß mancher Nürnberger nicht leicht zu ersetzen, aber ehrlicher Wille, Opferbereitschaft und energisches Einsetzen der ganzen Kraft macht mangelndes Können bis zu einem gewissen Grade wett. Unsere Meinung geht dahin, daß wir in Länderspielen nur vertreten sein dürfen von Spielern, die mit Leib und Seele aufgehen im Spiel, die Körper und Geist einsetzen, um alle Vorteile, die sich irgendwie erhaschen lassen, für ihre Mannschaft herauszuholen. Wollen die Nürnberger — sie haben das Zeug dazu — mit dem nötigen Ernst bei der Sache sein, so sind sie uns willkommen. Im anderen Falle müssen wir sie als Vertreter und Vorkämpfer des deutschen Fußballsports ablehnen. Das letzte Länderspiel dieses Jahres Deutschland-Schweiz konnte von der Deutschen Länder-Elf, die mit einem nord-süddeutschen Sturm spielte, 1:1 — also unentschieden beendet werden. So ist denn zu hoffen, daß nach einer Pecherie Deutschlands Länderspiele wieder einmal bessere Ergebnisse bringen. Hoffnung für das Jahr 1925.

Im Gebiete des Deutschen Fußballbundes (DFB.) geht der Kampf zunächst um die Verbandsmeisterschaft seinen vorgeschriebenen Gang. In Norddeutschland scheint der Hamburger Sportverein nicht unterzutreten zu sein. In Süddeutschland hat der 1. FC. Nürnberg wieder gute Chancen. Wer in Brandenburg Meister wird, ob Hertha BSC., Alemannia, Norden-Nord, West oder Wacker, wissen die Götter. Ungeklärt sind auch die Verhältnisse im Südosten. Hier liegen Sportfreunde, SC. 08, Schlesien-Rapid und Herta nur wenig Punkte auseinander. In Mitteldeutschland ist die Lage ebenfalls ungeklärt. Ob hier die Leipziger, die Dresdner oder die Leute aus Halle Oberwasser gewinnen, liegt in der Zukunft Dunkel.

In Westdeutschland, wo bekanntlich nach den Bestimmungen des „Neuen Weg“ nur eine Serie gespielt wird, darf man keine Vermutungen aussprechen. Im Berg-Märkischen-Gau können fünf Vereine vorne enden, Schwarz-Weiß Barnen, SC. Elberfeld, Fortuna Düsseldorf, Solingen 95, FC. Düsseldorf, SC. 99 Düsseldorf, FC. Kronenberg. Im Niederheingau wird wohl der Meidericher SV. seine Spitzenposition an die tüchtige Mannschaft des Duisburger Spielvereins abtreten müssen. Im Ruhrgau liegt Schwarz-Weiß Essen, gefolgt von G. L. E. 07, Buer 07, BV. Altenessen, vorne. Im Rheingau Gruppe Süd liegt der VfR. rechtsh. durch das Unentschieden seiner schärfsten Rivalen Bonner FC. und Rhénania klar in Führung, die er kaum abgeben wird. In Gruppe West hat der Rheydter Spielverein wieder die meisten Aussichten. Im Gau Südwestfalen sind die Sportfreunde Siegen unbeschränkte Beherrscher der Lage, so daß in dieser Elf der diesjährige Vertreter dieses Gaues zu suchen ist. Im Hessen-Hannover-Gau wird die hartnäckige Borussia Fulda die Spitze wohl bald den Kurhessen Kassel abtreten müssen, da diese Mannschaft über die bessere Gesamtleistung verfügt. Bei den Westfalen ist die Frage auch noch immer nicht geklärt, nachdem die Arminen aus Bielefeld wieder zur Hochform aufstiegen und unter Einsatz ihres ganzen Wollens den Spiel-sportlern aus Osnabrück den Weg versperrten. Beide Mannschaften stehen nunmehr punktgleich hinter der Hammer Spielvereinigung, die um einen Punkt besser steht. Einer dieser drei Vereine wird den Gau in den Endspielen vertreten. Die Januarspiele dürften langsam Klärung bringen. Die sportlichen Beziehungen zwischen deutschen und französischen Fußballvereinen wurden, wie bekannt, durch ein Spiel der Tennis Borussia (Berlin) gegen den Club Français in Paris wieder aufgenommen. In den vergangenen Wochen spielten dann des öfteren deutsche gegen französische Mannschaften. Die Ergebnisse der Spiele beweisen, daß es mit der französischen Spielstärke nicht allzuweit her ist. Tennis Borussia Berlin, die den Club Français schon in Paris 3:1 schlagen konnte, blieb auch im Rückspiel, das in Berlin stattfand, 5:1 Sieger. Der Freiburger Fußballclub spielte in Straßburg 1:1 und der Karlsruher Fußballverein in Bordeaux 7:2 und 1:0. Wenn man bedenkt, daß die eben genannten deutschen Clubs nicht zu unserer

Meisterklasse gehören, werden Fußballkämpfe zwischen deutscher und französischer Meisterklasse Siegespiele für uns sein.

Leichtathletik. Der zwischen dem Westdeutschen Spielverband und dem Verband Brandenburgischer Athletikvereine für das kommende Jahr in Köln vereinbarte Leichtathletik-Wettkampf, zu dem sich später noch Süddeutschland gesellte, hat noch eine weitere Ausdehnung erfahren, da nun auch noch Mitteldeutschland und Norddeutschland hinzugekommen sind.

Fechten. Die sportlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien sollen jetzt eine Erweiterung erfahren durch die beabsichtigte offizielle Einladung von deutschen Fechtern zu dem im Mai 1925 stattfindenden großen internationalen Fechtturnier von Cremona. Die Italiener wollen dieses Turnier zu einer Revanche für die olympischen Spiele machen, wo sie wegen Differenzen mit den ungarischen Vertretern vorzeitig vom Schauplatz abtreten mußten. Und zu diesem Revanchekampf soll auch Deutschland, das der Pariser Olympiade fernbleiben mußte, eingeladen werden, da man auch im Lande der Zitronen die deutsche Fechtkunst als international ebenbürtig anerkennt. Für eine derartige Expedition kommen in erster Linie der mehrfache deutsche Meister Casmir (Dresden) sowie Thomson und Murero in Frage, die die deutschen Interessen aufs beste in Cremona vertreten dürften.

Schwimmen. Die Saison ist offiziell geschlossen, um den fast Sonntag für Sonntag im Rennen liegenden Schwimmern die nötige Winterruhe zu verschaffen. Die Vereine versuchen durch Wasserball-

spiele und Werbeabendveranstaltungen das Interesse auch den Winterr über wachzuhalten. Zu Wasserballspielen in Düsseldorf und Rheydt waren zwei holländische Mannschaften, der Soudische Zwem-Club und der Amsterdamsche Zwem-Club, zu Gast. Die Holländer konnten alle Spiele gewinnen. Geschlagen wurde der westdeutsche Meister Rhénus Köln 3:0, Sanitas Rheydt 1:0 und der Allgemeine Schwimmverein-Düsseldorf 4:1.

Segelsport. Seitdem die deutsche Tages- und Fachpresse, soweit sie für den Segelsport Interesse hat, die bisherige ablehnende Haltung der schwedischen Segler gegenüber dem Besuche der deutschen Wett-fahrpläne wiederholt mißbilligend kritisiert hat, hat sich in der schwedischen Presse neuerdings eine Bewegung bemerkbar gemacht, welche auf einen Besuch der deutschen Wett-fahrten hinzielte unter dem Hinweis darauf, daß man Deutschland in segel-sportlichen Fragen wahrscheinlich sehr bald dringend benötigen würde.

Infolgedessen hatte der schwedische Seglertag Gelegenheit, sich mit dieser Frage eingehend zu beschäftigen. Die schwedischen Segler haben beschlossen, in größerer Zahl an den Wettfahrten der Kieler Woche, die vom 4. bis 12. Juli im nächsten Jahre stattfindet, teilzunehmen. Um die Überfahrt für den einzelnen zu erleichtern, soll der erste Teil der Strecke Stockholm-Visby in Form einer Fernwettfahrt abgehalten werden. Die Schlußstrecke Visby-Kiel soll anschließend dem freien Ermessen des einzelnen Teilnehmers überlassen bleiben.

Rudersport. Die Jahresstatistik des Deutschen Ruderverbandes über die Erfolge der Rudervereine im abgelaufenen Jahre, auf Grund deren die Auszeichnung für besonders erfolgreiche Trainer verliehen wird, liegt jetzt vor. Man muß jedoch vorweg bemerken, daß das Punktwertungssystem den sportlichen Leistungen vieler Vereine nicht in vollem Maße gerecht wird, da die Wertungstabelle wohl die Anzahl der Siege berücksichtigt, ohne aber die Gewinne in den erstklassigen Prüfungen besonders zu berücksichtigen. So stehen beispielsweise die Berliner Sport-Borussen mit 21 Punkten, die zumeist in erstklassigen Rennen erzielt wurden, erst an siebenter Stelle. Nachstehend die Punkttabelle: Kölner Klub für Wassersport und Mainzer RV. je 34, Frankfurter RG. Germania 27, Offenbacher RG. Undine 25, RV. Wratisslavia Breslau 24, Kasseler RG. von 1884 23, Dresdner RV. 22, Berliner RG. Sport-Borussia 21, Heidelberger RG. von 1875 19, RG. Favorite Hammonia Hamburg 17, RG. am Wannsee, RG. Wiking Leipzig, Wassersportverein Mülheim-Ruhr, Stuttgarter RG. 1899 je 16, Akademischer RV. Hannover 15, Frankfurter RV. 1865, Königsberger RG. je 14, Coblenzer RG. von 1921, RV. des Essener TFC., RG. von 1874 Nelson, Halle, Kölner RV. 1877, Potsdamer RG., RG. Worms je 13, Berliner RG. Hellas, RG. Rhénania 1877/97 Coblenz je 12, Bremer RV. 1882, Danziger RV., Frankfurter RG.



Das Auslosen

1882, Frankfurt a. d. O., Magdeburger RC., Münchner RC. 1880 je 11, RC. Viktoria Danzig, RC. Hanja Dortmund, Limburger RC. 1907, Lübecker RC. 1885 je 10, 1. Breslauer RV., RV. Kurhessen Rassel, RC. Dessau, RC. Hannover-Linden 1889, Linzer RV. Sfter, Ludwigshafener RV., Mannheimer RV. Amicitia, RC. Trier, Ulmer RC. Donau, RV. Villach je 9, RC. Wiking Berlin, RC. Havel Brandenburg, Wassersportverein Düsseldorf, RV. Wiking Linz, Meißner RC. Neptun, Regensburger RC., RC. Eriton Stettin je 8 Punkte.

Hockeysport. Nachdem der Westdeutsche Hockeyverband mit seiner Verbandsmannschaft gegen die norddeutsche Auswahl in Hannover 5:6 verlor, sind Vereine anderer Verbände wiederholt Gäste am Rhein und in Westfalen gewesen. Die Spiele gingen für die westdeutschen Mannschaften fast alle verloren.

Überall sieht man nach dem Kriege ein zahlenmäßiges Anwachsen der Hockeybewegung, vor allem im Westen und im Süden, während der Norden, der 1910 über die meisten Vereine verfügte, an fünfte Stelle zurückfällt, dafür aber eine nach innen intensivere Entwicklung zeitigt, wie die Anzahl der spielenden Mannschaften beweist. Während im Norden auf jeden Verein 5,6 Mannschaften kommen, stellen sich diese Zahlen für die anderen großen Verbände weit ungünstiger, und zwar im Nordosten auf jeden Verein 5,4 Mannschaften, im Süden und Südost 4 Mannschaften, in Mittel 3,9, in Berlin 3,6 und im Westen nur 3,4 Mannschaften. Hier zeigt sich sofort die Überlegenheit des Nordens. Wenn man von dem guten Durchschnitt des Südostens absehen will, so gehen die Durchschnittszahlen ein ungefähres Bild von der Reihenfolge der Spielstärke. Es ist ja auch selbstverständlich, daß dort, wo den Vereinsleitungen eine größere Anzahl aktiver Spieler zur Verfügung steht, wo der Andrang der Jugendlichen stärker ist und nicht zuletzt, wo die Masse die größeren Geldbeträge einbringt, eine bessere Durcharbeit und Auswahl der Spieler getroffen werden kann. Hier dürfte für uns Westdeutsche ein Grundübel gefunden werden dafür, daß es uns nicht gelingen will, die letzte Stufe zu schaffen, um uns den Vereinen anderer Landesverbände vollkommen gleichwertig zu stellen.

Während Damen- und Junioren-Mannschaften, auf die Masse der Vereine der Verbände verteilt, ungefähr gleichen Durchschnitt ergeben und damit auch zeigen (was die Wirklichkeit erweist), daß wir Westdeutschen auf diesem Gebiete den anderen Verbänden gleichwertig sind, hinken wir bei den Jugendlichen und Knaben (den jüngsten) gewaltig nach. Es kommen:

	1. Jugendmannschaft	1. Knabenmannschaft
im Norden	auf 1,8	1,8
in Berlin	" 1,7	2,5
in Mitte	" 2	3
im Westen	" 2,5	6,8 (!) Vereine

Hier gilt es für den Westen ganz andere Arbeit zu leisten als in den letzten Jahren. Hier liegt die große Gefahr. Während in den anderen Verbänden gerade das Gebiet des jüngsten Nachwuchses das wichtigste ist, vernachlässigen die westdeutschen Vereine gerade dieses für die Zukunft unerlässlich wichtige Gebiet. Hier gilt es für die Verbandsbehörden immer wieder darauf zu verweisen, daß es nicht das Wichtigste ist, daß möglichst viel erste Mannschaften Sonntags in den Kampf gehen, sondern daß wir unsern Sport hauptsächlich der Jugendpflege zur Verfügung stellen müssen. Es darf überhaupt keinen Verein geben, der nicht mindestens über 11 Jugendliche, über eine Mannschaft verfügt. Ist das erreicht, dann wird der Vorsprung anderer Verbände von den Rhein- und Ruhrleuten bald eingeholt sein.

Tennis. Neben der Bremer Tennishalle und der kürzlich eröffneten neuen Halle in Danzig werden den deutschen Tennisspielern in Kürze noch zwei weitere Hallen zur Verfügung stehen. Breslau besitzt neben der Winteradbahn bereits eine Hallenstätte für den Tennissport, und zwar hat der bekannte Tennislehrer Herrmann im Reggelände eine Halle gepachtet, wo auf einem Platte den ganzen Tag über gespielt werden kann. — Auch den Wünschen der Berliner Tennisspieler nach einer Übungs- und Turniergelegenheit während des Winters dürfte in absehbarer Zeit Rechnung getragen werden. Bei den Verhandlungen für die große Volkstrastaustellung Spiel, Sport, Turnen, Wandern in Berlin 1925 ist die Eignung der seit Jahren für die Kunstausstellungen benötigten Hallen im Berliner Landesaustellungspark festgestellt worden und die sofort eingeleiteten Besprechungen dürften zu einer Freigabe der Räume führen. Damit wäre für den Tennissport ein wichtiger Fortschritt erzielt. Mit kleinen Umbauten ließe sich hier eine ideale Anlage schaffen.

Wintersport. Auf eine dringende Eingabe der Stadtverwaltung Barmen und des Sauerländischen Ski-Clubs hin hat die Eisenbahndirektion Elberfeld ausdrücklich erklärt, daß sie im kommenden Winter die früheren Winterportfonderrzüge wieder ablassen will. Auch andere Erleichterungen sollen den Winterportlern zugestanden werden. So wird in Erwägung gezogen, die Sonntagsfahrkarten nach Winterberg mit einem Zuschlag auch für die Benutzung der D-Züge zuzulassen. Gleichzeitig sollen Sonderfahrkarten eine Gültigkeit von 14 Tagen erhalten. Man ist augenblicklich dabei, in den anderen Direktionsbezirken Erhebungen anzustellen, wie zu diesem von Elberfeld-Barmen

abgehenden Wintersportzüge Pendelzüge eingerichtet werden können. Die Winterportfonderrzüge werden Elberfeld und Barmen etwa Samstag gegen 3 Uhr nachmittags verlassen und von Düsseldorf, Essen, Bochum, Dortmund, Hagen usw. geeignete Anschlußzüge bekommen, so daß das Sauerland dem ganzen Industriegebiet damit erschlossen wird.

Zweifelloos wird diese Nachricht bei allen Winterportlern, die unter den schlechten Verbindungen nach dem Sauerland leiden, Freude auslösen. Die Hin- und Rückfahrt zum Ski-Gebiet des Westens war außerordentlich schwierig und beschattete stark die Eindrücke, die man auf den Hölzern empfangen hatte. Nun hat auch das vom Sauerländischen Ski-Club aufgestellte Winterprogramm doppelten Wert, weil durch die Einrichtung der Züge einer viel größeren Schicht Gelegenheit gegeben wird, die Verbandswettkämpfe zu besuchen.

Von deutscher Seite ist angeregt worden, im Anschluß an die unter deutscher Teilnahme in Davos stattfindenden eispfortlichen Kämpfe einen Länderkampf auf dem Eise zwischen den Mitgliedern des Deutschen Eislauf-Verbandes und dem Königlich Holländischen Schlittschuhläufer-Verbande zum Austrag zu bringen. Leider sind die Verhandlungen noch nicht definitiv zum Anschluß gelangt. Man will versuchen, den Termin auf Anfang Februar 1925 festzulegen. Wenn der Länderkampf zur Ausführung gelangt, so wird er im Schnelllaufen über 500, 1500, 5000 und 10 000 m bestehen. Wenn die deutschen Läufer einigermaßen Aussicht auf Erfolg haben wollen, so werden sie sich einem fach- und fachgemäßen Training unterwerfen müssen. Auch hierfür ist bereits Vorsorge getroffen, da sich der DSV. mit dem Internationalen Schlittschuh-Club Davos in Verbindung gesetzt hat, um für fachverständige Leitung beim Training Gewähr zu haben. Da wir in Deutschland über nur wenige aussichtsreiche Schnellläufer verfügen, so wird es uns nicht leicht gemacht werden, den holländischen Schnellläufern gegenüber die Position zu wahren. Als Teilnehmer kommen u. a. Vollstedt, Stöhr, Rülper sen., Grund, Müller und Neustifter in Frage. Von diesen dürfte E. R. Stöhr (Berliner Schlittschuh-Club) noch die meisten Chancen haben, konnte sich doch der Berliner über alle vier Strecken beim letzten internationalen Schnelllaufen auf dem Eise in Davos zusammen mit dem deutschen Meister W. E. Müller (Berliner Schlittschuh-Club) günstig vor den Holländern E. J. de Koning und J. C. J. Keul (beide Koninklijk Nederlandse Schaatsenrijders Bond) platzieren. Für die beiden kurzen Strecken über 1500 und 1500 m wird man unseren deutschen Läufern die besseren Aussichten geben müssen, während auf den beiden langen Strecken die Holländer den Vorrang wohl behaupten werden.

Auto- und Motorradspport. Zwischen dem Allgemeinen Deutschen Automobil-Club und dem Deutschen Motorradfahrer-Verband ist es nach zwei Jahren Zwist zu einer Einigung gekommen. Für das laufende Jahr ist eine Kommission, bestehend aus zwei ADAC-Mitgliedern und zwei DMV-Mitgliedern, unter Vorsitz des Sportpräsidenten des ADAC. als fünftem Mitglied, eine Sportgemeinschaft gegründet worden, die die Aufgabe hat, den Termintalender für 1925 zu regeln, damit eine Sportorganisation der andern nicht aus Konkurrenz am gleichen Tage eine andere Veranstaltung vor die Nase setzt. Außerdem vereinbart diese Sportgemeinschaft mit der Industrie die für Reklame freizugebenden Veranstaltungen und verteilt sie, bekämpft wilde Veranstaltungen und setzt fest, ob Veranstaltungen und gegebenenfalls welche für Mitglieder beider Vertragsteile offen sind.

Beide Parteien verpflichten sich gegenseitig, Mitgliederwerbungen in den Ortsgruppen der Gegenpartei zu vermeiden und ausgesprochene Bestrafungen gegenseitig anzuerkennen, ebenso Presseangriffe oder sonstige Angriffe in der Öffentlichkeit gegeneinander zu unterlassen.

Den Mitgliedern des DMV. werden die internationalen Lizenzen durch Vermittlung dieser Sportgemeinschaft vom ADAC. gegen Zahlung einer Gebühr von 20 Mk. erteilt, internationale Veranstaltungen des DMV. bedürfen der Genehmigung der Föderation durch Vermittlung des ADAC. und schließlich ist ein Vertreter des DMV., der jedoch ein ADAC.-Mitglied werden muß, zu den Sitzungen der Föderation einzuladen.

Wie man sieht, ist der Vertrag wohl geeignet, die Reibungsflächen zwischen ADAC. und DMV. zu beseitigen und segensreich für die Zukunft zu sein. Daß der ADAC. nach Eingehen des Vertrages mit dem DMV. seine Verbote auf Doppelmitgliedschaft sowie die damit verbundene Disqualifikation aufhebt, ist klar.

Radsport. Die außerordentliche Hauptversammlung des Bundes Deutscher Radfahrer in Weimar nahm unter starker Beteiligung einen für die Weiterentwicklung des führenden deutschen Radsport-Verbandes denkwürdigen Verlauf. Rund 250 Delegierte aus allen Teilen des Reiches waren anwesend. 68 Gaue hatten ihre Vertreter entsandt. Der Bundesvorsitzende Stevens (Köln) eröffnete die Versammlung mit der bedeutungsvollen Mitteilung, daß die schwerwiegenden Differenzen, von deren Behandlung man sich eine äußerst bewegte Aussprache versprochen hatte, in den vorausgegangenen Verhandlungen des Bundesvorstandes geklärt worden seien. Die Gaue Berlin und Breslau hatten auf Grund dieser Aussprache ihre Anträge zurückgezogen. Auch die gegen die Raddballmannschaften Gebr. Richter, Gebr. Heidemeich, Schimekel, Strohschnef usw. ausgesprochene Disqualifikation wurde

mit dem BDR-Tage aufgehoben. Hierdurch waren die Hauptdifferenzen im Interesse einer ersprießlichen Weiterarbeit und Entwicklung des Bundes aus dem Wege geräumt. Aus dem Jahresbericht ist zu entnehmen, daß der Bund 102 000 Mitglieder zählt. Der Antrag des Bundes Berlin auf Trennung des Amtes der stellvertretenden Vorsitzenden in ein weiteres Amt wurde abgelehnt, dagegen der vom Bundesvorsitzenden eingebrachte Antrag auf Schaffung eines dritten stellvertretenden Vorsitzenden, der zugleich das Amt eines Schachmeisters und Propagandawartes bekleiden soll, angenommen. Die Neuwahl des Vorstandes vollzog sich, abgesehen von einer kleinen Debatte zwischen Berlin und Süddeutschland wegen der Befetzung des dritten stellvertretenden Vorsitzendenpostens, in ruhigen Bahnen und zeitigte folgendes Bild: Bundesvorsitzender: Stevens (Köln), stellvertretender Vorsitzender und Vorsitz des Sport-Ausschusses: Eggert (Berlin), stellvertretender Vorsitzender und Vorsitzender des

Ausschusses für Wanderrfahrten: Serger-Nielsen (Altona), stellvertretender Vorsitzender und Verbewart: Graf (Augsburg), Bundeswart für Saalfahren: Bauer (Darmstadt), für Bahnfahren: Frenzel (Leipzig), für den Reichsausschuß für Leibesübungen: Sed (Berlin). Der erweiterte Vorstand setzt sich zusammen aus Stenger, Bär (Salze), Karl Noll und Kirchheim, Widmann (Frankfurt a. M.), Hufschmidt (Aachen) sowie den Vorsitzenden der zwölf Landesverbände. Eine sehr ausgedehnte Aussprache beanspruchte die Beitragsfrage. Mit großer Stimmenmehrheit wurde schließlich der Jahresbeitrag auf 5 Mk. festgesetzt. Dann wurde die Sitzung auf Montag vormittag vertagt. — Die Bundeshauptversammlung wurde am Montag fortgesetzt. Die in den Beratungen ausgearbeiteten neuen Satzungen gelangten zur Annahme, ebenso der Haushaltsplan für 1925. Eine anregende Debatte löste die Frage der Anerkennung des Vereins Deutscher Amateurbahnen und seiner Satzungen aus. Der Vorsitzende des Vereins, Winnikes (M.-Glabach), begründete diesen Antrag. Auch der Bundesvorsitzende konnte die Versammlung von der Bedeutung dieses Vereins überzeugen. Der Bund denkt vorläufig nicht daran, den nicht angeschlossenen Bahnen die Abhaltung von Wettbewerben für Bundesfahrer zu verbieten. Der Zusammenschluß der 42 Bundesbahnen erwies sich als unbedingt notwendig. Der Verein ist, an der Zahl seiner Bahn gemessen, erheblich stärker als der Verband Deutscher Radrennbahnen. Im Interesse der reinen Bundesbahnen setzte sich auch Hufschmidt (Aachen) für die Anerkennung des Vereins Deutscher Amateurbahnen ein, die widerspruchlos genehmigt wurde. Der 4. Deutsche Wandertag wird zu Pfingsten 1925 als deutsches Heimatfest von allen Landesverbänden in großzügiger Weise durchgeführt. Auf Antrag Dr. Mahlers gelangte die Versammlung in der Frage der deutschen Bundeskameraden in Österreich, der Tschechoslowakei und anderen abgetrennten Gebieten zu folgender Entscheidung: „Die deutschen Radsportleute aller Länder sind dem Bund Deutscher Radfahrer als Einzelfahrer willkommen. Wie sich diese Einzelfahrer in Form von Vereinen usw. gruppieren, bleibt ihre Angelegenheit. Eine sportliche Tätigkeit ist nur auf Grund einer UEB.-Lizenz des Domizillandes zulässig.“ Die Versammlung ging mit einem „All Heil“ auf den deutschen Radsport auseinander.

Abgesehen von Berufsfahrerrennen auf den Winterbahnen in Breslau und Berlin herrscht im Radsportlager die Ruhe vor den „6 Tagen“.



Die Galien-Handball-Meisterschaft
Mannschaften der Sportvereinigung „Siemens“

Die Tätigkeit der Sportvereinigung „Siemens“ in Siemensstadt

Von E. Schelenz

Als sich nach Beendigung des Krieges die Sportbewegung zu einer machtvollen Rundgebung eines natürlichen Volksbegehrens entwickelte, die Turn- und Sportvereine ungeahnten Zuwachs an Mitgliedern erlebten und aus dem Überschuß an Sportinteressenten neue Vereine ins Leben traten, wurde auch der Grundstein für die heutige achtunggebietende Sportvereinigung „Siemens“ gelegt. Die Vorbedingungen für ein großzügiges Unternehmen waren recht glückliche, standen doch der Vereinigung außer einer vorzüglichen Platananlage mit erstklassiger 400-m-Aschenbahn und gut gepflegter Rasenfläche noch einer der besten deutschen Sportlehrer, Herr Söllinger, zur Verfügung. Aus kleinen Anfängen heraus, wobei sich das Betätigungsfeld in erster Linie auf die drei Wettkampfsarten Hockey, Leichtathletik und Fußball beschränkte, entwickelte sich im Laufe der nächsten Jahre die Vereinigung infolge hervorragender sportlicher Erfolge zu einem erstklassigen Verein, der jetzt in einzelnen Sportgebieten zu Berlins besten rechnet.

Nach einem Personenwechsel in der Sportlehrerstelle konzentrierte sich der Übungsbetrieb auf folgende Hauptgebiete: Gymnastik, Leichtathletik, Handball, Fußball, Hockey, Rugby und Boxen. Die aus ca. 700 Mitgliedern bestehende Vereinigung wird in drei Turnhallen gymnastisch durchgebildet, wobei in verschiedenen Alters- und Geschlechtsgruppen, wie Schüler, Jugend, Männer, alte Herren sowie Mädchen und Damen, geübt wird. Diese grundlegende allgemeine Körperausbildung hat dann auch zu beachtenswerten sportlichen Erfolgen geführt. In der Leichtathletik erkämpften die Vertreter im Laufe von drei Jahren den Aufstieg von der 4. Klasse zur besten Klasse. Im Handballsport nimmt „Siemens“ überhaupt eine führende Stellung in Berlin und teilweise auch im Reiche ein, hat doch die Damenmannschaft zwei Jahre hintereinander die Meisterschaft von Deutsch-

land erringen können. Die Handballabteilung ist auch die größte Spielabteilung in der Vereinigung überhaupt, indem sie drei Männer-, vier Jugend-, zwei Damen-, zwei Schüler- und eine Mädchenmannschaft in den Meisterschaftsspielen des Verbandes Brandenburgischer Athletikvereine tätig hat. Von den bisherigen Erfolgen dieser Abteilung ist außer dem schon erwähnten Sieg der Damen in der deutschen Meisterschaft auch noch die Erkämpfung der Brandenburgischen Meisterschaft durch die Jugend- und Schülermannschaften hervorzuheben. Die erste Männermannschaft konnte im vorigen Jahre eine Abteilungsmeisterschaft von Berlin gewinnen und steht auch in diesem Jahre wieder an der Spitze der Berliner Vereine hinter dem Polizeisportverein Berlin. Die Fußballabteilung, welche ebenfalls drei Männer- und zwei Jugendmannschaften besitzt, hat im vorigen Jahre den Aufstieg zur 1. Klasse des Berliner Verbandes erkämpft. Die Hockeyabteilung zeigt rege Tätigkeit durch Bestellung von drei Männer- und zwei Schülermannschaften, wobei besonders der gute Nachwuchs Meisterschaftsaussichten besitzt. Die Rugbyabteilung hat trotz ihres erst einjährigen Bestehens schon recht nette Leistungen vollbracht; gelang es doch der 1. Mannschaft, gegen den Berliner Meister „F. C. Preußen“ ein unentschiedenes Resultat herauszuholen. Die Boxabteilung konnte ebenfalls des öfteren Vorführungen zeigen, bei denen die Siemens-Vertreter recht gute Leistungen boten.

Aus all den angeführten Tätigkeitsberichten der einzelnen Abteilungen ist ersichtlich, daß das Bestreben, recht viele Mitglieder durch praktische Betätigung im besonderen in der Gymnastik und im Spiel zu beschäftigen, voll erreicht ist. Der Besitz eines hoffnungsvollen Nachwuchses gibt ferner die Gewißheit, daß auch in kommender Zeit die Entwicklung der Sportvereinigung „Siemens“ wertvolle Fortschritte erleben wird.

Eine Fuchsjagd der G. B. M. G. Lehrwerkstätten

Von Höpftner, Sportwart der G. B. M. G., Abt. Schalte

Zu den Möglichkeiten der körperlichen Kräftigung während des Winters gehört auch das Wandern. Allgemein betrachtet man ja nur die Sommermonate als die richtige Wanderzeit und bleibt während des Winters lieber untätig daheim, oder geht Zerstreuungen nach, die mit Leibesübungen nichts zu tun haben.

Anders denkt und handelt unsere Jugend aus der Werkschule, aus den Lehrwerkstätten. Die zweimal wöchentlich stattfindenden Geländeläufe genügen nicht mehr. Auch die Sonntage werden benutzt, um sich die wohlthätige Wirkung der frischen, reinen Winterluft auf Körper und Geist zu verschaffen. Einmal sind es Radtouren, dann wieder ein- und zweitägige Wanderungen. Immer herrscht das Bestreben, den Körper in Licht und Luft zu baden. Eine besondere Abwechslung in dem Winter-Übungsplan bietet immer eine Fuchs- oder Schnitzeljagd. Im folgenden soll nun eine solche Fuchsjagd in der sog. Har dt beschrieben werden.

Ausgerüstet mit Papierschneideln und sonstigen Wegezeichen fuhren wir „Füchse“ — sechs an der Zahl — in aller Frühe mit der Bahn nach Sinzen, dem Ausgangspunkt der Fuchsjagd. Feiner Regen rieselte hernieder. Über Wald und Feld dichte der Nebel. Doch unverdrossen über die feuchte Einleitung unserer Jagd schlugen wir uns mit Humor in die „Büschle“. Galt es doch, die Jagdgesellschaft, welche mittels Kraftwagen dem Ausgangspunkt Sinzen zustrebte, vielversprechend auf die Fährte zu setzen. Dem Kompaß folgend, schleichen wir durch die Wälder. Spätlich zerstreute Schnitzel weisen der „Meute“ den Weg. Besonders verschlagene und schadenfrohe Füchse stecken Seitenspuren, welche sich verlieren, also die Verfolger irreführen. Für diese liegt der Reiz darin, die Spur, die manche Schwierigkeiten bieten darf, aufzufinden. Da die Waldwege sinnfälliger Merkmale entbehren, ist es schwer, den folgenden Jägern die Fährte anders als durch Papierschneideln zu weisen. Zur Not kann man an Scheidewegen und Wegteilungen auch Hegeweise benutzen.

Unser Weg führte uns abwechselnd durch Unterholz, über Gräben und andere Hindernisse. Längs- und querlaufende Schneisen, durch welche oft ein wahrer Irrgarten von Wegen entsteht, wurden benutzt. Welche Lust bereitet es doch, durch die Wälder zu eilen und die herbe, klare Luft der Herbst- und winterlichen Natur zu atmen. Auf einer Anhöhe machen wir Rast. Unter uns breiten sich die Wälder. Durch eine niedrige Tannenschonung nehmen mehrere Hasen und sogar einige Rehe ihren Weg, nicht ahnend, daß mehrere „Füchse“ aus sicherem Versteck sie beobachten. Still, ganz still ist's hier oben im Bergwald, und nur zuweilen geht ein feines Klingen durch den Wald. Herbstlich buntes Laub raschelt hernieder und unterbricht das ewigkeitstiefe Schweigen des Waldes. Wie schrieb doch Goethe —:

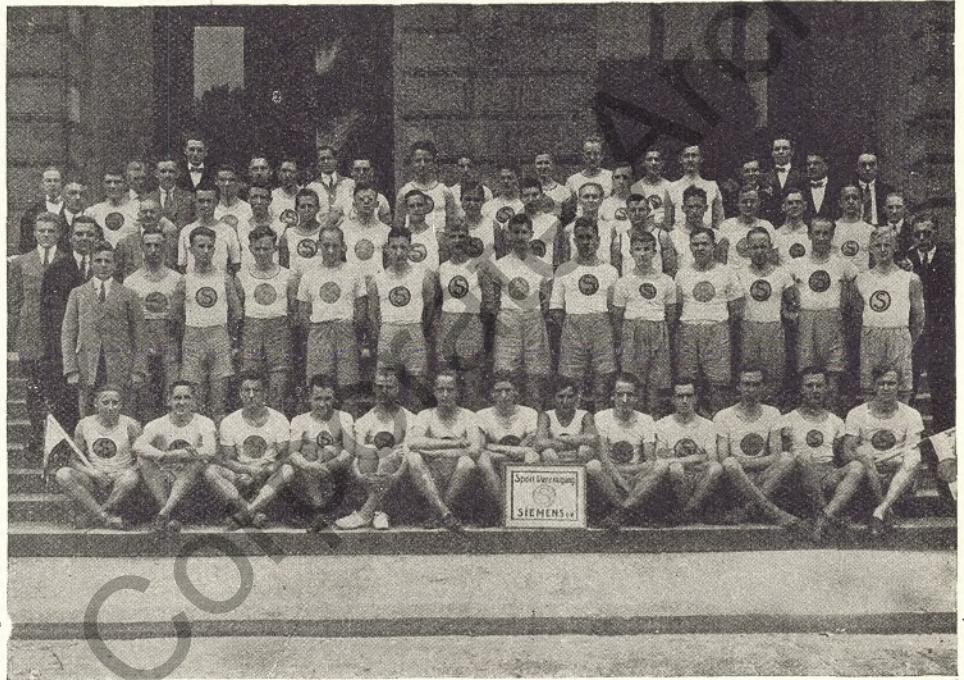
Mich reut kein Tag, den ich auf Berg und Hügel,
In Gottes freier Welt durchschwärmte,
Vom Sturm durchbraust, in seiner Allmacht Flügel
Vom Sonnenschein in seiner Gunst erwärmt.
Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle,
Und war's kein Tagewerk im Joch der Pflicht —
Joch oben auf den Bergen hält die Gottheit Schule!
Mich reut es nicht.

Unsere Gedanken eilen den Weg zurück, den Verfolgern entgegen. Wo mögen sie sein? Sind sie noch auf der richtigen Fährte? Gern sähen wir die enttäuschten Gesichter, wenn plötzlich auf einem Seitenwege die Spur sich verliert. Aber wie — wenn sie nun schneller wären als die Füchse? Dieser Gedanke läßt uns wieder aufbrechen; denn es wäre zu schade, wenn wir zu früh eingefangen würden. Mit frohem Sang gings darum weiter über Berg und Tal.

Gegen Mittag erreichten wir den Stimmberg, die höchste Erhebung der südlichen Har dt. Ein lauschiges Versteck sollte uns verbergen vor den mit Ferngläsern bewaffneten Jägern — so glaubten die Füchse. Doch weit gefehlt. Zur gleichen Zeit sahen die Jäger auf einer entfernten Höhe, wohl eine Wegstunde von unserm Versteck, und beobachteten unser Tun und Treiben auf der Berggruppe. Sie teilten mehrere Kolonnen ein und marschierten getrennt auf unser Versteck los. Inzwischen rasteten wir unbefragt und vertrieben uns die Zeit mit allerlei

Kurzweil, weil wir noch „weit vom Schuß“ waren. — Nach etwa 1½ Stunden erreichten die verschiedenen Kolonnen unsern Bergkegel und begannen das „Einkesseln“. Von allen Seiten pürschten sie sich heran. Jeder wollte der Erste sein und den Füchsen „das Fell über die Ohren ziehen“. Mit großem Hallo stürmten sie unser Versteck und nur die Anwesenheit eines beinahe grauen Fuchses schützte uns vor der jagd lustigen Meute.

Nach dem Austausch der beiderseitigen Erlebnisse ging es mit frohem Gesang den Berg hinab einem Dorfe zu. Schnell wurde der Kaffee gekocht und der mitgebrachte Streuseltuchen verteilt. Gesang und Scherz



Die Rennmannschaft der Sportvereinigung „Siemens“ beim Staffellauf „Rund um Berlin“ im Herbst 1924

wechselten ab und ließen die Zeit bis zum Abmarsch zur Bahn nur zu schnell verfliegen. Eine kurze Rückschau über die wohlgelungene Jagd sowie ein dankbares Erinnern an den Stifter von Kaffee und Kuchen löste ein freudiges Echo aus. Ein dreifaches „Gut Heil“ auf die Freunde und Förderer unserer industriellen Lehrjugend beschloß die Jagdfeier.

Turnen. 120 000 Staffelläufer zur Hermannsfeier. Am 16. Aug. 1925 wird das 50 jährige Bestehen des deutschen Nationaldenkmals im Teutoburger Walde gefeiert werden. Vor 50 Jahren weihte Kaiser Wilhelm I. das mächtige Standbild des Cherusters, der nach der Geschichte den ersten Befreiungssieg gegen das übergewaltige Rom feiern konnte. Das Hermanns-Denkmal im Lippischen Lande bei Detmold an der Grotenburg wird eine große Erinnerungsfeier sehen. Die jungdeutschen Organisationen, Sängerkrieger, Burschenschaftler werden mit der Deutschen Turnerschaft an einer machtvollen Rundgebung sich beteiligen, die über den Rahmen der sonstigen Festlichkeiten weit hinausgeht. Nicht weniger als 120 000 Turner werden sich zu einem großen Staffellauf der D. Z. zusammenfinden, der in allen Teilen des Reiches gleichzeitig beginnen soll, um dann am Hermanns-Denkmal selbst zur offiziellen Landesfeier zu enden. Dabei ist es von besonderem Interesse, daß schon heute Vorbereitungen im Auslande getroffen werden, damit Auslandsdeutsche ebenfalls an diesem Staffellauf teilnehmen können. So werden aus den Nordamerikanischen Staaten, aus Kanada, aus den südamerikanischen Ländern, aus Argentinien, Brasilien, aus Chile und Peru, aus Indien, Japan und aus Afrika sowie aus Persien Läufer erwartet, die ihr Deutschtum am Hermann im Teutoburger Walde erneut und nachdrücklich bekräftigen wollen. Besonders stark wird die Teilnahme aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika sein. Die Läufer und Turner werden nicht allein in Detmold selbst, sondern in der gesamten Umgegend untergebracht werden müssen. Man rechnet insgesamt mit dem Zustrom von 300- bis 400 000 Menschen, eine Zahl, die bisher bei derartigen Veranstaltungen noch nicht erreicht sein dürfte.

Büchermarkt.

Die elektrische Meßtechnik von S. Hermann, Prof. der Elektrotechnik an der Technischen Hochschule, Stuttgart. I. Die elektrischen Meßmethoden im allgemeinen. Mit 85 Figuren. Sammlung Götschen. 1924. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig.

Das Ansehen, dessen sich Professor Hermann auf diesem Gebiet erfreut, bürgt schon von vornherein für die Vortrefflichkeit der vorliegenden Abhandlung, und sie bildet ein wertvolles Glied in der Reihe der rühmlichst bekannten Sammlung Götschen.

Bei R. Oldenbourg in München erschien eine „Karte der mittleren jährlichen Bevölkerungszunahme der Erde“, die der bekannte Geograph Prof. Karl Sapper entworfen hat.

Für die Beurteilung der Zukunftsaussichten der einzelnen Völker und für das Verständnis der politischen Lage ist die Kenntnis der wachsenden oder abnehmenden Bevölkerung der Länder von größter Wichtigkeit. Die Kartendarstellung ist auf die Zeit am Anfang des 20. Jahrhunderts gegründet, und aus den verschiedenen Farben, in denen die einzelnen Länder bezeichnet sind, lassen sich die Bevölkerungsbewegungen anschaulich erkennen. Für weite Gebiete, vor allem Afrika und Asien, fehlt es allerdings an sicheren Unterlagen, und der Weltkrieg hat stellenweise eine wesentliche Änderung der Lebensverhältnisse und Bevölkerungsbewegung gebracht. Aber auch vorher waren strichweise schon starke Veränderungen erfolgt, so in Martinique durch vulkanische Ausbrüche, in Mexiko durch politische Wirren und in Alaska durch die geringere Ergiebigkeit der Goldwäscherei. Bei regelrechten Verhältnissen pflegt die Tendenz sich jedoch lange gleich zu bleiben. Die größte Bevölkerungszunahme, und zwar über 3,1 vom Hundert, weist Nordamerika auf, wo wiederum die Weststaaten mit 5 vom Hundert an der Spitze stehen. Argentinien erfuhr eine Zunahme von 4 vom Hundert, Brasilien von 3,4 vom Hundert, Westaustralien ohne die Ureinwohner von 4,3 vom Hundert, Sibirien um 2,8 vom Hundert. Das europäische Rußland ist mit einer Vermehrung von 1,1 bis 2 vom Hundert angegeben, worin jedoch durch die schrecklichen Ereignisse nach dem Weltkrieg einige Veränderung gekommen sein wird. Deutschland steht mit einer Zunahme von 1,4 vom Hundert auf einer Stufe mit dem Balkan, Ägypten und Birma. Frankreich weist eine Zunahme von 0,2 vom Hundert auf, und zu den Ländern, die eine Abnahme der Bevölkerung zeigen, gehören Island, die Nordwestgebiete von Kanada, Irland und dann mehrere Inseln wie die Azoren, Barbados, die Marquesas-Inseln usw.

Der deutsche Kaliberbergbau. Der Vertrag von Versailles hat die deutsche Kalimonopolstellung zerschlagen. Um so mehr dürfte es interessieren, was die vierte Jubiläums-Ausgabe „Kali“ der Deutschen Bergwerks-Zeitung, Essen, über den deutschen Kaliberbergbau, über Produktionsgrundlage, Abbau, Verarbeitung, Verkauf, Technik, ferner über die Konzern- und Syndikatsverhältnisse mitteilt. 20 Artikel (mit über 60 Abbildungen, statistischen Tabellen und graphischen Darstellungen) in der Praxis des Kaliberbaus stehender erster Fachleute geben jedem, der sich für Kali interessiert, nach jeder Richtung hin erschöpfende Auskunft. Die Sonderausgaben „Steinkohle und Gas“ und „Braunkohle“ bieten zusammen mit der jetzt erschienenen „Kali“-Sondernummer einen umfassenden Überblick über den neuesten Stand des gesamten deutschen Bergbaus. Alle drei Ausgaben sind als dauernder Wertbesitz, als Orientierungsquelle und Nachschlagewerk unentbehrlich.

Aus dem Inhalt der Jubiläums-Ausgabe Nr. 4 „Kali“ seien folgende Aufsätze besonders erwähnt: Deutschlands Kalisalzlagertstätten. — Das feinbauliche Wesen des Kaliums und der Kalisalze. — Streiflichter aus der Geschichte der deutschen Kaliindustrie. — Die Erzeugnisse der deutschen Kaliindustrie. — Die Entwicklungsgeschichte der Kalisalzverarbeitung. — Neuzeitliches Verfahren beim Abteufen von Kalischächten. — Forschungsarbeiten auf dem Gebiete der Rohsalzverarbeitung. — Kaligroßhandel, Syndikatsbildung und gesetzliche Regelung der Kaliwirtschaft. — Der organisatorische Aufbau der deutschen Kaliindustrie. — Der Einfluß des Kalis auf Höhe und Qualität der Ernte. — Der Kaliverbrauch in der deutschen Landwirtschaft. —

Der Kaliverbrauch im Ausland. — Kalidüngung und Volksernährung. — Deutschlands Nährstoffentnahme durch die Ernten und Nährstoffzufuhr mit Wirtschafts- und Handelsdünger. — Die Bedeutung des Kaliums für den pflanzlichen und tierischen Organismus. — Kalisalze als Pflanzenschutzmittel. — Der Kaliverbrauch in der Industrie. — Die Kaliendlaugen. — Außerdeutsche Kaliquellen. — Produktionsstätten und Absatzgebiete für deutsches Steinsalz.

Atkar: Der Schatten Gottes auf Erden. Von Hans Much. Einhorn-Verlag in Dachau bei München.

Einführung in die Elektrotechnik. Hochschulvorlesungen von Dr. C. Heinke, ord. Professor der Elektrotechnik an der Techn. Hochschule München, Geh. Reg.-Rat. 2. Aufl. mit 560 Abbildungen. Berlin und Leipzig 1924. Walter de Gruyter & Co.

Durch seine Erfahrungen als Hochschullehrer hat sich der Verfasser veranlaßt gesehen, strebsamen Studierenden ein Hilfsmittel zur Unterstützung des im Hörsaal Gehörten an die Hand zu geben, da ein sorgfältiges Nachschreiben von theoretisch gefaßten Entwicklungen, Darlegungen mit gezeichneten Tafeln, Zahlentabellen usw. sehr schwierig ist. Die Pfade, auf denen der Verfasser seinem Ziele zustrebt, mögen nicht immer mit den gewöhnlich begangenen Wegen oder mit dem hergebrachten Schema zusammenfallen, aber darin liegt ja schließlich die Eigenart jeder Hochschulvorlesungen, daß sie durch besondere Auswahl die Erreichung des gesteckten Zieles auf eigenem, wenn auch nicht alltäglichem Wege anstrebt. Der Versuch des Verfassers, den Studierenden der technischen Hochschule an einzelnen Stellen auch Anregungen nach der philosophischen Seite zu geben, entspringt der Ueberzeugung, daß die Ausbildung in Richtung eines freieren geistigen Gesamtumblickes auf unseren technischen Hochschulen zu sehr vernachlässigt wird. Diese Zwecke und Ziele werden durch das Werk glänzend erreicht. v. W.

Technischer Selbstunterricht. Anleitung zur Selbstausbildung in allen Fächern und Hilfswissenschaften der Technik. Unter Mitarbeit von Prof. Kleiber in München und bewährten anderen Fachmännern herausgegeben von Ing. Karl Barth. R. Oldenbourg, Verlag, München, Glückstraße 8.

Die beiden letzten Hefte des III. Fachbandes sind nun erschienen, womit das Unternehmen vorläufig abgeschlossen ist. Das ganze Werk gliedert sich in eine Vorstufe, die in die Grundlagen der Technik und deren Hilfswissenschaften einführt, und Fachbände, die in sorgfamer Auswahl jene Stoffe behandeln, deren Kenntnis für die Praxis unbedingt nötig und für das praktische Leben verwertbar ist. Das Werk bietet gleichzeitig ein dauernd wertvolles Nachschlagewerk zum Aufsuchen und zur Auffrischung alter Kenntnisse. Die Kosten dieses Studiums sind sehr gering. In Halbleinen geb. kostet die Vorstufe Mk. 4,20, der 1. und 2. Fachband geb. je Mk. 6,40. Zur Benutzung werden Vorkenntnisse nicht vorausgesetzt; aber in folgerichtiger Entwicklung werden alle Gebiete der Bau- und Maschinentechnik und der Chemie erschlossen.

Der Bruch im Lande. Ein Westfalenroman von Alfred Funke. Im Heimat-Verlag für Schule und Haus, Halle a. d. Saale.

Menschen von Fleisch und Blut, voll starker Leidenschaft und urwüchsiger Art erscheinen vor unseren Augen auf dem Gebiet der roten Erde zwischen Dortmund und Soest. Der Verfasser selbst ist ein Kind dieser Erde und kennt seine Landsleute bis in die kleinste Faser ihres Herzens, wie aus diesen packenden Schilderungen hervorgeht, die sich seinen früheren Werken würdig anschließen. Zwei Zeiten, die alte und die neue, Vergangenheit und Zukunft liegen in heftigem, erbittertem Ringen, in einem erbarmungslosen Kampf, den der Haß vergiftet und das geflossene Blut verbittert. Der Hoffschulte, der kernige westfälische Bauer, der stolz auf der von den Vätern seit Urzeiten vererbten Scholle sitzt, wo die Blätter der hochragenden Eichen geheimnisvoll rauschen, ein aufrechter Mann, wie ihn uns Immermann in seinem „Oberhof“ schildert, kämpft verzweifelt für die alte Zeit, für sein ungeschmälertes Erbe und — wird das Opfer des Kampfes. In seiner maßlosen Leidenschaft wird er sogar zum Lügner, er, der noch nie in seinem Leben gelogen hat, und begehrt noch Schlimmeres. Sein Gegner, der Vertreter der neuen Zeit, ist der neue Direktor der neben Schultes Erbe liegenden Zeche, die er wieder neu in Betrieb bringt

und dadurch Schultes Erbe schwer schädigt. Auch er ist ein Bauernsohn aus dem gleichen Ort und ist aus dem gleichen Holz geschnitten wie der Hofbauer, und was dem einen sein Erbe, das ist dem andern seine unerschütterliche Pflicht. Bei solchen Naturen gibt es keinen Jenachdem-Vergleich, da gibt es nur Biegen oder Brechen, du oder ich. Aber auch darin ist der Direktor der echte Sohn seiner Heimat, daß er keineswegs alles der reinen Nützlichkeit opfert, sondern auch er seine Stunden der Muße hat, in denen er sich nicht etwa überschwenglichen Phantasien hingibt, sondern sinnend am bemooften Stein und rauschenden Bächlein sich der heimatischen Schönheiten freut und die Bilder der Vergangenheit an sich vorüberziehen läßt. Die dritte Hauptperson ist die Liebe mit ihren Posten in beiden feindlichen Lagern, die eine glückliche Vereinigung herbeiführt. Jeder Kenner Westfalens wird mit Vergnügen die Schilderung des dörflichen Schützenfestes lesen, auf dem der Wirt seinen lateinischen Kuhl üppiger als sonst baut und der Landrat seinem trockenen Spott und Witz die Zügel schießen läßt. Es ist ein herzhaftes Buch.

v. W.

Hugo Otto. 1. Am Born der Heimatliebe. — 2. Naturdenkmäler der Heimat am Rhein. — 3. Rheinische Heimat im Wandel des Jahres. — 4. Natur erzählt; ein Buch von der Heimat. — 5. Die Säugetiere der Rheinlande. — 6. Die deutschen Schulen im Dienste der Natur- und Heimatpflege. M.-Gladbach 1924. Volks-Vereins-Verlag M.-Gladbach.

Seit länger als 25 Jahren erfreut der Verfasser die Leser am Niederrhein mit allerhand naturkundlichen Geschichten und vergnüglichen kleinen Mitteilungen aus dem Naturleben. Der große Wert seiner Schilderungen liegt in der Betonung des Heimatischen, und er versteht es vorzüglich, die Freude an der lieben deutschen Heimat am Rhein zu wecken und zu fördern.

v. W.

Henry Walter Bates. Elf Jahre am Amazonas, Abenteuer und Naturschilderungen, Sitten und Gebräuche der Bewohner unter dem Äquator. Bearbeitet und eingeleitet von Dr. B. Brandt. Mit 19 Abb. auf Tafeln und 14 Kartenskizzen. 8°, XII und 290 S. Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart. Geheftet 5 Mk., Leinenband 7,50 Mk.

Der erste Band dieser neuen Sammlung, Klassiker der Erd- und Völkerkunde, rechtfertigt durch seinen wertvollen Inhalt und seine vorzügliche Ausstattung allein schon das ganze Unternehmen. Er beweist, daß es auch in dem Gebiet der Völkerkunde Klassiker gibt, die nie veralten. Bates ist ein Naturforscher, dem es vergönnt war, in ein tropisches Paradies tiefer einzudringen als alle seine Vorgänger. Die Schilderung wird zu einer kulturgeschichtlichen Quelle ersten Ranges, die von dem entzwindenden, idyllischen, alten, noch nicht in den Bannkreis moderner Weltwirtschaft und erdumspannenden Verkehrs gezogenen Brasilien kündigt, von faum berührtem Indianerleben, patriarchalischem Pflanzertum, Negerklaverei, glänzenden kirchlichen Festen und blutigen Aufständen. Bates ist nicht allein Forscher, sondern ein Künstler der Darstellung. In seinem Werke finden wir Belehrung und Erbauung, es ist ein Brevier tropischer Wunderwelt.

Geoffrey Winthrop Young. Die Schule der Berge. Deutsch von Ridmer Rickmers. Auf bestem holzfreiem Papier, in Ganzleinen geb. 16 Mk., mit 39 Einschaltbildern nach Photographien und mit 19 Abb. im Text. Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Bergsteigen ist im Laufe der Jahrzehnte eine viel geübte Kunst geworden, aber das Bergsteigen trägt keine Fesseln. Es muß sich frei entfalten, frei wie die Alpen sind, denen die Kunst des Bergsteigens gilt und in denen er sich seine Schulung holt. Schwer ist die Kunst, die vielseitige Ausbildung und Kenntnisse bedingt. Es sind vornehmlich die Engländer, die die höchsten Gipfen, vor allem der Westalpen, bezwungen haben, und einer der hervorragendsten englischen Bergsteiger hat in diesem Buch die reiche Erfahrung seiner langjährigen genauen Bekanntschaft mit den Alpen gesammelt. Ein bekannter deutscher Hochtourenist, in den Alpen und in außereuropäischen Hochgebirgen erprobt, schuf die mustergetreue Übersetzung, und einer der ersten deutschen Künstler der Alpen gab den Buchschmuck, den zahlreiche prächtige Bilder aus Fels und Firn ergänzen. Ein Buch, das so hohen Gewinn verbürgt, gehört in die Hand nicht nur jedes Bergsteigers, sondern auch jedes Freundes der Natur.

Wilhelm von Humboldt. Briefe an eine Freundin (Charlotte Diede). 15. Originalauflage. Neu bearbeitet,

mit Einleitung und Anmerkungen von Heinrich Meisner. Mit 9 Abb. auf Tafeln und ein Facsimile. In Ganzleinen 9 Mk. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin nehmen in der reichen Briefliteratur eine ganz besondere Stelle ein; sie sprechen wenig von Kunst, von Politik und öffentlichen Angelegenheiten und gar nicht von Liebe, es sind vielmehr Mitteilungen innerster Gedanken über Leben und Sterben, Jugend und Alter, Betrachtungen über philosophische Fragen in leicht faßlicher Form, dazwischen fürsorgliche Ratschläge und erzieherische Winke für eine Frau, die ein zufälliges Gesicht dem großen Denker entgegengeführt hatte. — Der Text ist gegen die früheren Ausgaben ein anderer geworden. Auf Grund der Vergleichung der im Humboldtschen Familienarchiv in Tegel aufbewahrten Originale wurden wesentliche Auslassungen der bisherigen Ausgaben neu eingefügt, und auch da, wo fremde Hand Änderungen vorgenommen hatte, wurde der ursprüngliche Text wiederhergestellt. Zusammen mit der Ausstattung ist es ein feines Buch.

Wanderungen durch die hessische Industrie. Heft I. Ein Gang durch das Gaswerk Mainz von Dr. P. Stauß, Mainz. Herausg. von der Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung und Jugendpflege in Hessen-Darmstadt 1924.

Die Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung und Jugendpflege in Hessen veröffentlicht seit über einem Jahr aus der Feder des Herrn Studienrats Dr. Stauß in Mainz unter dem Titel „Wanderungen durch die hessische Industrie“ Aufsätze, die in allgemeinverständlicher Weise den Rohstoff und Werdegang der Erzeugnisse einzelner industrieller Unternehmen des Hessenlandes behandeln und kurz auf die Geschichte des Wertes, seine Entstehung und Entwicklung eingehen und zeigen, in welcher Weise sich oft aus kleinen Anfängen durch Fleiß und Umsicht des Gründers die bedeutendsten Werke entwickelt haben. Die Zentralstelle hofft damit den Sinn für technisches Schaffen und Denken zu wecken. Das vorliegende, mit zahlreichen Abbildungen versehene Heft zeigt nicht nur, wie Gas hergestellt wird, sondern auch, welche Reinigung es vor der Abgabe an den Verbraucher durchmachen muß, wie sorgfältig seine Eigenschaften untersucht werden und welche Verwendung seine Nebenprodukte finden; ferner geben die Ausführungen ein Bild von der so überaus vielseitigen Anwendungsmöglichkeit des Gases.

Unsere Kohlen. Eine Einführung in die Geologie der Kohlen unter Berücksichtigung ihrer Gewinnung, Verwendung und wirtschaftlichen Bedeutung. Von Bergassessor Dr. Paul Rukut, Privatdozent an der Universität Münster. 3. verbesserte Auflage. Mit 55 Abb. im Text und 3 Tafeln. 118 S. kl. 8°. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, Band 396.) Geb. 1,60 Mk. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1924.

Welche ausschlaggebende Bedeutung die Kohle für das Leben der Völker gewonnen hat, haben wir „am eigenen Leibe verspürt“. Unser Wirtschaftsleben wird sie, auch wenn sie ihm nicht mehr fehlt, weiterhin entscheidend beeinflussen. So dürfte die soeben erschienene und auf den neuesten Stand gebrachte 3. Auflage des Bandes „Unsere Kohlen“ der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ eine gleich günstige Aufnahme finden wie die vorhergehenden Auflagen, denn sie gibt in knapper, aber umfassender, durch zahlreiche Abbildungen veranschaulichter Darstellung Auskunft auf die vielfachen Fragen, die mit dem Begriff der Kohle verbunden sind. Von der Entstehung der Kohlesteine, ihrer Gewinnung und Veredelung wie ihrer vielseitigen technischen Verwertung wird eine ausführliche Übersicht gegeben. Auch die für die Kohlen in Betracht kommenden „Erfazmittel“ werden betrachtet. Zum Schluß folgen umfassende statistische Angaben über Erzeugung, Verbrauch, Preise usw. der letzten Jahre.

Dürer-Kalender für Kultur und Kunst. 13. Jahrg. 1925. Herausgegeben vom Deutschen Kulturarchiv durch Karl Maufner.

Wie bisher in seinem Untertitel „Für Kultur und Kunst“ wendet sich auch dieser Kalender, ein wohlgeflochtener Jahreskranz, an Andachtsgehimme. Bei Betrachtung der Blatt um Blatt tabellos wiedergegebenen Holzschnitte, Kupferstiche, Lithographien und Radierungen alter und neuer Meister und bei Lesung der sinnigen Gedichte, Sprüche und Betrachtungen empfinden wir mit Stolz, welche reiche Schätze wir besitzen. Es ist der rechte deutsche Heimatkalender, der keiner Partei und keiner Konfession angehört, und alt und jung wird sich daran erfreuen.

Deutscher Kalender für Elektrotechniker. Begründet von F. Uppenborn. Herausgegeben von Prof. Dr.-Ing. h. c. G. Dettmar. 42. Jahrg. 1925/26. 720 S. 300 Abb. und Kalendarium, Kl. 8°. In Leinen geb. 5 Mk.

Der Kalender liegt zum 42. Male vor; wie immer behandelt Dettmar und seine Mitarbeiter mit Gründlichkeit und Sachkenntnis alle in das Gebiet der Elektrotechnik fallenden Fragen. In seinem handlichen, raumsparenden Format und vielseitigen Inhalt kann man den Kalender als das billigste Universal-Handbuch der Elektrotechnik bezeichnen, welches auf keine Frage der Praxis die Antwort schuldig bleibt. Mehrere Abschnitte sind stark verändert worden. In dem über Elektrizität wurde der theoretische Teil über Elektrotechnik eingeschoben und im Abschnitt über Messungen sind die Meßgeräte und Meßwandler ganz neu bearbeitet worden. Maschinen und Transformatoren sind stark erweitert entsprechend dem neuen REM und RET des VDE. Ebenso wurden die Apparate auf Grund der neuen REA und der Heizgeräte-Normen des VDE ergänzt. Eine sehr starke Erweiterung erfuhr der Abschnitt XII durch die Neubearbeitung der Wasserkraftsanlagen, während die Beleuchtung, der neueren Entwicklung entsprechend, umgearbeitet worden ist. Die neue Ausgabe erschien für die Jahre 1925 und 1926 zusammen. Lob verdient die wesentlich verbesserte Ausstattung: schönes weißes Papier und Ganzleinenband. Auch der 1922 zuletzt erschienene Ergänzungsband ist zum Preise von 1 Mk. noch lieferbar.

Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte von Friedrich Meinecke. 1924, München und Berlin, Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Das 545 Seiten umfassende Buch will die Geschichte der Staatsräson seit Machiavelli geben. Unter Staatsräson versteht Meinecke „die Erwägung dessen, was zweckmäßig, nützlich und heilvoll ist, was der Staat tun muß, um das Optimum seiner Existenz jeweils zu erreichen“. Es handelt sich hier um eine Ideengeschichte, in der die Zwiespältigkeit der Staatsräson, die in der Verbindung von Natur und Geist liegt, und ihre Bedeutung in den Handlungen der Staatsmänner aufgezeigt wird. Der Natur zugewandt ist die Staatsräson, wenn in ihr das Machstreben vorherrscht, dem Geist zugewandt ist die Staatsräson, wenn allein das Staatswohl erstrebt wird. Zwischen diesen beiden Polen finden wir nun ein Unnütze von Verbindungen, und gerade diese dunklen, geheimnisvollen, oft bis ins Unbewußte hineinreichenden Zusammenhänge beherrschen den Staatsmann in seinen Entschlüssen. An Staatsmännern und Staatslehrern, die jedesmal einen bestimmten Zeitraum darstellen, werden diese Zwiespältigkeit und die Vereinigungen von sittlichen Forderungen und Machtansprüchen vom Verfasser dargestellt. Der Historiker sucht hier die Lebensvorgänge der Geschichte verständlich zu machen und darüber hinaus die Kräfte hervortreten zu lassen, die hinter den greifbaren Dingen wirken. Das Buch gibt so nicht nur Aufschluß über die vergangenen Jahrhunderte, sondern will auch die tieferen geistigen Grundlagen der neuesten Entwicklung aufzeigen. Dem einigermaßen philosophisch gebildeten Leser wird das Buch viel An-

regung verschaffen. Für die Bedeutung des Werkes spricht die Tatsache, daß sechs Wochen nach Erscheinen der ersten Ausgabe bereits eine zweite erscheinen konnte.

Mein Rheinlandtagebuch. Von General H. T. Allen, Oberbefehlshaber der amerikanischen Besatzungsarmee im Rheinland 1919—1923. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin.

Schon vor ihrem Erscheinen hat die deutsche Übersetzung des Rheinlandtagsbuches durch die veröffentlichten Auszüge die größte Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. In seinem Vorwort sagt General Allen als Begründung für seine Veröffentlichungen: „Wenn ich die nachfolgenden Teile meines Tagebuchs der Öffentlichkeit übergebe, so geschieht das in der Erwägung, daß sie für die Bildung einer richtigen Beurteilung von Personen und Maßnahmen von Nutzen sein können, die außerhalb der amerikanischen Landesgrenze eine Rolle gespielt haben, eine Beurteilung, die die wachsenden zwischenstaatlichen Zusammenhänge in den kommenden Jahren werden wünschenswert erscheinen lassen.“ Tatsächlich gibt der fast 400 Seiten starke Band ein Spiegelbild lebendiger Gegenwartsrealität und bleibt für alle Zeiten ein politisch und kulturell höchstwertiges Werk. General Allen ist kein Deutschenfreund, trotzdem er als Frontkämpfer und Sieger in das Land des Besiegten kam und mit nicht feindlichen Gefühlen wieder schied. General Allens Buch hat für uns Deutsche einen ganz besonderen Wert, wird viel gelesen und verbreitet mehr Licht über die französische Politik der letzten fünf Jahre, als die ungezählten Reden, Kongresse und Noten es vermocht haben.

Das Glücksglas. Erzählung von Anton Schott. Zweite und dritte Auflage. (3.—5. Tausend.) 8° (IV u. 282 S.) Freiburg i. Br. 1924, Herder. Geb. in Leinwand G.-M. 4.50.

„Schotts bekannte Vorzüge eignen auch diesem Werke. . . . Das Gebiet, das er bebaut, kennt er genau. . . . Seine Bauern und Arbeiter sind echt. . . . Das Ganze ist belebt von wahrer Liebe zum Volke, und eine tüchtige christliche Weltanschauung bekundet sich in der gesunden Moral seiner Bücher. . . .“

Der Herr Professor. Eine kleinstädtische Geschichte von Hermann Herz. 12° (IV u. 72 S.) Freiburg i. Br. 1924, Herder. Geb. in Pappe G.-M. 1.50.

Ein interessanter Mensch läuft mir über den Weg; ich will wissen, was es mit ihm ist. Der Herr Professor, ein jovialer, origineller pensionierter Reallehrer aus Köln, bringt mit seinem Einzug das schwäbische Oberamtsstädtchen einigermaßen in Aufregung, besonders die Buben, denen er in der Lateinschule nahetritt. Und, o Wunder, er schreibt Bücher! Mit der Einfachheit des Volkslieds sind die ferneren Geschehnisse des Professors erzählt, mit schwäbischer Behaglichkeit, humorvoll; wir sehen das alles klar und kleinstädtisch vor uns.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 10 (IV. Jahrgang, Januar 1925): Die volkswirtschaftliche Entwicklung und Bedeutung des Ruhrbezirks. Von A. Heinrichsbauer, Essen. S. 1 bis 5. — Werden und Vergehen im Weltenraum. Von Ernst Tiedge, Düsseldorf. S. 5 bis 10. Mit 7 Abb. — Neuerungen und Fortschritte auf dem Gebiete des Eisenbahnverkehrs. Von Friede-Timpensfeld, Dortmund-Union. S. 10 bis 13. Mit 5 Abb. — Eine Vorfahrtsfahrt des Rotorschiffes. Von Dr. Nonnenmacher, Köln. S. 14 und 15. Mit 3 Abb. — Ein Dieselmotorschiff mit Flettner-rudder auf dem Rhein. Von Paul Freytag. S. 15 bis 17. Mit 2 Abb. — Die Tagung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute 1924. S. 19 bis 28. Mit 3 Abb. — Das erste Fernsprech-Fernamt mit Selbstanschlußbetrieb. Von Lit.-Abt. der Siemens & Halske A.-G. S. 28 bis 30. Mit 4 Abb. — Die Lüneburger Notgemeinschaft. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. C. Gagel, Berlin-Dahlem. S. 30 und 31. — Von den Lasten, die Deutschland nach dem Dawes-Gutachten zu tragen hat. Von Dr. Schoppen. S. 33 bis 38. — Das tote Haus. Novelle aus Düsseldorfs Vergangenheit. Von H. Goedtsche. S. 39 bis 45. Mit 3 Abb. — Theater, Kunst, Wissenschaft. S. 46. — Dortmund-Schauspiel, Oper und Konzerte. S. 46 und 47. — Zur Jahrtausendfeier der Rheinlande. S. 48 und 49. — Technische Gedenk-

tage für Januar. S. 51. — Erlauchtes aus dem Fischkasten. Von Max Karl Böttcher. S. 52 bis 55. — Übernommenes Erbe. Von H. Vornfein. S. 55 bis 57. — O verzweifle nicht am Glücke. Von Robert Hamerling. Gedicht. S. 56. — Reidemeister, Böger und Lehrlinge im Drahthandwerk. Von H. F. Thomée, Werdohl. S. 58 bis 60. — Der Nutzen der wissenschaftlichen Astrologie für den einzelnen Menschen. Von Alma-Ingeborg Goebel, Düsseldorf. S. 60 bis 62. Mit 1 Abb. — König Heinrich der Finkler. Von E. v. Wekus. S. 62 bis 65. Mit 4 Abb. — Eine seltene Frau. Von Lisbet Dill. S. 65 bis 67. — Die Musik der armen Leute. Von Dr.-Ing. h. c. F. M. Feldhaus. S. 67 bis 69. Mit 6 Abb. — Oswald Spengler, Sport und Wirtschaft. Von Heinz Haefss, Düsseldorf. S. 70. — Aus dem Sporttagebuch. S. 70 bis 75. Mit 4 Abb. — Die Tätigkeit der Sportvereinigung „Siemens“ in Siemensstadt. Von C. Schelenz. S. 75. Eine Fuchsjagd der S. B. A. G.-Lehrwerkstätten. Von Höpfer, Schalte. S. 76. Mit 1 Abb. — Rätsel. S. 77. — Büchermarkt. — Titelbild. Holzschnitt von Gerd Schniewind. — Zwei Einschaltbilder. Holzschnitte von Gerd Schniewind. — Vier Wiebergaben von Gemälden von Ernst de Weert, Düsseldorf. — Vier Kunstdruck-Einschaltbilder: Winteraufnahmen vom Ober-Engadin.

Rheinlande-Union, Düsseldorf. — Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Otto Teich-Balgeheim, Düsseldorf. — Verantwortlich für den Sportteil: Heinz Haefss, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinlande-Schudert-Union M. 6.— (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit Kunstdruckbeilage und mit Umschlag; M. 3.— (Einzelheft M. 0.25) für Hefte mit Kunstdruckbeilage, ohne Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit Umschlag und Titelbild) von M. 12.—. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.20 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zusendungskosten.



BERGARBEITER
VON AUGUST BAUER, DUSSELDORF